

kürbiskern

Erich Fried: Gedicht

Hans-Albert Walter: No pasarán!

Wolfgang Weyrauch: Im Café

Annemarie Czaschke: Sternrenette

Johannes Schenk: Gedichte

D. Michalov: Der kleine Kolja

Hans Frick: Ein Gespräch

Sarah Kirsch: Gedichte

Anna Dünnebier: Der Sohn des Mörders

Michael Hatry: Beschreibung eines Festes

Jiri Hájek: Kafka und die sozialistische Welt

Erich Fried: In diesem besseren Land

Elisabeth Simons: Bemerkungen zu Franz Schonauer

Karl Burg: Mit dem Herzblut der Autoren

Günter Amendt: Silhouette 64

Georg Benz: Notstand der Demokratie

Jakob Mader: Formiert den Widerstand!

Protokoll: Arbeitslager Dingolfing

No. 4577

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Erich Fried

AN DIE TEILNEHMER DES GERICHTS DER
ÖFFENTLICHKEIT
ÜBER JOHNSON, RUSK, McNAMARA UND LODGE

1.

Man kritisiert euch
daß ihr zusammentretet
um Gericht zu halten
über die Täter

die in Vietnam
den Frieden getötet haben
wie Kindesmörder
in der Stunde seiner Geburt

2.

Man kritisiert euch
es sei nicht Brauch daß jene
die nichts haben als Begriffe
von Menschlichkeit und von Recht

zu Gericht sitzen über die
auf deren Seite die Macht ist:
Wohin das denn führe? —
Nun ihr zeigt ja wohin geführt wird

3.

Aber solche Kritik
ist ernsten Nachdenkens wert
denn wirklich es wäre besser
auch Macht zu haben

und nicht nur Recht
Doch die Entlarvung des Unrechts
trägt dazu bei
die Macht des Rechtes zu stärken

4.

Man kritisiert euch
es sei ein Unsinn jene
anzuklagen
die gar nicht gefangen sind

Von denen die euch das vorwerfen
wünschen manche
ihr wäret Gefangene
eurer Angeklagten

5.

Doch eure Angeklagten
sind gefangen auf dieser Erde
sie bleiben in Reichweite
sie können euch nicht entgehen

und man wird ihrer habhaft werden
eines Tages
wenn sie nicht fliehen zuvor
in den Tod oder in den Weltraum

6.

Man kritisiert euch
ihr erhöht nur ein lautes Geschrei —
Aber das müßt ihr tun
damit nicht die Schreie verhallen

der Frauen und Kinder
die schrieten unter den Bomben
der Angeklagten
und die nicht mehr schreien können

7.

Man kritisiert euch:
Was bezweckt euer Urteil —
daß man denkt an die die ihr anklagt
oder daß man sie vergißt?

Aber kraft eures Urteils
tragt ihr dazu bei zu entscheiden
wie man denkt an sie
und *wie* man vergißt

8.

Denn die Urteilskraft
verhält sich zur Kraft der Waffen
manchmal schon so
wie das Recht sich verhält zur Gewalt

Hans-Albert Walter
No pasarán!

Deutsche Exilschriftsteller im Spanischen Bürgerkrieg.

Mit einem Generalputsch begann am 17. Juli 1936 der Spanische Bürgerkrieg. In den Wahlen vom Februar 1936 hatte eine Volksfrontliste, bestehend aus den Parteien der Mitte und der Linken, gegen die regierenden Rechtsparteien einen überzeugenden Sieg errungen. Im neuen Parlament standen 251 Abgeordneten der Volksfront nur 143 der rechtsgerichteten Nationalen Front gegenüber. Nach Unruhen und Attentaten von beiden Seiten — der Ermordung von sozialistischen Offizieren folgte der Mord an dem Faschistenführer Calvo Sotelo — erhoben sich Falange und Monarchisten gegen die Volksfrontregierung.¹⁾ Die politischen Frondeure konnten sich auf große Teile der Armee unter General Francisco Franco stützen, die den Aufstand, zuerst in Spanisch-Marokko, dann im Mutterland auslöste. Claude G. Bowers, damals Gesandter der USA in Spanien, hat Kräfte und Ziele des Putschs in einem Bericht an das amerikanische Außenministerium so dargestellt: Beteiligt waren „1. die Monarchisten, die den König und sein altes Regime zurückbringen wollten; 2. die Großgrundbesitzer, die das Feudalsystem aufrechterhalten und die begonnene Agrarreform zu beenden wünschten; 3. die Großindustriellen und Bankiers, die die Arbeiter auf ihren früheren Platz zurückzudrängen beabsichtigten; 4. die kirchliche Hierarchie, die die Trennung von Staat und Kirche ablehnte; 5. die Militärclique, die nach einer Militärdiktatur strebte; 6. die Faschisten, die einen totalitären Staat herbeiwünschten.“²⁾

Die innerspanische Auseinandersetzung zwischen fortschrittlichen und totalitär-rückschrittlichen Kräften weitete sich bald zur internationalen aus. Auf seine Bitten wurde Franco von Hitler und Mussolini unterstützt. Die legale Regierung, durch den Abfall der meisten Truppenverbände nahezu hilflos, konnte sich fast nur auf schnell gebildete, militärisch unerfahrene Volksmilizen stützen. Ludwig Renn, Gustav Regler und Alfred Kantorowicz berichteten übereinstimmend immer wieder von den erschreckenden Zuständen bei republikanischen

¹⁾ Diese Volksfrontregierung bestand freilich ausschließlich aus Liberalen. Nicht ein einziger Sozialist, geschweige denn ein Kommunist, hatte ein Regierungsamt inne.

²⁾ Zitiert von Julius Deutsch, Ein weiter Weg, Lebenserinnerungen, Wien 1960, S. 304 f.

Einheiten. Renn, der als ehemaliger Berufsoffizier wohl den besten Einblick in die Situation hatte, zeigt sich über Kriegstechnik und Kampfweise der Milizen geradezu entsetzt. In dieser Lage wandte sich die spanische Republik an die in Frankreich regierende Volksfront-Koalition unter Léon Blum. Blum war zunächst zur Hilfe bereit, nahm aber auf wiederholte Interventionen der britischen Regierung davon Abstand. Stattdessen kam es zu einem Nichteinmischungspakt, der den Konflikt lokalisieren sollte. In Wahrheit wirkte dieser Vertrag aber wie ein Instrument zur Vernichtung der spanischen Republik. Während nämlich Großbritannien und Frankreich der Republik jegliche Unterstützung verweigerten, auch die USA die Waffenausfuhr verbot, Frankreich den Transport von Hilfslieferungen über sein Territorium unterband, wurde der Vertrag von Deutschland und Italien offen gebrochen. Sie unterstützten die rebellierenden Faschisten großzügig mit Geld, Kriegsmaterial und Truppen. Das Dritte Reich entsandte die „Legion Condor“, Mussolini mehrere Elitedivisionen. Was die Waffenlieferungen angeht, so zitiert Julius Deutsch, der österreichische Sozialistenführer und Schriftsteller, dazu aus den „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918/1945“, Serie D, Band III: „Unter den von den Alliierten im Jahre 1945 in Berlin gefundenen Akten der Reichskanzlei und des Deutschen Auswärtigen Amtes befand sich auch eine Aufzeichnung über ein Gespräch, das Hitler am 28. September 1940 mit dem italienischen Außenminister Galeazzo Ciano geführt hatte. In diesem Gespräch stellte Hitler fest, daß nach der Schlußabrechnung aus dem Bürgerkrieg Spanien dem Deutschen Reich 400 Millionen Mark schulde, während Ciano die materielle Hilfeleistung Italiens mit 14 Milliarden Lire (nach dem damaligen Wert) bezifferte. Das, was die Berliner Aktenfunde 1945 bestätigten, war denen, die die Politik der Nichtintervention leidend miterlebten, bereits 1936 und 1937 erschütternd klar: die ‚Nichtintervention‘ war eine Farce, ebenso ungeheuerlich in politischer Unmoral wie blamabel für die westeuropäische Diplomatie, die so tat, als sähe sie nicht, was jedermann sah.“³⁾ Das Verhalten der westlichen Regierungen war Teil jener als „Appeasement“ bekannten Beschwichtigungspolitik gegenüber Hitler, die sie von 1933 bis zur Annektion der Tschechoslowakei am 15. März 1939 übten. Die treibende Kraft ist dabei ohne Zweifel die britische Regierung gewesen. Léon Blum wird man im Falle Spaniens insofern „Milderungsgründe“ zubilligen müssen, als sich seine Volksfrontkoalition in einer Zwangslage befand. Die von Sozialisten und Radikalsozialisten getragene, von den Kommunisten tolerierte Regierung suchte ihr sozialpolitisches Reformprogramm zu verwirklichen; ein Engagement in Spanien hätte diese Absicht angesichts der unsicheren Parlamentsmehrheit gefährden können. Julius Deutsch, der naturgemäß über gute Beziehungen zu den französischen Sozialisten verfügte, hatte 1936 bei einem Besuch in Paris den Eindruck, „daß es den französischen Sozialisten in erster Linie auf die Stützung der

³⁾ Julius Deutsch, a. a. O., S. 299 f.

Regierung Léon Blum ankam und auf die Sicherung der von ihr in die Wege geleiteten Reformen. Selbst jene, die ihrer Funktion nach mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt waren . . ., kamen in den Gesprächen immer wieder auf die inneren Fragen Frankreichs zurück.“⁴⁾ Das ändert freilich nichts daran, daß die französischen Sozialisten mit dieser Nichteinmischungspolitik sich und dem gesamten europäischen Sozialismus das Grab gegraben haben. In der Überschätzung der innenpolitischen Probleme zeigte sich die falsche Gesamtkonzeption ihrer damaligen Politik.

Hilfe erhielt das republikanische Spanien nur aus Mexiko und aus der Sowjetunion. Indes war Mexiko ein kleines Land, seine Unterstützung eher symbolisch, und die der Sowjetunion mußte nicht nur mit den gesamten spanischen Goldreserven erkaufte werden⁵⁾, sie war auch an politische Forderungen geknüpft, und blieb, als diese nicht erfüllt wurden, in entscheidenden Situationen aus. Die zahlenmäßig schwachen, jedoch gut organisierten spanischen Kommunisten strebten nach Einfluß in der spanischen Regierung, was ihnen von dem linkssozialistischen Ministerpräsidenten Largo Caballero verweigert wurde. Gustav Regler hat in seiner Autobiographie beschrieben, wie er als politischer Kommissar einer Internationalen Brigade seine Bataillonskommissare in diese Lage „einzuweisen“ versuchte. Seine Charakterisierung der Zusammenhänge ist so knapp wie treffend: „Wir haben in Valencia eine dauernde Regierungskrise. Caballero wehrt sich gegen kommunistischen Einfluß. Die Russen halten mit Waffen zurück. Auch Getreide kommt nicht mehr. Es ist alles ein Handel. Wir“ — die Angehörigen der Brigaden — „sind nur die Bauern in diesem Schachspiel . . . Die Kommunisten wollen erst den Krieg gewinnen, die Anarchisten wollen schon jetzt etwas Reales sehen: Kooperativen, Landverteilung, verbrieft Rechte, eine neue Welt. Caballero sitzt zwischen den Stühlen.“⁶⁾

Die einzige wirklich bedeutende Unterstützung der Republik kam von den Freiwilligen der Internationalen Brigaden. Ludwig Renn teilt zwar mit, es seien nie mehr als 30 000 Freiwillige gleichzeitig in Spanien gewesen,⁷⁾ gemessen an den Hilfstruppen Hitlers und Mussolinis eine kleine Zahl, erst recht wenn man die mehr als mangelhafte Bewaffnung der Interbrigaden der materiellen Übermacht der Faschisten gegenüberstellt; dennoch wurde der Bestand der Spanischen Republik in den Jahren 1936 und 1937 fast ausschließlich von den Freiwilligen gesichert. Die Brigaden setzten sich zum größten Teil aus Sozialisten und Kommunisten zusammen. In den deutschen Einheiten überwog der kommunistische, in

⁴⁾ Julius Deutsch, a. a. O., S. 247

⁵⁾ Hugh Thomas, *Der Spanische Bürgerkrieg*, Frankfurt-Berlin 1961, S. 242. Auch die Goldbestände, die nicht gleich bei der ersten Lieferung in die UdSSR gingen, gelangten später dahin.

⁶⁾ Gustav Regler, *Das Ohr des Malchus*, Köln o. J., S. 405

⁷⁾ Ludwig Renn, *Im Spanischen Krieg*, Berlin 1963, S. 117

denen anderer Nationalitäten, vor allem den italienischen, der sozialistische Einfluß. Die Freiwilligen kamen einzeln und in Gruppen, ordnungsgemäß oder illegal über die spanische Grenze.⁸⁾ Ludwig Renn vermerkt, es sei durchaus nicht jeder, der sich meldete, auch von den „Organisationen“ — worunter man vor allem die kommunistische Exilpartei zu verstehen hat, — nach Spanien geschickt worden: „Man wollte keine Abenteurer haben, sondern Kämpfer.“⁹⁾ Dies ist sicher ein berechtigter Gesichtspunkt bei der Auswahl der Freiwilligen gewesen. Man wird freilich aber auch vermuten dürfen, daß diese Regelung — die nur für die KP bestätigt wird — zugleich ein Versuch ideologischer Kontrolle gewesen ist.

Die erste Einheit aus ausländischen Freiwilligen bildete sich schon im Juli 1936 in Barcelona: die aus deutschen Exilanten bestehende „Centurio Thälmann“. Das war jedoch ein Einzelfall. Offiziell wurden die Internationalen Brigaden erst Mitte Oktober 1936. Anfang November, als die Moros, Francos marokkanische Hilfstruppen, die spanische Hauptstadt angriffen, gingen sie an die Front.

Die Freiwilligen kamen aus aller Welt. Wie Hugh Thomas berichtet, hatte jede kommunistische Parteiorganisation einen gewissen Anteil von Freiwilligen zu stellen. (Thomas sagt auch, von den Angehörigen der Brigaden seien etwa 60 Prozent Kommunisten gewesen, weitere 20 Prozent seien es in Spanien geworden. Belegt wird diese Schätzung nicht.)¹⁰⁾ Das Bataillon „Tschapajew“, dem Alfred Kantorowicz lange Zeit als Informationsoffizier angehörte, vereinte unter dem Namen des Partisanenführers aus der russischen Revolution Angehörige von 21 Nationen: Deutsche, Polen, Spanier, Österreicher, Schweizer, Palästinenser, Holländer, Tschechen, Ungarn, Schweden, Dänen, Jugoslawen, Franzosen, Norweger, Italiener, Luxemburger, Ukrainer, Belgier, Weißrussen, Griechen und Brasilianer.¹¹⁾ Neben solchen national gemischten gab es auch fast homogene Einheiten aus Deutschen, Franzosen, Engländern und Amerikanern. Vielfach waren die Freiwilligen Weltkriegsteilnehmer, die einander als Feinde, oft im gleichen Frontabschnitt, gegenübergestanden hatten, nun aber gegen den gemeinsamen Feind kämpften: den Faschismus. Durch die bereits geschilderte Schwäche der spanischen Volksmilizen lag während des ersten Kriegsjahres die Hauptlast der Verteidigung auf den Freiwilligen. Erst im Spätsommer 1937 wuchs die Bedeutung des spanischen Volksheeres, und die Belastung der Inter-

⁸⁾ In strikter Befolgung des Nicht-Einmischungsvertrages ließ die französische Regierung die Grenze streng überwachen. Man mußte also bei Nacht über nicht bewachte Pyrenäenpfade oder aber von Marseille aus mit Fischerbooten nach Spanien zu kommen versuchen.

⁹⁾ Ludwig Renn, a. a. O., S. 66

¹⁰⁾ Hugh Thomas, *Der Spanische Bürgerkrieg*, S. 235

¹¹⁾ Alfred Kantorowicz, *Spanisches Kriegstagebuch*, Köln 1966, S. 190

nationalen Brigaden wurde geringer. Deutsche und Italiener waren in den Brigaden besonders stark vertreten: die von Faschismus und Nationalsozialismus aus ihren Heimatländern Vertriebenen. Der Krieg in Spanien war ihr Krieg, weil sie erkannt hatten, was die westlichen Demokratien in hartnäckiger Selbsttäuschung einzusehen sich weigerten: die Tatsache, daß Spanien lediglich der Testfall für einen bevorstehenden großen Konflikt war. Die Begründung, die Julius Deutsch für seine Teilnahme am Bürgerkrieg gibt, steht repräsentativ fürs allgemeine Bewußtsein: „Die Ereignisse in Spanien waren keine lokale Angelegenheit, sondern bereits der Beginn der Weltkatastrophe. Ob Weltkrieg oder Weltfrieden, das wurde zu einem guten Teil auf den Schlachtfeldern Spaniens entschieden . . . Für Worte war es zu spät . . . Wiens Februarkampf¹²⁾ war das erste große Vorpostengefecht, Spaniens Bürgerkrieg die erste große Schlacht gegen die totalitäre Tyrannei. Das Schicksal hatte mich in das Vorpostengefecht gestellt. Zum zweiten, dem größeren Waffengang, meldete ich mich freiwillig.“¹³⁾ Der aus Dachau geflohene ehemalige kommunistische Reichstagsabgeordnete Hans Beimler, im Herbst 1936 Politikkommissar der deutschen Kommunisten in Spanien, präziserte die konkreten Erwartungen der deutschen Freiwilligen, wenn er sagte: „Nur über Madrid kommen wir nach Deutschland zurück.“¹⁴⁾ Eine Formulierung, in der auch die kommunistische Parole mitschwingt, Spanien müsse zum „Grab des europäischen Faschismus“ werden. Alfred Kantorowicz Motivierung klingt wesentlich pessimistischer, fast verzweifelt: „Für uns deutsche Antifaschisten liegt die Heimat gegenwärtig wirklich vor Madrid, wie es in dem Lied der Internationalen Brigaden heißt. Wir haben auch gar keine Wahl, die uns Qual machen könnte. Wir haben kein Zuhause, solange in unserem Lande der Mord, die Lüge, das Unrecht, die Gewalttat im Namen Hitlers herrschen. Sollen wir in die Emigration zurück? Ohne Papiere, gehetzt, hungernd, heimatlos, vogelfrei, zum schadenfrohen Gespött unserer Feinde und eine Last für unsere Freunde? Auf uns wartet niemand, — es seien denn Kerker und Konzentrationslager. Weh uns, wenn wir aus Spanien als Besiegte fliehen müßten . . . So ist unsere Lage. Sie ist furchtbar eindeutig.“¹⁵⁾ Gustav Regler hebt die psychologische Bedeutung hervor, die der Kampf in Spanien für die Exilanten besaß: „Todgeweihte sahen wieder Sinn im Leben. Die meisten der Männer waren Emigranten, die seit drei Jahren Gedeimigten der Pariser, Prager und Schweizer (Polizei-)Präfecturen. Einige hatte man ge-

¹²⁾ Gemeint ist der — mißlungene — Schutzbundaufstand der österreichischen Arbeiterschaft gegen den kalten Staatsstreich des austrofaschistischen Kanzler Dollfuß im Februar 1934. Julius Deutsch war einer der Führer des Aufstandes gewesen.

¹³⁾ Julius Deutsch, a. a. O., S. 248 f.

¹⁴⁾ Gustav Regler, a. a. O., S. 383

¹⁵⁾ Alfred Kantorowicz, a. a. O., S. 216

zwungen, täglich (ich wiederhole: täglich!) zu erscheinen, und um einen weiteren Tag Asyl zu bitten. Nun hatten sie Waffen in den Händen und eine Stadt zu beschützen. Der ständig drohende Tod, den sie verlachen oder zum mindesten übersehen konnten, gab ihnen die Würde wieder. Viele waren Juden; ihre Schüsse in der Nacht galten Hitler.“¹⁶⁾

Die Freiwilligen führten den Krieg unter dem Zeichen der Volksfront. Alfred Kantorowicz bemerkt, „daß in diesen Freiheitsbataillonen die Volksfront, die in manchen Kreisen der deutschen Emigration in Paris und Prag immer noch eine Formel ist, die man äußerstenfalls zur Diskussion stellt, hier längst stillschweigend und zwangsläufig Wirklichkeit geworden ist.“¹⁷⁾ In der Ausnahmesituation der vordersten Frontlinie verwundert das kaum. Zu breiten Diskussionen war weder Zeit noch Gelegenheit. Die Bewährung im Normalen war dieser „Wirklichkeit“ der Volksfront erst noch aufgegeben — aber eben in Paris oder Prag kam sie kaum zustande.

Es gehört überdies zur Tragik der Geschichte, daß zur gleichen Zeit, da diese Einheit aller hitlerfeindlichen Exilanten in Spanien kämpfend hätte verwirklicht werden können, die Moskauer Prozesse solche Bemühungen desavouierten. Nicht nur für Sozialdemokraten und Bürgerliche, erst recht für die hellsichtigen der in Spanien kämpfenden Kommunisten ergab sich daraus eine ungeheure psychische Belastung. Der Stalinismus zerstörte viele Hoffnungen, für die man in Spanien kämpfte. Die Spionenfurcht der kommunistischen Kader, ihre ideologische Intoleranz, ihr Kampf gegen angebliche Schädlinge in den eigenen Reihen, die Verdächtigungen nichtkommunistischer Mitkämpfer, gar die „Liquidierung“ von Mißliebigen, all das gehört zu den deprimierendsten Ereignissen des gesamten spanischen Krieges. Die Kommunisten, die der spanischen Sache ihre ganze Kraft widmeten, haben ihr infolge der Zerrissenheit in den eigenen Reihen einen unermesslichen Schaden zugefügt.

Sicher hat es in den Internationalen Brigaden Agenten der anderen Seite gegeben. Bredel erwähnt in seinem autobiographisch fundierten Roman „Begegnung am Ebro“ zwei deutsche Brigadisten, die als Spione der Legion Condor entlarvt wurden; Ludwig Renn berichtet von einem spanischen Offizier, der, als Agent des französischen Deuxième Bureau, Freiwillige zur Aufgabe des Kampfes zu bewegen suchte und ihnen französische Pässe für den Fall versprach, daß sie Spanien verließen. Man wird solche Fälle keineswegs abtun dürfen, und auch die daraus resultierende Wachsamkeit ist höchst berechtigt. Indes ist Wachsamkeit eines, die Atmosphäre allgemeinen Mißtrauens ein anderes. Die allgemeine Furcht war aber nicht eine Folge der Spionagefälle, man muß sie als Ergebnis der Parteisäuberungen in der UdSSR ansehen, die sich bis nach Spanien auswirkten. Ein Beweis dafür ist die Verfolgung der spanischen Trotzkistenpartei

¹⁶⁾ Gustav Regler, a. a. O., S. 382

¹⁷⁾ Alfred Kantorowicz, a. a. O., S. 49

POUM (Partida Obrero de Unificación Marxista = Arbeiterpartei für marxistische Einheit) deren einziger Fehler darin bestand, sich den Kommunisten nicht gleichschalten zu wollen. Gewiß hat die POUM eine zum Teil irrealer Politik betrieben, aber es ist einfach absurd, ihr „überwiegend faschistische Tendenzen“ zu unterstellen, wie das beispielsweise Ludwig Renn noch in der 1963 erschienenen Neuauflage seines Buches „Im spanischen Krieg“ tut. Allzu peinlich wird man an die erfundenen Anklagen der Moskauer Prozesse erinnert, wenn sogar eine direkte Zusammenarbeit zwischen Trotzkisten und Nationalsozialisten behauptet wird, der POUM-Führer Nin als „käuflich“¹⁸⁾ bezeichnet, seinen Truppen Sabotage der Abwehrfront gegen Franco vorgeworfen wird. Auch wenn das politische Konzept der Kommunisten der Kriegssituation in Spanien vielfach angemessener und bei weitem überzeugender war als das etwa der Anarchisten und der POUM, so rechtfertigt das doch keinesfalls den politischen Terror, den die Kommunisten zweifellos ausübten. In Wahrheit handelte es sich auch nicht um diese sachlichen Meinungsverschiedenheiten, sondern um einen von kommunistischer Seite rigoros geführten Machtkampf.

Für Egon Erwin Kisch verbürgt Alfred Kantorowicz das auf solche Vorgänge bezogene Wort: „Weh uns, wenn wir gesiegt haben.“¹⁹⁾ Kantorowicz erwähnt auch Gespräche, die er im September 1937 in Spanien mit Kisch und Regler geführt habe: sie seien bis an „die Grenze des spekulativen Oder“ gegangen.²⁰⁾ Die Äußerung verdeutlicht die Zwangslage der Kämpfenden. Der unmittelbare Feind war der Faschismus, es blieb gar keine Wahl, als ihn zuerst und mit der ganzen Kraft zu bekämpfen. Erst wenn die faschistische Bedrohung abgewendet war, konnte man daran denken, die Fehlentwicklungen im eigenen Lager zu beseitigen. Für Regler war Rußland nach den Moskauer Prozessen ein „entarteter Freund“, das Dritte Reich selbstverständlich der Feind. Diese nüchterne Einsicht wurde auch von jenen geteilt, die sich später von der KP trennten: Arthur Koestler, Louis Fischer und Gustav Regler. Obwohl Regler und Fischer durch ihre spanischen Erfahrungen aufs tiefste deprimiert wurden, blieb ihr Verhältnis zur KP noch während des gesamten spanischen Krieges unverändert. Erst nach dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt trennten sie sich von der Partei. Die intellektuellen haben in den Internationalen Brigaden eine beachtliche Rolle gespielt. An anderen Berufen gemessen, war ihre Zahl naturgemäß klein. Alfred Kantorowicz hat für das Bataillon „Tschapajew“ eine interessante Berufs- und Sozialstatistik aufgestellt. Danach waren unter den 389 Angehörigen des Bataillons nur 8 Intellektuelle, dagegen 231 Industrie- und Bergarbeiter, 68 Landarbeiter, 36 Seeleute, 19 Angestellte, 13 selbständige Kleinbauern oder Pächter, je 7 Beamte und Gewerbetreibende. Der Anteil der Intellektuellen lag also etwa

¹⁸⁾ Ludwig Renn, a. a. O., S. 276

¹⁹⁾ Alfred Kantorowicz, Deutsches Tagebuch, Erster Teil, München 1959, S. 56

²⁰⁾ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch, a. a. O., S. 399

bei 2 Prozent.²¹⁾ Diese Relation dürfte auch für andere Einheiten repräsentativ gewesen sein. Das Bild ändert sich, wenn man die Positionen betrachtet, die die Intellektuellen in den Brigaden innehatten. Der politische Schriftsteller Hans Kahle, der legendäre „General Hans“ des Bürgerkrieges, schrieb dazu: „Auffallend stark ist der Anteil der antifaschistischen Intellektuellen in den höheren Kommandostellen. Die drei Brigadekommandeure einer Division waren vor dem 18. Juli 1937“ — einem der Höhepunkte der mit großen Opfern verbundenen Schlacht von Brunete — : „ein Schriftsteller, ein Maler, ein Komponist.“²²⁾ Von selbst versteht es sich, daß viele später bekannt gewordene Politiker in Spanien gekämpft oder doch den republikanischen Teil des Landes bereist haben. Erich Ollenhauer führte eine Delegation der Sozialistischen Jugend-Internationale bis in die vordersten Schützengräben. Willy Brandt war einige Monate in Spanien „als Korrespondent für skandinavische Blätter und als Vertrauensmann meiner politischen Freunde in der Emigration; in ihrem Auftrag sollte ich beobachten und berichten.“²³⁾ Hubertus Prinz zu Löwenstein bereiste ebenfalls das republikanische Spanien; seine Eindrücke hat er in der Broschüre „Als Katholik im republikanischen Spanien“²⁴⁾ niedergelegt. Die Kommunisten Gerhart Eisler und Franz Dahlem waren im Politikommissariat der deutschen Brigaden tätig, Dahlem wurde als politischer Leiter der deutschen Kommunisten in Spanien Nachfolger des vor Madrid gefallenen Hans Beimler. Heinrich Rau, nachmals Wirtschaftsminister der DDR, kommandierte eine deutsche, Randolfo Pacciardi, nach 1945 lange Jahre italienischer Verteidigungsminister in fast allen Kabinetten, die italienische Garibaldi-Brigade. Politischer Kommissar der „Garibaldinos“ war Pietro Nenni, heute stellvertretender Ministerpräsident Italiens. Leitende politische Funktionen im Generalkommissariat der Brigaden hatten Luigi Longo (unter dem Decknamen Luigi Gallo) und Palmiro Togliatti („Ercoli“), der jetzige und der verstorbene Vorsitzende der italienischen KP. Josip Broz Tito organisierte von Paris aus den Nachschub der Brigaden und schleuste auf illegalen Wegen neue Freiwillige nach Spanien, man sprach von Titos „Geheimbahn“.

Der Anteil der deutschen Exilschriftsteller war nicht minder groß. Alfred Kantorowicz spricht gelegentlich von 29 Autoren, die teils als Soldaten, Offiziere, Kommissare und Ärzte, teils als zivile Mitkämpfer, teils als Schriftsteller und

²¹⁾ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch, a. a. O., S. 190

²²⁾ „Das Wort“ Literarische Monatsschrift, Redaktion Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel, Heft 10, Oktober 1937, Jourgaz-Verlag, Moskau, S. 65

²³⁾ Willy Brandt, Mein Weg nach Berlin, Aufgezeichnet von Leo Lania, München 1961, S. 97

²⁴⁾ Das Bändchen erschien zuerst 1937 in englischer Sprache bei Victor Gollancz, London, erst 1938 in deutsch im Stauffacher-Verlag, Zürich.

Korrespondenten in Spanien waren, manche für einige Wochen und Monate, die meisten für die gesamte Dauer des Krieges. Arthur Koestler ging als Berichterstat-ter des britischen „News Chronicle“ schon im August 1936 nach Spanien. Es gelang ihm, auch die hermetisch abgesperrten Rebellengebiete zu bereisen und Verstöße gegen den Nichteinmischungsvertrag festzustellen. In Sevilla wurde er von einem deutschen Nazi-Journalisten erkannt und konnte mit knapper Not nach Gibraltar fliehen, „der Steckbrief kam hinter mir her.“²⁵⁾ Das Resultat dieser ersten Reise ist in mehreren Reportagen und dem Schwarzbuch „Und Menschenopfer unerhört“ niedergelegt. Ludwig Renn, der erst im Frühjahr 1936 aus einem Zuchthaus des Dritten Reiches entlassen worden, danach unter abenteuerlichen Umständen in die Schweiz geflohen war, kam im Oktober 1936 in Barcelona an. Fast zur gleichen Zeit erschien auch Gustav Regler. Alfred Kantorowicz und Hans Marchwiza kamen im Dezember. Bruno von Salomon, der Bruder Ernst von Salomons, gehörte bereits in den ersten Kriegswochen einer von André Malraux kommandierten Fliegerstaffel an. Julius Deutsch wurde bald nach seiner Ankunft im Oktober Berater des spanischen Kriegsministeriums im Generalsrang. Er entwarf Operationspläne für die Verteidigung Madrids und leitete die Ausbildung der Milizen. Später wurde er mit dem Aufbau der Küstenverteidigung betraut. Ludwig Renn war Stabschef, Bodo Uhse politischer Kommissar der 17. Division, die von Hans Kahle kommandiert wurde. Willi Bredel, der zusammen mit Erich Weinert Mitte 1937 zum Internationalen Schriftstellerkongreß nach Spanien kam, blieb im Lande und kämpfte als Kommissar des Bataillons „Thälmann“. Kurt Stern, zunächst Kommissar in der 11. Brigade, redigierte ab März 1937 die Frontzeitung „Volontaire de la Liberté“. Erich Arendt, Eduard Erwin Kisch war an allen Fronten „zu Hause“. Kantorowicz schreibt, seine Anwesenheit in der vordersten Linie habe „tausenden den Mut und die Zuversicht gestärkt. Erich Weinert ist gemeinsam mit Ernst Busch von Brigade zu Brigade, von Hospital zu Hospital gefahren; sie haben die Kämpfer mit dem Vortrag ihrer Gedichte und Lieder begeistert. Erich Kuttner nennen wir in diesem Zusammenhang nicht als den bekannten sozialdemokratischen Abgeordneten und Politiker; der Verfasser des schönen Buches über Hans von Marées ist ein Kollege... Er war in den schwersten Stunden des Kampfes um Madrid... immer unter den Truppen. Maria Osten war nicht nur als Korrespondentin, sondern als unermüdliche Helferin und Mitarbeiterin mehr als ein Jahr unter uns.“²⁶⁾ Zeitweilig besuchten uns in Spanien Anna Seghers, Rudolf Leonhard, Ernst

²⁵⁾ Arthur Koestler, Ein spanisches Testament, Zürich 1938, S. 59

²⁶⁾ Maria Osten (d. i. Maria Gresshöner), vor 1933 Verlagssekretärin in Wieland Herzfeldes Malik-Verlag, war die Freundin Michail Kolzows. Nach ihrer Rückkehr aus Spanien in die UdSSR fiel sie den stalinistischen Säuberungen zum Opfer.

Toller ²⁷⁾, Klaus Mann, Erika Mann, Bruno Frei, Otto Katz . . . Es versteht sich, daß wir in jeder Funktion, die wir hatten, als Offiziere, Kommissare, auch Schriftsteller blieben, und mit unserer Fähigkeit, zu schreiben, zu helfen suchten. Wir alle ausnahmslos haben an den Brigaden-, Bataillons-, Kompanie- und Wandzeitungen regelmäßig mitgearbeitet, einige von uns haben als Kommissare Frontzeitungen redigiert oder sogar begründet, wir haben am madrider und barcelonaer Sender mitgewirkt, und wir haben schließlich unsere Erlebnisse und Erfahrungen in der ausländischen Presse mitgeteilt.“ ²⁸⁾

Kantorowicz gründete beispielsweise die allgemeine Frontzeitung der Internationalen Brigaden, den „Volontaire de la Liberté“. Innerhalb eines Vierteljahres brachte er 25 deutsche und 13 französische Nummern der Zeitung heraus. Man darf sich diese Tätigkeit nicht leicht vorstellen. Kantorowicz spricht von den „grotesken (aber nicht komischen) Schwierigkeiten, die mit der Herstellung einer deutschsprachigen Zeitschrift unter den gegebenen Umständen in Valencia verbunden waren“. ²⁹⁾ Es begann damit, daß die spanische Sprache den Buchstaben W nicht kennt, ohne den eine deutsche Zeitung schwerlich auskommt. Man mußte von Valencia nach Barcelona fahren, nur um einen deutschen Typensatz aufzutreiben. Als man ihn hatte, war er für die vorgesehene Setzmaschine unbrauchbar. Dann gab es Schwierigkeiten mit den der deutschen Sprache nicht mächtigen spanischen Setzern. „Von hundert Zeilen mußten rund achtzig wieder zur Korrektur gehen und von dieser Korrektur nochmals die Hälfte, so daß der Satz endlich nur etwa jede vierte bis fünfte Zeile einen Druckfehler enthielt.“ ³⁰⁾ Als fast noch schwieriger erwies es sich, in den mit Regierungsaufträgen überlasteten valencianer Druckereien eine freie Maschine zu finden. „Wie aktuell die Zeitung war, als sie dann wirklich erschien, kann man sich wohl vorstellen.“ Kantorowicz Schwierigkeiten bei der Erstellung des „Tschapajew“-Buches ³¹⁾ waren politischer Art. Er verwirrte und verhedderte sich in Parteintrigen, brachte das Buch gegen ausdrückliche Befehle untergeordneter Instanzen heraus, wurde aber durch das positive Votum Togliattis und Longos gerechtfertigt. Bei den meisten in Spanien lebenden Exilautoren trat solche publizistische Tätig-

²⁷⁾ Toller muß in Spanien vollends desillusioniert worden sein. Walter Mehring berichtet, nach seiner Rückkehr im Herbst 1938 habe T. eine „Abrechnung mit der Schande unserer Linken“ geschrieben. Trotz aller Nachforschungen konnte das Manuskript bisher nirgends festgestellt werden.

²⁸⁾ Alfred Kantorowicz, Auszug aus „Fünf Jahre Schutzverband Deutscher Schriftsteller im Exil“, Das Wort, a. a. O., Heft 12, Dezember 1938, S. 72 f.

²⁹⁾ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch, a. a. O., S. 87 ff.

³⁰⁾ A. a. O.

³¹⁾ Tschapajew — Bataillon der 21 Nationen, Madrid, Verlag der Nation, 1938: Ein Band mit Erlebnisberichten der Angehörigen des Bataillons, das seiner Internationalität halber besonders attraktiv war.

keit allerdings weit in den Hintergrund. Besonders während der Kämpfe um Madrid wurde buchstäblich jeder Mann an der Front benötigt. Die Zahl der Angreifer war überwältigend, die der Verteidiger verschwindend. Die spanische Hauptstadt war von drei Seiten eingeschlossen. Franco versuchte sie mit allen Mitteln zu nehmen und, als das nicht gelang, doch die Verbindung zum Hinterland abzuschneiden, um sie auszuhungern. In den kritischen Monaten des Winters 1936/37 wurde die Stadt freilich nicht durch den populären spanischen General Miaja verteidigt, sondern durch die Internationalen Brigaden. „Francos Mohren wurden, als sie in jenem Herbst 1936 im Begriff waren, zu einem unvorstellbar grausamen Gemetzel in die naive, unbewaffnete, träumende Stadt Madrid einzubrechen, aufgehalten von jenen wenigen Bataillonen, die man später die Internationalen Brigaden genannt hat.“ ³²⁾ „Francos Mohren“, — Gustav Regler meint die marokkanischen Hilfstruppen, die den Hauptteil der faschistischen Streitkräfte vor Madrid stellten. Ihnen ging der Ruf barbarischer Grausamkeit voraus. Was sie an Gefangenen, Verwundeten, Sterbenden, auch an der Zivilbevölkerung verübten, kann sich mit dem Sadismus der SS in den Konzentrationslagern durchaus messen. Nichtsdestoweniger wurde Franco nach seinem Sieg im Frühjahr 1939 von Pius XII. mit den Worten beglückwünscht: „Wir erheben unser Herz zu Gott, um mit Ew. Exzellenz für Spaniens katholischen Sieg zu danken.“ ³³⁾ Das Herz ihrer Gefangenen pflegten die für diesen „katholischen Sieg“ kämpfenden Moros mit offener Billigung ihrer christlichen Vorgesetzten aus dem Leib zu schneiden. Alfred Kantorowicz beschreibt, wie er und seine Kameraden einen Einbruch der Moros in die eigenen Linien wieder „reparierten“. Kaum wiederzugeben, was sie nach der Rückeroberung des Grabenstückes sehen: „Als . . . der Anschluß an die erste Kompanie wiederhergestellt war und beide Kompanien gemeinsam vorgingen, fand man in dieser Schlucht ein Bild des Grauens, wie es mir noch von den im Dezember 1936 im Wald von Boadilla gefallenen Männern des Thälmann-Bataillons her bekannt war. Was man dort mit den nach stundenlangem Verzweiflungskampf überwältigten Verteidigern getan hatte, das hatte man auch hier mit unseren überraschten Kameraden getan. Die Retter der christlichen Zivilisation hatten ihnen die Herzen herausgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Gliedmaßen abgehackt. Einige der so geschändeten Leichname waren dann angezündet worden und teilweise verkohlt . . . Ich sah krampfhaft weg. Ich hatte das einmal gesehen und wollte es nicht zum zweitenmal sehen.“ ³⁴⁾ Mit diesen in fast allen Erlebnisberichten bestätigten Grausamkeiten sind jene — nicht minder verwerflichen — kaum vergleichbar, die von seiten der spanischen Bevölkerung in den ersten Wochen des Bürgerkriegs an der Priesterschaft verübt wurden. Die Ermordung der Priester konnte immerhin als echte und unmittelbare Reaktion auf jahrhundertelange

³²⁾ Gustav Regler, a. a. O., S. 380

³³⁾ Hugh Thomas, a. a. O., S. 461

³⁴⁾ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch, a. a. O., S. 335 f.

Ausbeutung und Unterdrückung des Volks durch den Klerus gelten; Priester-morde gab es bezeichnenderweise auch da nicht, wo der untere Klerus auf der Seite des Volkes stand: im Baskischen. Für die Grausamkeit der Moros gibt es solche Erklärungen nicht. Die Tatsache, Madrid diesem Gegner ausgeliefert zu sehen, erklärt mit der Verbissenheit der Verteidiger.

In den Kämpfen vor der spanischen Hauptstadt hat sich besonders Ludwig Renn ausgezeichnet. Seine erste Tätigkeit bestand im Ausarbeiten von Gefechtsvorschriften, im Ausbilden von Ausbildern für die Milizen. Nach Aufstellung der Interbrigaden übernahm er als Major das Bataillon „Thälmann“. Wenig später wurde er zum Stabschef der 11. Brigade, im Sommer 1937 zum Stabschef der 17. Division im Range eines Obersten befördert. Bei der Schlacht von Las Rozas am Jahreswechsel 1937/38 spürte das Bataillon „Thälmann“ erstmals den massiven Einsatz deutscher Artillerie und Luftwaffe auf der Gegenseite. Von der Härte des Kampfes zeugt die Tatsache, daß von Renns Truppe nur 32 Mann überlebten. Der Durchbruch war vermieden, der dafür gezahlte Preis wog schwer.

Renns bedeutendstes Verdienst rührt aus der Schlacht von Guadalajara im März 1937. Auch hier sollte Madrid vom republikanischen Teil Spaniens abgeschnitten werden. Drei italienische Elitedivisionen hatten die sehr schwache Front der spanischen Milizen durchstoßen, der Weg nach Madrid war frei. Renn versuchte vergebens, die in panischer Angst zurückflutenden spanischen Einheiten aufzuhalten. Mit den erst allmählich eintreffenden Bataillonen der Internationalen Brigaden baute er eine neue Widerstandslinie auf. Sie ermöglichte wenige Tage später einen beachtlichen Sieg über die gut ausgebildeten und mit modernstem Kriegsmaterial ausgerüsteten Italiener. Die Truppen Mussolinis räumten in regelloser Flucht das Feld. Tausende von Gefangenen wurden eingebracht, große Mengen Kriegsmaterial erbeutet. Hugh Thomas kommt zu dem Urteil, einzig die Willenskraft Ludwig Renns habe am Anfang dieser Schlacht eine Katastrophe verhindert.³⁶⁾ Es wirkt fast wie ein Kommentar zum Sieg von Guadalajara, daß das Dritte Reich Ludwig Renn wenig später die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannte, daß er „ausgebürgert“ wurde.

Als politischer Kommissar der 12. Brigade nahm auch Gustav Regler an der Schlacht von Guadalajara teil. Bezeichnend für ihn wie für das Amt des Kommissars, daß er den Feind nicht nur mit Waffen bekämpfen, sondern ihn auch überzeugen, zum Desertieren bringen wollte. Der Feind: das war in wenigen Fällen ein wirklich überzeugter Gegner, meist nur ein irregeleitetes, politisch blindes Opfer der Machthaber. Der Krieg war eine Sache der Waffen, mehr noch eine der Argumente, der moralisch richtigen gegen die verderbliche, schlechte Sache. Vor Guadalajara versuchte Regler nach diesen Maximen zu handeln, oft unter heftigem Widerspruch der Freiwilligen: „Es fiel Schnee auf die beiden

³⁵⁾ Hugh Thomas, a. a. O., S. 300

Straßen, es fiel Schnee auf das befestigte Schloß von Ibarra, vor dem unsere Franzosen und Italiener lagen . . . Unter weißbeladenen Büschen, in den Löchern der Mauern, an den Parktüren lauerten Maschinengewehre, aber noch schwiegen sie. Erst sollten die Lautsprecher ihre Botschaft in die kalte Luft werfen und die Herzen entzünden. Ich sah die schwarzen Trichter in den weißen Bäumen. Nun sprach der erste schon. Ich stand direkt darunter, hundert Meter vor dem Schloß Ibarra, und hörte mit fast wehem Herzen die Botschaft von ‚Garibaldi‘ an die Männer des Duce: ‚Italiener, Brüder! Marschall Graziani, der Mann, den sie die lybische Hyäne nennen, den das äthiopische Volk den Yperit-General taufte, ist von der Rache des martyrisierten afrikanischen Volkes gepackt worden; er wurde bei einem Attentat schwer verwundet.³⁶⁾ Auch ihr da drüben, wenn ihr dort bleibt, seid in Gefahr. Der Haß Spaniens wird euch wegschwemmen. Brüder, Italiener! Dieses Volk kämpft für seine Freiheit. Verlaßt die Reihen seiner Feinde. Kommt zu uns! Wie Brüder werden wir euch empfangen. Wir, die Freiwilligen des Garibaldi-Bataillons!‘ Eine Explosivkugel schlug auf die Mauer, wo ich mit den Franzosen auf die Wirkung der Botschaft wartete. ‚Paßt als Schlußpunkt!‘ — sagte Boursier, der junge Kommandant. Er sagte es mit solchem Grimm, daß ich Verdacht schöpfte. ‚Was ist so Besonderes daran?‘ fragte ich. ‚Es ist ein Dumdumgeschloß, sie schneiden die Spitzen ab . . .‘ — ‚Ich weiß, was ein Dumdum ist!‘ — ‚Und wir? Antworten mit Liebesbriefen!‘ höhnte Boursier. ‚Ta gueule!‘ sagte ich, aber er merkte an meinem Fluch, daß er ins Ziel getroffen hatte. Ins Ziel? So schnell gaben die Garibaldi-Leute nicht auf. Der Lautsprecher räusperte sich wieder, dann kam die klingende Sprache Dantes, ein Zitat aus der Rede Pacciardis, des Kommandanten, der gerade in Paris Waffen kaufte³⁷⁾, in der Nacht aber schon zurückbeordert war, denn dies war der Augenblick, auf den er seit Jahren gewartet hatte: ‚Nell‘ acqua della trincea, tra lo schianti dei cannoni, ci sorride un ideale di pace — Im Schlamm der Schützengräben, im Donner der Kanonen lächelt uns doch ein Ideal des Friedens . . .‘ Die Italiener um mich weinten; es war ein frohes Schluchzen: Das Exil war zu Ende. Wie anders konnten sie nun alle reden! Keine Polizei demütigte sie nun mehr, keine Verleumdung kümmerte sie mehr, sie waren gleiche Gegner, es war nicht mehr, als ob die Füchse die fernen Trauben schmähten, alle Verdrängung der Pariser Cafés war aufgehoben; man konnte widersprechen, konnte sagen, was man

³⁶⁾ Spanien war innerhalb weniger Monate der zweite Fall italienischer Expansionsabsichten; erst am 10. Mai 1936 war Äthiopien annektiert worden. Auch für Spanien bestanden ähnliche Absichten: einer der zahllosen italienischen Herzöge sollte, nach Mussolinis Wunsch, König von Spanien werden.

³⁷⁾ Diese Waffenkäufe waren natürlich illegal. Zu überhöhten Preisen mußten die Republikaner veraltetes Kriegsmaterial ankaufen, es handelte sich dabei, wie Hugh Thomas mitteilt, mitunter auch um unbrauchbare Ware, die der deutsche Geheimdienst — Canaris — zu den Republikanern dirigierte.

wirklich dachte, beweisen, daß man es ernst meinte mit den humanitären Idealen. Der Kampf setzte Grenzen, die bisher nur Polizei und Folter und Hunger gezogen hatten. Jetzt waren die neuen Götzen in Frage gestellt, das Imperium Romanum und das Dritte Reich. Hier vor diesem schäbigen Schloß eines spanischen Granden war die Grenze, und der Lautsprecher bewies es.“³⁸⁾ Drei Tage blieben Flugblätter und Lautsprecher ohne Erfolg, wurde weiter geschossen, erbittert gekämpft; am dritten Tage gab Ibarra auf, nachdem der faschistische Kommandeur mit den parteigebundenen Offizieren im Schutz der Nacht das Schloß verlassen hatte. „Die Soldaten Mussolinis kamen zögernd... sie hielten alle die Hände erhoben. Die Kommissare untersuchten sie schnell auf Waffen, dann durften sie die Hände wieder herunterlassen. Sie kamen in Scharen ins Stabsschloß, wir zählten sie nicht. (General) Lukács strahlte, dann deutete er auf die Italiener von Garibaldi; die standen scheu vor den Gefangenen. ‚Ich habe fast das Gefühl, daß sie sich schämen‘, sagte Lukács. So verwirrt ist unser Jahrhundert, dachte ich.“³⁹⁾ Ludwig Renn schildert eine Szene, die sich nur wenig später auf dem Sammelplatz für die italienischen Gefangenen abgespielt haben muß. Beim Abendessen des Divisionsstabes im Städtchen Torija hinter der Front hören die Offiziere plötzlich Geräusche auf dem Platz. „Ein spanischer Leutnant ging hinaus und kam strahlend wieder. ‚Es sind die italienischen Gefangenen!‘ rief er. ‚Der ganze Platz ist voll.‘ Alle sprangen auf und strömten zur Tür hinaus ins Dunkle. Jemand hielt vor der Doppeltreppe unseres Hauses auf italienisch eine Rede. Das war ein Sergeant der Garibaldinos... Als er geendet hatte, begann jemand die Bandiera Rossa zu singen, das Lied von der Roten Fahne. Einige fielen ein. Dann sangen plötzlich alle. Diese italienischen Faschistentruppen konnten also das große revolutionäre Lied Italiens! Hätte Mussolini das gehört, es hätte ihn vor Wut zerrissen.“⁴⁰⁾

Die Konfrontation der deutschen Exilanten mit ihren Landsleuten der Legion Condor verlief weniger erfreulich. Ereignisse wie die eben geschilderten hat es nicht gegeben. Klaus Mann berichtet von dem peinlichen Eindruck, den zwei abgeschossene Flieger der Legion auf ihn machten. Er nennt sie devot und mitteilbar, und auf die Frage, weshalb sie nach Spanien gekommen seien, hätten sie alle Schuld weit von sich gewiesen: sie hätten nichts machen können, es sei des Führers Wille, die Pflicht, der Befehl, die Disziplin gewesen, wer frage da nach Gründen. Klaus Mann kommentiert sarkastisch, nach der deutschen Niederlage 1945 habe er diese Argumente auch immer wieder gehört, — im gleichen larmoyanten Tonfall.⁴¹⁾ In der Schlacht von Brunete lagen Alfred Kantorowicz 13. Brigade Condor-Legionäre gegenüber. Ihr Verhalten zeigt die Kehrseite der

³⁸⁾ Gustav Regler, a. a. O., S. 407 ff.

³⁹⁾ Gustav Regler, a. a. O., S. 413

⁴⁰⁾ Ludwig Renn, a. a. O., S. 234 f.

⁴¹⁾ Klaus Mann, *Der Wendepunkt*, Frankfurt 1958, S. 410

von Klaus Mann konstatierten Larmoyanz im Augenblick der Niederlage: die Brutalität der Stärke. „In der Nacht wurde von den faschistischen Linien auf Deutsch zu uns herübergerufen: ob wir Deutsche seien. Wir antworteten mit einem kräftigen Rot Front! Die Nazis von der anderen Seite brüllten: wir seien Hundesöhne und gehörten alle an den Galgen. Der lange Rheinländer Helmut Dudde rief zurück: auch die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn. Die Nazis johlten, wir sollten uns nur noch ein bißchen gedulden, sie würden bald rüberkommen. Wir höhnten, wir seien bereit, sie zu empfangen, sie sollten nur kommen. Sie fingen an, das Horst-Wessel-Lied zu grölen. Einige von uns wollten mit der Internationale antworten, aber wir hießen sie besser schweigen, die Internationale sei uns zu schade für einen Wettbewerb im Grölen. Die Nazis endeten mit Heil Hitler-Gejohle. Da schrien wir mit voller Lungenkraft zurück: Hitler verrecke! Dann wurde ein bißchen hin und her geschossen. Die Nazis fuhrten fort, zu johlen und zu grölen und Schimpfreden herüberzubrüllen; sie waren offenbar betrunken.“⁴²⁾ Der spanische war auch ein deutscher Bruderkrieg. Die Auseinandersetzung wurde da weitergeführt, wo sie 1933 abgebrochen war. Nur daß die Fronten jetzt eindeutiger, die Konsequenzen klarer waren.

Der weiter oben erwähnte General Lukács war einer der bedeutendsten Heerführer der Interbrigaden. Hinter dem angenommenen Namen verbarg sich der ungarische Schriftsteller Maté Zalka. Am 17. Juni 1937 wurde er an der aragonschen Front durch einen Granattreffer auf sein fahrendes Auto tödlich verwundet. Gustav Regler befand sich ebenfalls im Wagen und wurde schwer verletzt. Die Granate riß mehrere faustgroße Löcher in seinen Körper. Regler überlebte die Verwundung, war aber noch Monate halbgelähmt.

Der junge Kunsthistoriker Albert Müller fiel vor Madrid. Hans Beimler fiel am 30. November 1936 bei Straßenkämpfen in einem Vorort Madrids. Alfred Kantorowicz wurde verwundet, als ihn in der Schlacht von Brunete eine Granate verschüttete. Erich Kuttner und Hans Marchwitza erlitten leichtere Verletzungen. Eduard Claudius wurde so schwer getroffen, daß er am Krieg nicht mehr teilnehmen konnte. Er hat Spanien schon 1938 verlassen.

Arthur Koestler geriet beim Fall von Malaga in die Hände der Faschisten. Nach seiner ersten Spanienreise hatte er in Paris gelebt. Als Mitte Januar 1937 die Bedrohung Malagas wuchs, erreichte ihn eine Aufforderung des „New Chronicle“, erneut als Sonderkorrespondent nach Spanien zu gehen. Koestler reiste unverzüglich ab. Barcelona war die erste Station seiner Reise. Die Hauptstadt Kataloniens war gekennzeichnet durch die Spannungen zwischen den verschiedenen Linksgruppen, die wenige Monate später zur Entführung und Ermordung des POUM-Parteichefs Nin durch den sowjetischen NKWD führten. Damals noch Kommunist, registriert Koestler diese Auseinandersetzungen sehr vorsichtig: „Es schien, daß auf diesem exotischen Schauplatz nicht nur die weltpoli-

⁴²⁾ Alfred Kantorowicz, *Spanisches Kriegstagebuch*, a. a. O., S. 364

tischen Gegensätze, sondern auch zugleich die tragischen Ereignisse und Konflikte innerhalb der europäischen Linken ausgetragen werden sollten.“⁴³⁾ Auf der Weiterreise nach Malaga wurde Koestler in einem Küstenort bei Valencia Zeuge einer Truppenparade von Ausbildungseinheiten, die Julius Deutsch unterstanden. Die Episode verdient, festgehalten zu werden, weil sie schlaglichtartig zeigt, in welchem Zustand sich die spanischen Volksmilizen noch ein halbes Jahr nach Ausbruch des Bürgerkrieges befanden. Die Parole „No pasarán!“ — Sie werden nicht durchkommen —, als Widerstandsmotto gegen Franco gedacht, war für diese Truppen durchaus noch keine Realität. „Die Parade“, so schreibt Koestler, „war für europäische Begriffe armselig, fast komisch. Für spanische Begriffe war sie ein Wunder der Disziplin und Präzision. Exerziert wurde mit Stöcken; der Truppenteil hatte für neunhundert Mann einhundertvierzig Gewehre. Eine Maschinengewehr-Kompanie führte Zerlegung und Frischmontieren eines Maschinengewehrs vor. General Julio Deutsch zog seine Stoppuhr: die Übung hatte hundertfünf Sekunden gedauert, eine sehr schlechte Zeit. Der Kompanieführer starrte ihn an, als sei er verrückt geworden. ‚Was starrst du so?‘ fragte ihn General Julio. ‚Ich habe nie gehört, daß man so etwas mit der Uhr mißt‘, sagte der Kompanieführer, ‚ich dachte, das gibt es nur bei athletischen Wettläufen; aber es ist eine großartige Idee.‘ — ‚Ich werde dir eine Stoppuhr kaufen‘, sagte der General. ‚Das ist großartig‘, sagte der Kompanieführer, ‚die Faschisten werden Augen machen‘... Man erzählte mir eine Menge Anekdoten aus den ersten Tagen des Bürgerkrieges. Zum Beispiel, daß die Milizionäre der berühmten Kolonne Durutti sich geweigert hatten, Spaten zum Eingraben an die Front mitzunehmen. Sie erklärten mit ihrem doppelten Stolz als Katalanier und Anarchisten: ‚Wir gehen, um zu kämpfen und zu sterben, aber nicht um zu arbeiten.‘ Die ersten Truppen der Kolonne Durutti merkten erst nach vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt an die Aragonfront, daß man vergessen hatte, Menage mitzunehmen; man war gar nicht erst auf die Idee gekommen, daß der Krieg eine besondere Technik der Verpflegung erfordert. Die Welt wundert sich, daß die Rebellen, von Badajoz über Toledo und Talavera bis Madrid, fast mühelos Sieg nach Sieg feierten. Jeder, der die Verhältnisse nur ein bißchen kennt, wunderte sich über das Gegenteil: daß die Republik den Angriff ihrer eigenen Armee überhaupt überlebte. — Ich persönlich wunderte mich auf der ganzen Heimfahrt, warum der General seinen dicken Militärmantel nicht auszog, obwohl die Sonne brannte und der Schweiß über sein Gesicht hinunterlief. Erst im Hotel erfuhr ich den Grund: Julius Deutsch hatte seinen Mantel und Uniformkappe und weiße Zwirnhandschuhe; aber noch keine Uniform.“⁴⁴⁾ So anekdotisch sie erzählt ist, gibt die Szene doch erschreckend klar die Bedingungen wieder, unter denen die Republik sich zu verteidigen hatte. Fast unglaublich mutet die Leistung der zumeist ausländischen Ausbilder an, die aus diesen

⁴³⁾ Arthur Koestler, a. a. O., S. 14 ⁴⁴⁾ A. a. O., S. 18 f.

zweifellos idealistischen und kampfbegeisterten Männern eine einigermaßen disziplinierte Armee machten. In welchem Maße ihnen das gelang, ersieht man daraus, daß die Internationalen Brigaden im Jahre 1938 längst nicht mehr die militärische Bedeutung hatten, die ihnen in den ersten Jahren zwangsläufig zugefallen war. Auch waren sie längst nicht mehr in dem Sinne international wie in den ersten Jahren: zum größten Teil bestanden sie aus Spaniern, wurden vielfach auch schon von spanischen Offizieren kommandiert.

Als Koestler am 28. Januar 1937 in Malaga eintraf, war die Stadt von ihren republikanischen Verteidigern schon so gut wie aufgegeben, wurde „von ihren Führern verraten, verlassen, ans Messer geliefert.“⁴⁵⁾ Alles befand sich in voller Auflösung. Ein Flüchtlingsstrom bewegte sich nach Norden. Als die faschistische Offensive am 3. Februar begann, fand sie fast keine Gegenwehr. Koestler war bald der einzige ausländische Journalist in Malaga. Was ihn zum Bleiben bewog, war außer einer vom allgemeinen Chaos geförderten Lethargie vor allem der Wunsch, endlich zu erfahren, was in einer von Faschisten eroberten Stadt wirklich geschah und, wenn das möglich wäre, die Mordlust der Eroberer durch die Anwesenheit eines unparteiischen Ausländers wenigstens etwas zu mildern. Von Mordlust zu sprechen, war keineswegs übertrieben, wenn man betrachtete, was in den von den Franco-Truppen eroberten Städten geschah. Hugh Thomas schreibt über die Eroberung von Badajoz: „Schlacht und Rache waren nicht mehr zu unterscheiden... Badajoz wurde eine Stadt der Toten... General Yagüe tat sicher nichts, um das Blutvergießen zu verhindern.“⁴⁶⁾ Die Hoffnung, solche Massaker durch die eigene Anwesenheit auch nur dämpfen zu können, war freilich unreal. Sie blieb auch unerfüllt. Immerhin aber konnte Koestler durch seine Zeugenschaft der Welt Klarheit darüber geben, was in Malaga geschehen war. Aus seiner eigenen Darstellung wird freilich nicht klar, ob er sich über das ungeheure Risiko ganz im klaren war, das er in Malaga lief. Von Franco steckbrieflich gesucht, inzwischen durch seine Veröffentlichungen im „News Chronicle“ und durch seine Enthüllungen im Schwarzbuch wenn möglich noch verhafter, war es eigentlich mehr als leichtsinnig, daß Koestler in Malaga zurückblieb. Einen Tag nach Einmarsch der Faschisten wurde er verhaftet, obwohl er ungarischer Staatsangehöriger, überdies als Journalist Nicht-Kombattant war. Nachdem er Zeuge von Folterungen geworden war, versuchte er Selbstmord zu begehen. Seine Vorbereitungen wurden entdeckt, er kam in Einzelhaft und stand unter strenger Überwachung. „Ich überlegte, daß nunmehr vier Tage seit meiner Verhaftung verflossen waren und hoffte, daß die Nachricht von meiner Verhaftung irgendwie nach England gelangt sei, und daß es Proteste geben würde. Die Zeit arbeitete für mich, und eine Chance von fünf Prozent ist immer besser als gar keine Chance. Mit diesen relativ tröstlichen Erwägungen verbrachte ich die schlaflosen Teile der Nacht. Was ich nicht wußte, war, daß das Standgericht

⁴⁵⁾ A. a. O., S. 54 ⁴⁶⁾ Hugh Thomas, a. a. O., S. 197

in Malaga, ohne mich ein einziges Mal verhört zu haben, bereits das Todesurteil gegen mich ausgesprochen hatte. Was ich zweitens nicht wußte, war, daß bis zu diesem Tage — Samstag, den 13. Februar 1937 — bereits fünftausend Menschen in Malaga seit dem Fall der Stadt“ — vier Tage zuvor — „erschossen worden waren; allein sechshundert aus dem Gefängnis, in dem ich saß.“⁴⁷⁾ Das über ihn verhängte Todesurteil löste weltweite Proteste aus. Die konservative Herzogin von Atholl stellte sich an die Spitze einer britischen Bewegung für seine Freilassung. Die Erregung war so groß, die Weltmeinung so einhellig, daß Franco die Urteilsvollstreckung nicht wagte. Nach mehr als dreimonatiger Einzelhaft, in der er keinerlei Verbindung zur Außenwelt hatte, — Briefe wurden nicht befördert, der britische Konsul erst nach Wochen verständigt, nach weiteren Wochen endlich ins Gefängnis zu einem Besuch eingelassen, — nach drei Monaten Einzelhaft, in der er Nacht für Nacht mitanhören mußte, wie die zur Hinrichtung bestimmten Gefangenen aus ihren Zellen geholt und abgeführt wurden, immer ungewiß, ob nicht im nächsten Augenblick auch die eigene Zellentür aufgeschlossen werden würde, wurde Koestler schließlich gegen eine Gefangene der republikanischen Regierung ausgetauscht. Großbritannien und das Internationale Rote Kreuz hatten den Austausch in langwierigen Verhandlungen erreicht. Koesters Tagebuch-Aufzeichnungen von „Ein spanisches Testament“ beschreiben erschütternd diese Monate in der Todeszelle.

Die internationale Solidarität, die in diesem Falle sich zeigte, bestimmte allgemein auch das Verhalten der Schriftsteller in aller Welt. Die Zahl der Aufrufe und Proteste gegen die faschistische Revolte ist groß. Und es waren keineswegs, wie heute entstellend behauptet wird, nur Kommunisten und Linksradikale, die für die Sache der Republik sich einsetzten, — es sei denn, man rechne Georges Bernanos und Thomas Mann, um nur sie zu nennen, unter diese Kategorien. Thomas Manns Aufruf, dieses großartige Zeugnis demokratischer Gesinnung, ist heute fast vergessen, Georges Bernanos' Spanienbuch „Unter den großen Friedhöfen des Mondes“ ist in der Bundesrepublik bezeichnenderweise nicht erhältlich. Wie ja dieser Staat auch der einzige ist, in dem Teilnehmer am Spanischen Bürgerkrieg verfemt und verleumdet werden, — sofern sie nicht als Angehörige der Legion Condor kämpften. Thomas Mann stellte in aller Eindeutigkeit fest, worum es in Spanien ging: „In Spanien wütet das Interesse. Es wütet mit einer Schamlosigkeit, wie die Welt sie selten gesehen. Tatsächlich gehört, was sich dort seit vielen Monaten abspielt, zum Schändlichsten und Skandalösesten, was die Geschichte aufzuweisen hat... Ein niedergehaltenes, im überlebtesten, rückständigsten Stile ausgebeutetes Volk trachtet nach einem helleren, menschenwürdigeren Dasein, nach einer sozialen Ordnung, mit der es besser als bisher vor dem Angesicht der Gesittung zu bestehen gedenkt... Es bildet sich eine Regierung, die mit aller durch die besonderen Umstände gebotenen Vorsicht die

⁴⁷⁾ Arthur Koestler, a. a. O., S. 96

größten Mißstände zu beheben, die notwendigsten Verbesserungen durchzuführen unternimmt. Was geschieht? Eine Generals-Emeute, im Dienst der alten Ausbeuter- und Unterdrückungsmächte unternommen und übrigens mit dem spekulierenden Ausland abgekartet, flammt auf, mißlingt, ist schon so gut wie niedergeschlagen, wird aber von den fremden freiheitsfeindlichen Regierungen gegen das Versprechen ökonomischer und strategischer Vorteile für den Fall des Sieges der Insurgenten unterstützt, mit Geld, Menschen und Kriegsmaterial genährt und hingefristet, so daß des Blutvergießens, der trostlosen, verbissenen, auf beiden Seiten immer schonungslosere Grausamkeit zeugenden Selbstzerfleischung des Landes kein Ende ist. Gegen das um seine Freiheit, sein Menschenrecht verzweifelt kämpfende Volk werden die Truppen seiner eigenen Kolonialgebiete in den Kampf geführt. Von den Bombenflugzeugen des Auslandes werden seine Städte demoliert, seine Frauen und Kinder niedergemetzelt — und alles dies heißt ‚national‘, alle diese himmelschreiende Schurkerei heißt Gott, Ordnung und Schönheit.“⁴⁸⁾

Das Engagement der deutschen Exilautoren wie das der freiheitlichen Schriftsteller der ganzen Welt hat sich kaum je so stark und einheitlich gezeigt wie im Falle des republikanischen Spanien. Louis Fischer weist zu Recht darauf hin, daß es gerade die Tragik dieser von Anfang ihren Gegnern unterlegenen Republik, die Hingabe ihrer Bürger, die Sauberkeit und Aufrichtigkeit ihres Wollens waren, die eine so „innige Teilnahme und Anhänglichkeit“ auslösten. Ein deutscher Rezensent hat vor einiger Zeit bei der Besprechung von Hugh Thomas' Geschichtswerk „Der spanische Bürgerkrieg“ so herablassend wie töricht bemerkt, fraglich sei, ob diejenigen, die damals für die Sache der Republik sich begeistert und eingesetzt hätten, wohl überhaupt wüßten, weshalb sie in den Krieg gezogen seien. Als ob die innerrepublikanischen Querelen auch nur ein Gran von der Barbarei und Ungerechtigkeit des faschistischen Angriffes wegnehmen könnten. Wer so argumentiert, hat von der Kraft einer sittlichen Idee noch nie etwas verspürt. Diese Idee beherrschte aber die Schriftsteller der Welt, von Ehrenburg über Hemingway und Thomas Mann zu Bernanos. Das Eintreten der Schriftsteller für die Republik war demonstrativ. Sichtbares Zeichen dieser Demonstration war der Zweite Internationale Schriftsteller-Kongreß zur Verteidigung der Kultur gegen Krieg und Faschismus, der im Sommer 1937 in Valencia und Madrid zusammentrat. Der Kongreß war gewiß organisiert von kommunistischer Seite, er dürfte im Wesentlichen auf die Tätigkeit Willi Münzenbergs zurückgehen, — die Teilnehmer waren aber bei weitem nicht nur Kommunisten. Aus den USA kamen unter anderem Ernest Hemingway und Langston Hughes, aus der Sowjet-Union Ilja Ehrenburg und Michail Kolzow, weitere Teilnehmer waren der greise Martin Andersen-Nexö aus Dänemark, der

⁴⁸⁾ Thomas Mann, Spanien, in: Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Frankfurt a. M. 1960, Band 12, S. 795 f.

Peruaner César Vallejo, der Tscheche Egon Erwin Kisch, der Cubaner Nicolas Guillén, die Franzosen Jean-Richard Bloch und Paul Vaillant-Couturier, die Spanier Antonio Machado, Rafael Alberti, Ramón José Sender und José Bergamin, die Deutschen Erich Weinert, Ludwig Renn, Willi Bredel, Alfred Kantorowicz und Bodo Uhse. Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger und Theodore Dreiser hatten die Einladungen zu spät erhalten und konnten nicht erscheinen. Wie Romain Rolland und Bertolt Brecht sandten sie Grußbotschaften. In der Heinrich Manns liest man die Sätze: „Indem ich die durch das republikanische Spanien verteidigte menschliche Freiheit preise, und durch meine Anstrengungen versuche, alle diejenigen, die meine Worte lesen, für unsere Sache zu gewinnen, habe ich nur ein einziges Bedauern: nicht mehr dreißig Jahre alt zu sein. Und ich versichere Sie, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einige meiner Kollegen beneide. Es sind diejenigen unter ihnen, welche das Schicksal aussersehen hat, die Waffen der Freiheit zu tragen.“⁴⁹⁾

Was die deutschen Schriftsteller bewog, die Waffen in Spanien zu ergreifen, hat Ludwig Renn in einer Rede vor dem Kongreß mit der bündigen Formulierung umschrieben, sie hätten nicht mehr länger Geschichte schreiben, sondern Geschichte machen wollen. Das war es freilich nicht allein. In einem nach ihrer Rückkehr aus Spanien im Herbst 1938 veröffentlichten Aufsatz⁵⁰⁾ weisen Erika und Klaus Mann darauf hin, daß Spanien den Vertriebenen und Entmutigten den Weg zum Kampf, die Chance des Sieges gezeigt habe: zum ersten Mal seit dem Tage ihrer Emigration hätten sie gefühlt, daß sie siegen könnten. Die Begegnung mit dem kämpfenden spanischen Volk nennen die Autoren das schönste Erlebnis in der Verbannung. Der Hinweis auf die psychologische Bedeutung, die der Bürgerkrieg für die deutschen Exilanten hatte, wird um so wichtiger, wenn man deren Situation in jenen Jahren bedenkt.

Bis Mitte 1935 hatten viele noch auf einen baldigen Zusammenbruch des Dritten Reiches gehofft. Erst zu Beginn des dritten Exiljahres setzte sich allgemein die Einsicht durch, daß das Dritte Reich sich konsolidiert hatte und mit seinem Zusammenbruch nicht gerechnet werden konnte. Erst von diesem Zeitpunkt an wurde das Exil im geistigen Sinne auch als solches erfahren. In der Literatur, dem zeitkritischen Roman, zeigt sich das als Flucht vor der Beschäftigung mit dem Dritten Reich, als Hinwendung zum historischen Stoff. Auf Resignation oder gar Hoffnungslosigkeit wird man daraus nicht schließen dürfen, immerhin sprechen Erika und Klaus Mann aber selbst von Entmutigung. Hier konnte der Spanische Bürgerkrieg eine Wende auslösen. Wenn die republikanische Sache

⁴⁹⁾ Heinrich Manns Grußbotschaft wie diejenigen Feuchtwangers, Brechts, Romain Rollands und die Reden der Delegierten, auszugsweise abgedruckt in „Das Wort“, a. a. O., Heft 10, Oktober 1937, S. 75

⁵⁰⁾ Klaus und Erika Mann: Zurück von Spanien, in: „Das Wort“, a. a. O., Heft 10, Oktober 1938, S. 39 ff.

siegreich blieb, mochten daraus sich auch Weiterungen in den deutschen Zuständen anbahnen, und sei es nur durch einen Stop der westlichen Appeasement-Politik. Auch da wußten die deutschen Exilanten also genau, weshalb sie sich für die republikanische Sache engagierten.

Zu dem Zeitpunkt freilich, als Erika und Klaus Mann ihre Reiseeindrücke publizierten, im Herbst 1938, war die Sache der Republik offenkundig verloren. Gustav Regler schreibt, er habe schon vor der siegreichen Schlacht von Guadalajara nicht mehr an den Sieg geglaubt, nur dem Optimismus General Lukács sei es gelegentlich gelungen, ihn mitzureißen. Alfred Kantorowicz notierte am 19. Juni 1937 in seinem Tagebuch: „Wir begriffen, daß es eine Illusion war, zu hoffen, die Zeit werde für uns arbeiten. Wir mußten die Erkenntnis hinnehmen, daß die Zeit gegen uns arbeitete. Wir waren am kürzeren Hebelarm. Das Ende konnte nur der Sieg des Faschismus in Spanien sein. Dann würde es kein Halten mehr geben. Versinken Europas in die Barbarei. Wir waren verlorene Haufen.“⁵¹⁾ Die republikanischen Truppen wurden von der materiellen und numerischen Übermacht des Feindes immer weiter zurückgedrängt. Gegenoffensiven, etwa die von Hans Kahle geführte über den Ebro, blieben bald stecken, mußten aufgegeben werden. Es fehlte praktisch an allem. Regler, Renn, Kantorowicz, Erika Mann: alle berichten von der unglaublich schlechten Verpflegung der republikanischen Truppen, — die freilich noch immer besser war als die der Bevölkerung. Ludwig Renn, im Sommer 1938 Leiter einer Feldkriegsschule, erinnert sich, er habe mit seinen Soldaten von trockenem Brot und Wasser gelebt; als einzige Beikost gab es Haselnüsse, die in der Umgebung wild wuchsen. Gustav Regler erwähnt Hungerepidemien in Katalonien. Die Regierung unternahm verzweifelte diplomatische Versuche, das Ausland aus seiner Untätigkeit aufzurütteln. So wurden auch Ludwig Renn, Gustav Regler und Julius Deutsch auf offizielle Missionen geschickt. Renn unternahm eine Vortragsreise durch die USA und Kanada, in knapp drei Monaten sprach er auf 95 Veranstaltungen. Regler sammelte in den USA Spenden für den republikanischen Sanitätsdienst. Der Erfolg der von Hemingway vorbereiteten Goodwill-Tournee muß gut gewesen sein, ohne daß er freilich an der objektiven Situation etwas geändert hätte. Julius Deutsch endlich bereiste im Auftrag des spanischen Außenministeriums die westeuropäischen Hauptstädte, um wenigstens die Arbeiterparteien aufzurütteln. Seine Mission war erfolglos, denn sie hatten, wie Deutsch schreibt, nicht die Kraft, „den Chamberlains und Daladiers erfolgreich begegnen zu können.“⁵²⁾

Im Sommer 1938 gelang es Francos Truppen, entlang dem Ebro zum Mittelmeer vorzustößen und das republikanische Spanien in zwei Teile zu spalten. Als jene Offensive auch Valencia bedrohte, waren Erika und Klaus Mann in Lebensgefahr. Klaus Mann verließ die Stadt auf einem Fischkutter, der unter starkem

⁵¹⁾ Alfred Kantorowicz, Spanisches Kriegstagebuch, a. a. O., S. 258

⁵²⁾ Julius Deutsch, a. a. O., S. 297

Beschuß lag, Erika Mann wurde — als britische Untertanin — von einem britischen Zerstörer an Bord genommen und nach Barcelona gebracht. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die Republik zusammenbrechen würde. Im Frühjahr 1938 hatte Hitler Österreich überfallen, im Sommer 1938 trieb die Sudetenkrise, damit die Gefahr eines allgemeinen Krieges, ihrem Höhepunkt entgegen. Zur gleichen Zeit scheiterten in Spanien die republikanischen Gegenangriffe, stellte die UdSSR ihre Hilfe endgültig ein, da der Zusammenbruch der Republik nicht mehr aufzuhalten war. Die Sudetenkrise ließ die Hoffnungen der republikanischen Regierung noch einmal ansteigen, denn ein europäischer Krieg konnte für sie nur eine Erleichterung bedeuten. Sie arbeitete deshalb auf Zeitgewinn, — und in der Tat, hätte sie ein halbes Jahr länger auszuhalten vermocht, ihre Rechnung wäre aufgegangen. Der Abschluß des Münchner Abkommens besiegelte also auch das Schicksal der Republik.

Im Oktober 1938 löste der spanische Ministerpräsident Dr. Juan Négrin die Internationalen Brigaden auf und schickte die Ausländer in ihre Heimat zurück. Ein großes militärisches Risiko war mit diesem Schritt nicht mehr verbunden. Négrin hoffte bei seinem, vom Völkerbund angeregten Schritt, die Gegenseite werde entsprechend handeln und die deutschen und italienischen Expeditionskorps abziehen. Die Hoffnung war vergeblich. Von den Angehörigen der Brigaden konnten freilich nur diejenigen Spanien verlassen, die mit ihren Heimatländern „in Ordnung“ waren, also nicht die deutschen und italienischen Exilanten. Frankreich gewährte die Einreise nur, wenn der Antragsteller bereits Einreisevisa eines dritten Landes vorweisen konnte. Diese Papiere waren nur in Paris bei den jeweiligen Konsulaten zu erhalten, nicht in Spanien. Erst im Februar 1939 hoben sich die französischen Schlagbäume für die Reste der republikanischen Armee und der Interbrigaden. Diese waren zuletzt, bei der Verteidigung Barcelonas, noch einmal eingesetzt worden.

Wer bis da überlebt hatte, kam in französische Lager am Fuß der Pyrenäen, in Camps ohne feste Unterkünfte, Verpflegung und sanitäre Hilfe. Julius Deutsch, der Spanien im Herbst 1938 verlassen hatte, fuhr sofort zu den Lagern, um den Flüchtlingen zu helfen. Was er vorfand, war entsetzlich: „Das erste Lager, in das ich kam, lag in einer Sandwüste in der Nähe des Meeres. Es war eine weite Fläche, über die ein eisiger Wind fegte. Die Spanienkämpfer hatten kein Dach über dem Kopf. Um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als Löcher in den Sand zu graben. Zu Zehntausenden lagen sie hier nebeneinander, frierend und hungernd. Ich war entsetzt. Der diensthabende französische Offizier, der mit der Wachmannschaft die einzige vorhandene Baracke am Eingang des Lagers bewohnte, wußte nicht ein noch aus. ‚Was soll ich machen?‘ klagte er, ‚im ganzen Umkreis gibt es kein Holz zum Bau von Hütten. Und für die Ernährung von Zehntausenden — ich weiß nicht einmal ungefähr, wieviele Leute in dieses Lager gesteckt worden sind — habe ich ein halbes Dutzend Feldküchen.‘ Im nächsten Lager war es nicht besser. Gleich

hinter dem Eingang gab es ein paar schmutzige Holzhütten, in denen eng aneinandergeihrt Kranke und Verwundete auf der nackten Erde lagen. Wer zu krank war, um sich hinauszuschleppen, verrichtete seine Notdurft in der Hütte. Dem Eintretenden schlug ein pestilenzartiger Gestank entgegen. Zwischen den Patienten irrte hilflos ein einziger Arzt umher, mit roten Fieberaugen, zum Umfallen müde . . . Mehrmals war ich im Lager Gurs. Es befand sich auf einer baumlosen Hochfläche, von allen Seiten den Pyrenäen-Stürmen preisgegeben. Gurs hatte wohl Baracken, aber viel zu wenig. Sie waren überfüllt. Von einer Baracke zur anderen wanderte man durch einen zähen Schlamm. Die Gefangenen zogen die Schuhe aus, wenn sie ihre Baracke verlassen mußten, damit die Fußbekleidung nicht im Morast steckenblieb.“⁵³⁾

Ludwig Renn und Erich Weinert, Hans Marchwitza und Peter Kast wurden ebenfalls in einem dieser Lager interniert, der spanische Dichter Antonio Machado ist hier, wie Tausende anderer, elend zugrundegegangen. Die Spanien früher verlassen hatten, etwa Regler, Uhse und Kantorowicz, traten den Weg in die Internierungslager ein halbes Jahr später an: bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, zu dem der Spanische Krieg nur das Vorspiel gewesen war. Gustav Regler hat im Lager Le Vernet denn auch die Angehörigen seiner Brigade wiedergetroffen.

Die deutschen Autoren aber, die im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten, bewiesen der Welt, daß Deutschland nicht mit Hitler identisch war, sie verteidigten gegen ihn das andere, bessere Deutschland. In seinem Wort „An das wirkliche Deutschland“ hat Hemingway dieses Selbstverständnis der deutschen Exilanten eindrucksvoll bestätigt, als er schrieb: „Ich war in diesem Sommer bei der Ebro-Offensive der republikanischen spanischen Armee. Da sah ich Deutsche, die saßen in Heinckel- und Junkersflugzeugen; sie kamen in Überzahl, flogen über friedliche Dörfer, warfen ihre Bomben ab, pulverisierten die Häuser der Bauern, verbrannten die Ernte und flohen dann, ohne den Kampf aufzunehmen, schleunigst zu ihrem Franco zurück, als sich die ersten republikanischen Flieger am Horizont zeigten. Unten aber, über die Ufer des Ebro, zog auf alle Gefahr hin das Bataillon Thälmann und andere deutsche Bataillone. Sie wagten alles, wußten, daß ihnen in der Gefangenschaft der Tod drohte, aber sie führten ihren Auftrag aus, griffen an, siegten. Sie verpflegten später die Flüchtlinge aus den zerstörten Dörfern, sie nahmen sich der Kinder an, machten gut, was die Junkers schlecht gemacht hatten. Sie waren wahre, achtenswerte Deutsche. Deutsche, wie wir sie lieben. Deutsche, wie sie zu Millionen in Deutschland wohnen, wir sind dessen sicher. Ich grüße diese Deutschen und verfluche die anderen, die in den Junkers sitzen, samt denen, die die feigen Bombenschmeißer da unten hingschickt haben.“⁵⁴⁾

⁵³⁾ A. a. O., S. 306 ff.

⁵⁴⁾ Zitiert nach „Das Wort“, a. a. O., Heft 2, Februar 1939, S. 4

Wolfgang Weyrauch Im Café

Mit einemmal hörten alle im Café etwas. Aber da sie nicht erkannten, was es war, taten sie so, als hätten sie nichts gehört. Denn wenn es im Sinne gewesen wäre, hätten sie es verstanden, weil alles, was im Sinne war, jedermann bekannt war, so daß das, was unbekannt war, nicht im Sinne war.

Zwei Damen aßen Schillerlocken und unterhielten sich so laut, daß jeder es hören konnte. Die eine sagte dies, die andre sagte jenes, aber die eine antwortete nicht der andern, wie auch die andre nicht der einen antwortete, sondern beide redeten insgesamt nur einen einzigen Satz, den sie fortsetzten und fortsetzten. Es schien, sie könnten nie damit aufhören, und also war es auch gleich, wer von ihnen den einen oder den andern Satzteil sagte.

ich habe ihn gesehen

in der Wochenschau?

nein, persönlich

ganz aus der Nähe?

ich habe ihm die Hand gegeben, das heißt, er hat mir die Hand gegeben, und er hat sie sogar geküßt

Sie Glückspilz

ja, ich bin glücklich

bitte, erzählen Sie mir, wie es dazu kam, oder dürfen Sie es nicht preisgeben?

es ist nichts dabei, das heißt, es ist sehr viel dabei, äußerst viel, erstens, bedeutet es für eine Frauenschaftsführerin unendlich viel, wenn sie ihm in die Augen blicken darf,

sie sind blau, nicht wahr?

so blau, daß man meint, von jetzt an könnte es kein anderes Blau mehr geben und zweitens?

zweitens, war es ein Treffen von Verwehrten des Weltkriegs, und zwar aus fast allen Ländern Europas, die sich davon überzeugen wollten, daß er für den Frieden und nur für den Frieden ist

sie überzeugten sich davon

das will ich meinen

wie war er?

ehrlich und weltmännisch, wie einer von ihnen

Wolfgang Weyrauch: Im Café

ein blinder Meldegänger unter denen, die nichts mehr sehen können

die nur noch ein Bein oder keine Arme mehr haben

sie fuhren getröstet nach Hause

voll Hoffnung, daß wenigstens ihre Kinder und Enkel ruhig schlafen können

glücklich, wie wir alle

Aber das, was alle gehört, doch nicht begriffen hatten, fuhr fort, von oben, aus irgendeinem Stock des Hauses, nach unten, ins Café hinab, zu stürzen, bald laut, bald leise. Doch das Leise wurde immer weniger, das Laute wurde immer mehr, manchmal allerdings wurde das Geräusch, oder was es sonst war, stumm, ganz stumm, so, als wollte der, oder die, welche es verursacht hatten, es verheimlichen.

Aber grade das Schweigen dessen, was eben noch herabgesickert oder gesprungen war, war besonders böse, ja, verrucht. Keiner im Café konnte sich der Stille entziehen, jeder wartete darauf, daß das Geräusch wieder anfing. Doch war es eins, und wenn es eins war, was für eins war es, und wenn es kein Geräusch war, war es eine Stimme?

Zwei Studenten tranken Enzian. Sie redeten so leise miteinander, daß kein anderer hören konnte, was sie sprachen. Aber damit niemand argwöhnte, sie unterhielten sich über etwas Ungehöriges oder sogar Verbotenes, riefen sie sich ein paarmal, der eine dem andern, oder umgekehrt, einen Satz zu, der spaßig, also harmlos, war. Der, welcher so angeredet worden war, antwortete, rasch und selbstverständlich, in derselben Weise, so, als hätten sie, ehe sie ins Café gingen, das Hin und Her ausgemacht.

ein Übungsflug

ein Flug zum Üben, Kinder, so macht man ein Ziel aus, so fliegt man ein Ziel an, so geht man ins Ziel hinein, Kinder, es ist puppenleicht

aber die Kinder, die anfliegen, und die, welche angefliegen werden, sind nicht dieselben Kinder

seit wann sind die Mörder gleich den Ermordeten?

und die Ermordeten haben Puppen, doch die Mörder haben keine dafür haben sie Bomben

die Bomben ermorden auch die Puppen

sie ermorden alles, die Väter dazu, die Mütter dazu, die Großeltern dazu, die Ziegen, die Katzen, die Schmetterlinge

das Bett, den Tisch, den Stuhl, den Ofen, den Stall, den Brunnen, den Baum mitten im Frieden

dort, wo die Bomben gefallen sind, ist kein Frieden mehr, und wenn erst an einem Ort aus dem Frieden ein Krieg geworden ist, kommt es an allen Orten zum Krieg, denn der Frieden ist unteilbar

was Du gesagt hast, ist richtig, bis auf eins

was ist das?

aus dem Frieden wird kein Krieg, sondern aus dem Frieden wird ein Krieg gemacht

wir haben ihn gemacht
wir haben Dreck aus uns gemacht
wir?
wer sonst?
also auch Du und ich?
auch ich und Du
aber wir räkeln uns in diesem schicken Café, trinken unsern Enzian und poussieren mit den Mädchen am Nebentisch
eben das ist es
Du übertreibst
ich übertreibe, gut, aber sind die Bomben auf jenen Ort keine Übertreibung?
wo liegt er eigentlich?
in Spanien
wie heißt er?
Gernika, oder so ähnlich
Gernika, der erste Punkt also, und neben den ersten Punkt zeichnen sie den zweiten in ihre Mordkarte
wir
ich rede immer noch so, wie ich bisher gedacht habe
pst
bin ich zu laut?
die Mädchen
die Gänse
vielleicht sind sie keine Spitzel, aber weißt Du genau, daß sie uns nicht anzeigen?
aus Liebe zu ihrem Gott, schön
es ist nicht schön
es ist häßlich, es ist so gräßlich, daß es nicht auszudenken ist
aber wir beide müssen darüber nachdenken
und viele andre dazu
aus dem ersten und zweiten Punkt wird eine Linie, aus der einen Linie werden hundert und tausend Linien
wir werden helfen, die Linien zu ziehen
wieso das?
wenn es soweit ist, werden sie uns holen
ich weigere mich
ich mich auch, aber dann werden sie uns in eins von ihren Lagern stecken
gibt es die?
horch
In diesem Augenblick hörten sie, und alle andern, die im Café saßen und tranken, eine Stimme. Sie kam von hoch oben herab, von dorthen, von wo auch das Geräusch zu ihnen gekommen war. Da wußten alle, daß das Geräusch schon

immer eine Stimme gewesen war. Sie hatten sich nur nicht darum gekümmert, weil sie dachten, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Oder sie überlegten zwar, was ist das, um Gotteswillen, aber sie dachten schnell an etwas andres. Oder sie hörten auch nicht auf, daran zu denken, doch sie ließen sich ihre Gedanken nicht anmerken.
Zwei junge Mädchen, eben die, mit denen die beiden Studenten flirteten, aber ihre Gedanken flirteten nicht, nur ihre Augen, aßen Mohrenköpfe. Sie aßen um die Wette, die eine hatte schon vier Stück hinter sich, die andre war bereits beim fünften Stück. Am liebsten hätten sie es aufgegeben, so übel war ihnen, doch keine wollte darauf verzichten, die andre zu besiegen. Auch interessierten sie sich eigentlich gar nicht mehr für die süßen Teilchen, was zuviel ist, ist zuviel, und aus süß wird sauer. Eigentlich war ihnen nur noch eins wichtig, das Erzählen.
also, es gibt doch bekanntlich keine Dienstmädchen
wie schrecklich
Du, das ist nicht komisch, Du solltest Dir einmal die Kartoffelschälhände meiner Mutter ansehen
habt Ihr nun ein Dienstmädchen oder nicht?
wir haben
und wie habt Ihr es bekommen? Gestohlen?
so ähnlich, ersteigert
ist das sozial?
scheißsozial, wir sind in einem Club
im Club der Dienstmädchenversteigerungen?
im Club der Damen, und da die Damen keine Dienstmädchen kriegen können, aber unbedingt welche brauchen, versteigern sie das, was so gnädig ist, sich zu melden, ist das nicht in Ordnung?
die gnädigen Frauen
bist Du nun meine Freundin oder nicht?
ich bin es, keine Angst
dann rede nicht so kommunistisch
ich und kommunistisch
ich wollte Dich nicht kränken
also, Ihr habt es
jawohl, und wir sind sogar zufrieden damit
ist das Ding, oder was es sonst ist, auch zufrieden mit Euch?
warum fragst Du so komisch?
nur so
noch eine Frage gefällig?
war es schön teuer?
Mutti hat eine ganz schöne Stange Geld dafür bezahlt, aber ich will Dir einmal etwas sagen

was, bitteschön?

das war die letzte Frage, die ich Dir in meinem ganzen Leben beantwortet habe
ich wollte Dir grade raten, Dir selber Fragen zu stellen, damit kommst Du
weiter
wohin?

zur Vernunft

Allmählich hätten sie die Stimme, oder waren es zwei, sogar verstehen können, wenn sie sich nicht die Ohren zugehalten hätten, mit den dreckigen Händen die dreckigen Ohren, damit die dreckigen Gedanken nicht gestört würden. Aber es ist wohl kein Zweifel daran, daß irgendeiner von ihnen, vielleicht einer der beiden Studenten, nur noch auf jene Stimme hörte, und alles andre darüber vergaß, auf den Schrei, der aus ihr sprang, ja, sie ganz ausfüllte, so daß von der Stimme nichts mehr als der Schrei übrig blieb. Doch obwohl er so hoch war, wie der Ruf einer Lerche, die von einem Sperber überfallen worden ist, waren seine Teile doch zu unterscheiden. Sie bestanden, als würden sie im Zustand der Ruhe gesprochen, aus Buchstaben und Wörtern und Sätzen, die sich immer wiederholten. Ich bin nicht irr, schrie die Stimme, die man nicht als weibliche oder männliche Stimme unterscheiden konnte, so außerordentlich war sie in Not, Sie wollen mich bloß irr machen, und auch wenn ich irr wäre, dürften Sie mich nicht so ver- hören, oder grade, wenn ich irr wäre, dürften sie es nicht, denn . . . Aber da war eine zweite Stimme zu hören, die eigentlich gar keine menschliche Stimme war, so scheußlich war sie, und auch wieder nicht scheußlich im menschlichen Sinn, weil sie so mechanisch war, wie aus einem Apparat, der nachplappert, was in ihn hinein gestanzt worden ist. Die zweite Stimme schnitt den Satz der ersten Stimme mitten entzwei: denn, hatte die erste Stimme gerufen, und sie vertrat alle andern Stimmen, die so dachten wie sie. Doch eben der Umstand, daß sie dachte, daß sie ein Denn äußerte, einen Grund, eine Folgerichtigkeit, mißfiel der andern Stimme, und auch sie vertrat alle die Stimmen, die so waren wie sie. Sie aber waren die einzigen Stimmen, die es geben durfte, sie allein durften sagen, so ist es, oder, so ist es nicht, und wer ihnen widersprach, dem zerschnitten sie die Sätze, und die Münder, und die Atemzüge.

Um nicht zu hören, was sie hätten hören müssen, ließen die einen im Café ihre Liebesknochen oder Sahnéeisbaisers stehen, und machten, daß sie davon kamen, nach Hause, in ihre stickigen vier Wände, wo sie am Radio drehen und die Stimme ihres Herrn vernehmen konnten. Die andern aber, welche im Café blieben, weil sie wähten, erst das Verhör oben im Haus erlaube ihnen, in Ruhe und Ordnung ihre Weiße mit Schuß zu trinken oder ihre zwei Eier im Glas zu essen, schwätzten im gleichen Verhältnis lauter und schneller, als die menschliche Stimme und der unmenschliche Apparat über ihren gleichgültigen Hirnen akustisch zunahmen.

oben: Hilfe

unten: ich kann mir nicht helfen

oben: keiner hört Sie, außer mir, und Ihnen selbst, Ihre Schreie helfen Ihnen nichts

unten: und Du, Erika, kannst mir auch nicht behilflich sein, was es ist, ach, nichts ist es, Erika

oben: also gut, Sie sind nicht irr, und ich will einmal annehmen, Sie verstellen sich nicht

unten: es ist natürlich doch etwas, und wenn Du mir versprichst, daß Du dicht hältst

oben: wir sind ja schließlich keine Unmenschen, sagen Sie mir, was Sie wissen, und Sie können gehen

unten: ich muß mich, aber Du schweigst wie das Grab, von Horst trennen

oben: bitte, wie Sie wünschen, ich weiß, daß Sie etwas wissen, Sie behaupten, Sie wissen nichts, also lügen Sie, ich aber kann Lügen nicht ausstehen

unten: er ist nicht rein arisch, was sagst Du dazu, er hat es mir unterschlagen, obwohl ihm genau bekannt war, daß ich die rechte Hand vom Gruppenführer bin

oben: Hilfe

unten: ich kann ihm nicht helfen

Hilfe, schrie es, ich habe ihm sogar die Hand gegeben, antwortete es, Hilfe, habt Ihr nun ein Dienstmädchen oder nicht, Hilfe, ich muß mich von Horst trennen, Hilfe, voll Hoffnung, daß wenigstens ihre Kinder und Enkel ruhig schlafen können, Hilfe, ist das Ding, oder was es sonst ist, auch zufrieden mit Euch, Hilfe, er hat es mir unterschlagen, obwohl ihm genau bekannt war, Hilfe, ich habe ihm sogar, Hilfe, habt Ihr nun ein Dienst, Hilfe, ich muß mich von, Hilfe, voll Hoffnung, daß, Hilfe, ist das Ding, oder, Hilfe, er hat es mir unter, Hilfe, ich habe, Hilfe, habt Ihr, Hilfe, ich muß, Hilfe, voll Hoff, Hilfe ist das D, Hilfe, er hat, Hilfe, schreit es

Jene zwei Studenten aber hatten sich aus dem Café entfernt. Ihre Münder rochen noch nach ihrem Schnaps, als der eine von ihnen bei El Alamein, und der andre in der Bendlerstraße fiel. Indes, sie hatten Kinder, der eine einen Jungen, der andre ein Mädchen: es wird sich herausstellen, was aus den Kindern geworden ist, und was sie aus ihrem Land gemacht haben.

Annemarie Czaschke
Sternrenette

Ich sollte vielleicht mit einem Lob des Apfels beginnen, sollte den herbsüßen Duft beschwören, die säuerlichen Geschmacksnuancen der Boskop, Champagner- und Schlotteräpfel herausarbeiten, auf die verschiedenartige Konsistenz des Fruchtfleisches eingehen und zum Schluß ein Farben- und Formenpanorama entwerfen, das es mit jedem gepflegten Obstladen zur Spätherbstzeit aufnehmen könnte. Bei der Aufzählung der Apfelsorten könnte ich nach dem Prinzip der Steigerung verfahren, um nach großem Anlauf anzusteuern welche Klimax, ein Lebens- und Sündensymbol? Den Paradiesapfel nicht, sondern, schamrot und mit Judasmalen für immer gebrandmarkt, am Schandpfahl der Assoziationen: die Sternrenette.

Soll ich nun die Mathematikstunden beschreiben oder vielmehr eine einzige herausgreifen, um daran zu zeigen, wie es war, und vor allem von ihm zu sprechen, Dr. Lennert, dem Direx, dem Spaßmacher, dem Mathepauker, dem Wagner-schwärmer, dem Kaschemmenlohengrin, der bei Pythagoras startete, um immer — nicht immer! — bei Elsa von Brabant anzulangen? Schwan, Bruder, hilf!

In der Kneipe, die uns als Schulklasse und Tagesraum diente, wandelte er, ein Peripatetiker, zwischen der mit Zahlen zu füllenden Wandtafel und dem Kaschemmenklavier hin und her, mit kreidigen Fingern Akkorde schlagend, Leitmotive andeutend, den Raum füllend mit Musik und Zahlen, denn Musik ist Mathematik.

„Nie sollst du mich befragen, Noch Wissens Sorge tragen“, sang er uns vor, mehr Wotan als Lohengrin. Dennoch befragte er uns, trug er des Wissens Sorge, erließ er uns nicht den theoretischen Beweis, daß $a^2 + b^2 = c^2$ gleich $c^2 - b^2 = a^2$. Vor der verderblichen Neugier des Weibes warnte er sechszwanzig neugierschwache Quartanerinnen zwischen Hypotenuse und Katheten, denn Richard Wagner weilte immer unter uns. „Du hast wohl nie das Glück besessen, Das sich uns nur durch Glauben gibt?“ Größer als alles Wissen, das bruchstückhafte, sei der Glaube, der ahnungsvolle und das Vertrauen, dessen das Genie bedürfe, der Künstler wie der große Menschenführer. Was wunder auch, daß wir der Neugier gern entrieten, Pythagoras betreffend, lieber ihm glaubten und unsern Stirnen Schweiß abrangen, um neue Taktiken der Ablenkung hervorzu-bringen, angestrengt denkend, wie zu entkommen sei der Anstrengung des Den-kens, der Konzentration auf kalte Zahlen, dem Appell an die Aufmerksamkeit,

Annemarie Czaschke: Sternrenette

der sich elektrisierend fürchterlich zu der sarkastischen Aufforderung zuspitzen, dich und mich treffen konnte: Der Klassenschlaf wird mit sofortiger Wirkung unterbrochen. Gerlinde Pankoke, an die Tafel!

Oh Schicksalsmotiv, wie kamst du uns gerufen! Wir spielten uns die Bälle zu, legten die Köder aus, summten die Leitmotive oder fragten, wenn sonst nichts mehr half, nach dem Gral. Meistens ging er uns auf den Leim. Er sang und er-klärte, spielte an, deutete, bedeutete, ahnte, schwieg. Für die finsternen zwei ersten Szenen des zweiten Akts nahm er sich eine ganze Stunde. „So zieht das Unheil in dies Haus.“ Es zog, war schon gezogen, war da, unter uns, um uns, mit uns, das Unheil. Nur wußte es kein Aas in der Quarta, damals. Oder doch? Und wenn, das Unheil war uns lieber als die Summe der Quadrate.

Ich beschreibe ihn falsch, den Lenni, den Direx, den beliebten Spaßmacher, was für ein Mensch er war. Er nahm die Seelen im Sturm. „Wir nähern uns mit Rie-senschritten dem Abitur“, war sein erstes Wort zu uns in der Quinta. Daß er uns an den Zöpfen zog, im Takt der Lehrsätze, die die Klasse im Chor herunter-sagte, verübelten wir es ihm? Er blieb ja noch sympathisch, wenn er Hefte zer-riß, nach dem Scheiterhaufen schrie, die große Bücherverbrennung in Aussicht stellte.

Verbleiben mir nur Stichworte für Renate, für die ich diese Erinnerungen auf-schreibe? Will ich mir nur einen Apfel aus dem Sinn schlagen, der zwar nicht ihr, doch anderen zur Erkenntnis von Gut und Böse verhalf, wenn auch zu spät? Ich rekapituliere Vergangenheit:

Ein oberbayrisches Dorf im zehnten Jahr des Tausendjährigen Reichs. Trau-ernd singen wir, auf die Melodie von „Schlesierland, mein Heimatland“:

Wenn das meine Mutter wühüste,
Wies mir in der Ka EL Vau erging.
Schuh und Strümpfe sind zerrißsen,
Durch die Hosen pfeift der kühle Wind.

Und schon drängen sich die Zeugen vor, will nacheinander aufgezählt sein, was nebeneinander zu denken ist. Rotwangig und asthmatisch ist da, die Anrede „Herr Kaplan“ geflissentlich überhörend, Studienrat Flämmel, den immer noch, wie bei unkeuscher Tat ertappt, das Stottern ankommt, wenn er „Mädels“ zu uns sagt. Während er aber stotterfrei die Religionsstunde mit einem Gebet für den Endsieg unserer Waffen beschließt, sehe ich schon die ukrainischen Küchen-mädchen Tanja und Tonischka mit behenden Fingern und mangels wirksameren Giftes uns den Eintopf versalzen dafür, daß unsere kämpfende Truppe sie aus dem bolschewistischen Joch befreit hat; sehe ich den einzigen Repräsentanten der männlichen Dorfjugend, den amputierten, doch greifbar gegenwärtigen Niedermayr Schorsch, nachdem er die Post gebracht, ins Zimmer der vom Mor-genappell zurückgekehrten Lagermädführerin Doris Saßmann schleichen, die

sich mit fünf anderen BDM-Führerinnen kameradschaftlich in ihn teilt. Während die Klasse U III eine Gedenkminute einlegt für den Vater von Elfriede Tönnies, der bei Smolensk für Führer und Volk . . ., während ohne schickliches Intervall die Mutter der Zwillinge Hinze bei Bombenangriff auf unsere Heimatstadt . . ., während Väter, Mütter, Brüder, Schwestern . . ., versorgen uns unsere Klassiker mit Sprüchen für jede Lebenslage, wird die Deutschlehrerin Fräulein Tuch zum nächsten Aufsatzthema inspiriert: Was bleibt, stiften die Dichter. — Kurze Einführung in das Thema: Besonders auch in unserer Zeit. Wenn wir uns umblicken. Die stolzen Bauwerke, Kathedralen und Schlösser. Für die Jharhunderte gebaut. Den Stürmen trotzend. Frage: Allen? Antwort (Fräulein Tuch gibt hier ihre Kritik am Regime zu erkennen): Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand. Dagegen das Dichterwort. Und immer wieder, und mögen die morschen Knochen der Welt auch zittern, mit Walter Flex reinbleiben, reifwerden. Nicht weit davon das Reich der Mütter. Die deutsche Mutter. Jede einzelne. Unsere eigene. Das stille Heldentum. Und so wollen wir denn, in dieser Stunde der Besinnung, mit Ruth Schaumann singen und reimen: Kerzen auf Mütterherzen.

Das Bild bedarf auch der mittäglichen Sonnenreflexe auf dem Schnee der endlosen Winter, der Hermann-Löns-Stimmung: Was frag ich nach den Menschen und nach der lauten Stadt, wenn mich die Bergwaldwildnis, die weiße Stille hat? und der Abende unter den Sternen, da Rübezahls einsame Wacht uns Heimwehtränen zum Lagerfeuer bescherte, ein feuchtes Gefühl von Gemeinschaft über knurrenden Mägen. Entbehrungen, die wir mit unsern Brüdern an allen Fronten teilen. Und alle stimmen ein: Kein schöner Land in dieser Zeit.

Oh Sternrenette, du wirst nicht vergessen, enthält doch dein Name den Stern, den Renate nicht trug, weil keiner wußte, weil ein paar Leute so kühn gewesen waren, sie retten zu wollen.

Renate wurde verwöhnt. Sie bekam regelmäßig Pakete mit immer den gleichen Sternrenetten aus dem elterlichen Garten. Ich frage mich, was geschehen wäre, wenn es Boskop gewesen wären. Man sah's schon an dem Format, daß wieder ein Paket für Rena Michaelis da war. Äpfelkauend seh ich sie vor mir, ein Opfer; war sie denn ein Opfer? Hatte sie mir nicht ins Poesie-Album geschrieben: Sei tapfer, treu und edel, dann bist du ein deutsches Mädel? Schwärmte sie nicht für die Jungmädelführerin Marga, die nach dem einstimmigen Urteil der Quarta „zackig“ war? Prahnte sie nicht genau wie Heidrun Meier und Edda Ebert, deren Väter bei der SS waren, mit schauerlichen Familienszenen, in denen ein auf soldatische Disziplin bedachter Erzeuger sich notfalls mit der Reitpeitsche in der Hand Respekt zu verschaffen wußte? Freilich überboten wir uns gegenseitig. Um mit ihnen bestehen zu können, statteten wir unsere Väter mit den Attributen harter Männlichkeit aus, ließen wir sie im Gerechtigkeitsfanatismus ihr eigen Fleisch und Blut nicht schonen, ließen sie Kinderzimmer verwüsten

und Weihnachtsbäume schänden. Selbst Ulrike Schniepenkötter machte keine Ausnahme, versuchte sie doch, den frommen Küster, ihren Vater, uns als zu seinen Stunden treffsicheren Prozellanzerschläger zu verkaufen. Wenn man Renate glauben wollte, konnten es die Tobsuchtsanfälle des alten Michaelis sogar mit denen unseres Direx aufnehmen.

Denn hier ist nachzutragen: die Schimpftiraden Dr. Lennerts hatten sich gewaschen. Schön war, daß eine geübte Quarta sie ihm notfalls aus der Nase kitzeln konnte. Wenn nämlich seiner Stimme auch durch Richard Wagner kein persönliches Vibrieren, keine mitmenschliche Wärme oder sei's drum, kein pathetischer Ausbruch abzugewinnen war, wenn nichts uns mehr vor der Arbeit rettete, dann zog als letztes Mittel eins: die Frage nach dem Weltjudentum, denn unser Direx spielte auch auf dem Klavier.

Er fiel nicht gleich mit der Tür ins Haus, wußte sich langsam zu steigern, brachte das Pflichtpensum mit Methode. Ehe er nämlich Machenschaften der Wallstreet-plutokraten, Freimaurer, Bolschewiken und pazifistische Intrigen jener internationalen Clique von heimatlosen Intellektuellen unter einen Hut brachte, die bei uns noch heute an manchem Drucker saßen, wenn nicht der Führer . . ., ehe er zum großen Kettenfluch ansetzte, legte er die Kreide aus der Hand, blickte sein klares Auge ernst und gesammelt in sechszwanzig Quartanerinnengesichter, um dann seherisch in die Ferne zu schweifen, während seine Lippen noch ohne Aufruhr das Wort „Deutschland“ formulierten: Deutschland steht alleine. — Vom Vaterland sprach er, leise, verhalten, keusch. Von der schicksalhaften Bestimmung eines Volkes, das aus jahrhundertlangem Dornröschenschlaf endlich erwacht sei, berufen, Führer zu sein in eine bessere Zukunft. Von den großen Söhnen dieses Volkes. Von seinem größten. Von der Einsamkeit der Berufung. Von der Uneinsichtigkeit der Zeitgenossen; dem Schicksal der Propheten. Um dann unerwartet laut zu werden, Zorn seine Stimme emportragen zu lassen, Speichel noch in die dritte Bankreihe zu senden, wenn er des Geschmeißes Erwähnung tun mußte, das in emsiger Wühlarbeit das Fundament zu zerstören trachtete, auf dem wir gemeinsam das schöne Gebäude der Zukunft errichten wollten. Denn nichts Schlimmeres ist als der Feind im eigenen Land. Das Unheil, jenes im „Lohengrin“ ahnungsvoll beschworene: „Die ihr in süßem Schlaf verloren, Wißt, daß für euch das Unheil wacht!“, wir duldeten es in unserer Mitte, tatenlos zusehend, wie man uns um die Früchte unserer Arbeit bestahl. Hier versagten sich ihm aus Scham und Empörung Stimme und Sprache zugleich, und sein Schweigen wirkte vorwurfsvoller noch als seine Beredsamkeit, wenn er nun durch unsere Reihen ging und in stummer Frage jede einzelne anblickte, als wolle er sagen: auch du? bis er, wieder am Katheder, die Arme in priesterlicher Gebärde erhebend, aufschrie: Wie lange noch!? Und da war keine, die sich nicht getroffen fühlte, nicht der politischen Lauheit sich bezichtigen mußte, nicht beschämt die Augen niederschlug.

Und so konnte denn Lenni fortfahren und aus tiefster Seele hoffen, der Herrgott möge den Führer in seinem Entschluß nicht wankend werden, ihn nicht auf halbem Wege stehen bleiben lassen, denn ehe die Brut nicht gnadenlos ausgerottet, sei keine Gesundung zu erwarten.

Mattigkeit machte sich breit. Erschöpfung folgte solchen Wortexzessen, deren Echo lange in uns nachhallte, Emotionen weckte, die ihre Früchte tragen sollten. Was nämlich leisteten wir? Das Quartamögliche, und niemand schmalere das geringe Vermögen! Wohl kannten wir nicht das internationale Judentum, doch kannten wir eine Mitquartanerin namens Renate Michaelis, von der man mau-scheln hörte, sie habe von der Mutter her eine Portion artfremden Blutes abbe-kommen, und die doch ungestört von Baum des Lebens aß. Der Geschmack an dem Obst läßt sich bekanntlich verderben. — Eine Sternrenette ist nämlich, wenn man es recht betrachtet, wie geschaffen dazu, an den weißen Stellen mit Nadeln gespickt zu werden, rundum, das reine Nadelkissen, und wetten, daß keiner was merkt? Zumal, wenn man eine solche Stachelfrucht unter normale Äpfel legt und die Besitzerin nicht näher hinsieht. Irgendwann treffen sie sich, nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit, wenn alle andern dankend ablehnen, die sonst mithiel-ten beim Abendmahle.

Ich sehe sie, Renate, apfelkauend, leise flennend, obschon sie doch schrie, so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz. Und dann die mittelgroße Glocke, geflüstert. Wer war das? Stille. Wer in unse-rer Klassengemeinschaft ist zu solch himmelschreiender Tat imstande? Stille. Dr. Lennert berät sich mit einigen Lehrern, beruft die Klasse zur Moralpauke zu-sammen. Er habe da was läuten hören. Es gebe in unserer Klasse hirnerbrannte Dummköpfe, die von politischem Denken noch nichts. Die in nebulöser Logik Verbindungen herzustellen suchten zwischen unserm Erzfeind, dem Weltjuden-tum, und gewissen Einzelindividuen, die doch in gar keiner Weise. Von denen auch nicht einmal feststehe, ob sie. Selbstverständlich werde der Sache nachge-gangen. Die Idee der Gemeinschaft sei verraten worden. Er hoffe zur Ehrenret-tung unserer Klasse, daß die Betroffenen sich selbst. Die Betroffene möge hier seine Betroffenheit zur Kenntnis. Er werde dem Vater der Betroffenen anheim-stellen. Möglicherweise sei es ja in deren eigenem Interesse, wenn sie Distanz nehme von einer Gemeinschaft — er könne das Wort hier vorerst nur in Anfüh-rungszeichen aussprechen — deren Toleranzgrenze von bestimmten Leuten viel-leicht auch zu großzügig eingeschätzt worden sei, bedauerlicherweise. Sie war empfindlich genug zu gehn. Wir haben sie nie wiedergesehn.

DER LÖWE JUDA

Für Martin Buber

Der Löwe Juda frißt Stroh im Zirkuszelt.
Drumrum klatschen die Leute.
Durch das Mastloch fällt Staub vom Himmel.
Aber wo ist der Friede?

Ist denn nicht ohnehin Friede
solange kein Krieg ist?
Was soll das Gerede?
sie sitzen doch friedlich da.

Der Friede sitzt nebenan im Gasthaus
„Zur Krone“ und trinkt Aquavit,
schmeißt Scheiben ein, rülpst
und knobelt mit Polizisten.

Der Löwe im Käfig
möchte durch die Stadt gehen.
Gelb wie die Sonne mittags.
Und dem Rabbi

— sie rufen weit über das Meer
die Leuchttürme,
weil es soviel schwarzes Wasser
und keine Öllampen — gibt —

will er die Torah
in weichen Tatzen halten.
Die Krallen hat er Kindern geschenkt,
die Ketten draus machen.

Aber der falsche Friede sitzt nebenan
im Gasthaus „Zur Krone“
und trägt eine weiße Maske
und knobelt mit Polizisten.

Nur nachts öffnen die Kinder das Tor.
Wenn die Trinker schlafen,
der Friede Alpträume
durch den Schornstein pustet.

Dann geht der Löwe,
gelb wie der Mitternachtmond,

GROSSVATER JOHANNES HIE

Mein Großvater hatte gute Augen.
Schiffe am Himmel und Chinadschunken,
worin die guten Drachen tanzten.

Sein Schlips schwarzes Schwert im Café.
Die acht Töchter — das Eis in dem ihre
Herzen erfroren tändelten verkauften.

Darüber mein Großvater
„da gehen Schlohmosen Augen.“
Ich gucke zu dir hin.
Du reitest auf einem Stern
dein schwarzes Pferdchen.

Dann
trieben sie in runde Arenen
aus Rauch aus Glasaugen
aus knöchigen Händen uns.
Die Tage zählten nach Morden,
die Jahre zählten nach Gräbern.

Doch
du bist noch auf Holzschiffen
gefahren. Verstreut dein Paletot
im jungen New York,
deine Reden bei den Indianern.

Das ist vorbei.
Schon werden Worte aus Munition gegossen.
Und Herzen aus dünnen Toden.

MEIN VATER SCHLUCKT

Unser Brunnen im Garten beim Kirschbaum
war gefüllt mit schwarzem Bier. Bitteren Getränken
aus Kuhtrögen, die mein Vater schluckt
kaut spuckt.
Die Kirschzweige die Moosleuchter,
aber Stare fraßen ihre Blüten.

Im schwarzem Bier taucht das Dorf auf,
tropft, schlägt mit den Fenstern,
Oma schüttet ihren Traum aus dem Nachtopf.
In den Brunnen am Kuhwald.
Aus dem mein Vater schluckt kaut spuckt.
Die Kirchuhrzeiger klettern den Berg hinauf.

MÄNTELCHEN

Ich wollte mit sieben Harlekin werden,
am Nachmittag den Dampf abpflücken
über dem Kuhhorn im Schlamm.
Meine Mutter kaufte schon Schminke,
die Falten würden später kommen.

Wollt ihr nicht kaufen ein Mäntelchen?

Schulmädchen, die mich nicht mochten,
ich brachte Heuschrecken in die Klasse
Schulterplatten von Rinozerossen,
morgens nach dem Traum im Kissen gefunden.
Das Rinozeroß im Schulranzen aus Pappe!

Wollt ihr nicht kaufen ein Mäntelchen?

Für ein Stück Käse, im Winter von einem Käse,
wir legten den Hunger auf den Schrank.
Der Bäcker betrog uns um die Marken.
Seitdem haben meine Nasenlöcher Zungen.
Aber wir hatten einen Papierkuckuck der rief.

Wollt ihr nicht kaufen ein Mäntelchen?

JAKOB UND DER ASCHENHAUFEN

Diese Abende, wo der Teekessel, der verkratzte
Lokomotivkessel durch den Dorfwinter dampft,
Schnee auftaut
und in den Löchern findest du einen Pfennig
einen Flügel eine Windmühle
und den Knopf von der Küste,
in dem der Anker schief hängt und golden.

Und oben überm Dach der gekreuzigte Himmel,
brillantengekreuzigt, denn gleich ist Weihnachten,
die Schlafzimmertüren
passen gut auf nachts,
wenn die buntgestopften Träume
von Meta über das Bett nadeln.

Im „Dicken Baum“ rotiert eine Atombombe
mitsamt Suppengrün und Kreismeldungen
im Bauch des Herrn Batz,
Goldbezopft, mit silberner Kanone
unterm rechten Herzen. Im Dorf trägt man,
nicht behutsam,
die Herzen am rechten Samtkragen.

Der Wind im Dorf ist verboten
es gibt um die Ecke eine Druckerei,
die als einziges druckt:
Der Wind im Dorf ist verboten.

Deshalb liegt der Aschenhaufen noch immer dort,
die Sterne sind nachts mit geblühten Vorhängen
zugehängt.
So läßt sich's leben sagt Drucker Jatz
und klappt seinen Bauch auf,
in dem ist ein Huhn
und Kaffee aus dem unbekannten Afrika.

Das mit bleichen Fingernägeln gestern und heute
ein trauriges Gedicht in die Zeit aus Schilfhalm
schreibt. Aber das

weiß der Drucker, der Druckergehilfe nicht,
der ein blasses Gesicht hat,
verkohlter Schnee.

Sie enträtseln über den Liturgien
aus Bier und gegossenen Schnäpsen
die Geheimnisse von Trumpf Tisch
und Handknöchel.

Hauen sie auf den Tisch, klingt es beinern.

Jakob Sohn des Jakob und Jakobfrau,
Kinder des Jakob, hat eine Kiste,
rotbemalt, auf dem Deckel ist ein Vogel,
den hat seine Schwester gemacht
mit Abziehpapier.
Jakob geht aus dem Dorf,
das Dorf beobachtet aus 50 blinzelnden Fenstern.

Jakob hat eine rote Kiste und rote Kisten
mag niemand
das kann zu vieles bedeuten
eine Sammlung für die Caritas
eine Sprengbombe
Liebe
der Behälter für ein rotes Taschentuch.

Jakob will den Wind fangen,
der Wind bläst Asche fort.
Er stolperte über den Aschenhaufen.
Mit dem Aschenkasten für seine Mutter
mußte er hoch klettern
oben oben ganz nah am Kirchturm
Ausleeren.

Jakob hat den Wind fangen wollen,
der Wind hat Jakob gefangen,
er fliegt in der roten Kiste
und ist nicht wieder gekommen.

Das Dorf baut Tunnels durch den Aschenhaufen.

HUNDEHÜTTEN

Gerichte hocken Schwarztalar gerechte Raben
auf den schlüpfrigen Stühlen Gerechtigkeit
schläft in Hundehütten kläfft
und Mond vergoldet
verbleicht
die Erker der Paläste wo die Bienen
am Mittag Gesumm drum scharen

Nebenan das Gefängnis
hat eine Falltür und die Jahre verrosten
hinter den Stäben
Da sind jene
die fliegen wollten in Ballonen
Spitze Tränen
von scharfen Papierzacken erstochen

Gerichte hocken Schwarztalar gerechte Raben

Nebenan die Mörder glatte Jägerjacken
Von Schornsteinen Erfinder von Toren
die gehen auf die gehen zu
aber niemand ist dünn oder ein Fisch
durch die Drähte zu schwimmen
Die sitzen nur kurz
am geblühten Tisch
Kaduken schon wieder nach draußen

Gerichte hocken Schwarztalar gerechte Raben

D. Michalov
Der kleine Kolja

„Servus!“ grüßte Mirek den Stubenältesten und eilte zum Kommando.

Auf der Lagerstraße machte sich an ihn ein Knirps heran, kaum zehn, vergammelt und verrotzt, ein kleiner Russe. Mit seiner leuchtenden Glatze — als breiter Steig über den Kopf geschnitten — erinnert sie an eine ausgestorbene Indianermode. Lagerstraße wurde im KZ jener Steig genannt längs über den ganzen Kopf in Breite der Haarmaschine. Ein Russe, etwas wie ein Jude, rüdig und grindig, mußte sich von den reinrassigen Muselmanen schon aus weiter Ferne unterscheiden. Er nahm Mirek bei der Hand und drückte sie knabenhaft. Nahm Mireks Schritt auf und bemühte sich, dessen Länge zu halten. Er streckte seine Streichhölzer wie ein Flamingo. Na, zum Platzen komisch! Und wenn er zu Mirek emporblickte und wenn dieser gerade herabschaute auf ihn, so daß ihre Blicke einander begegneten, spiegelte sich in seinen unkindlich ernstesten Augen soviel Hundetreue, daß einem die Gänsehaut über den Rücken lief. Zum Beweis, daß er glücklich sei, drückte er Mirek ein paarmal hintereinander die Hand.

Mirek auf einmal unerwartet: „Geraucht?“

Der Knabe verdrehte die Augäpfel, ein Häufchen Unglück, als könnte er sich nicht gleich erinnern, dann schnaufend, als überlegte er immer noch: „Jetzt weiß ich beileibe nicht, ja oder nein?“

„Was!“ polterte Mirek und ließ gekränkt die Hand los.

Der Knabe, na, ein Kind, schnappte wild nach der Hand, drückte sie krampfhaft und beeilte sich, keuchend zu versichern: „Nein, nein, Tscheche, ich mache nur Spaß, ich sage dir, Ehrenwort, nicht geraucht!“

Vor gut vier Monaten traf Mirek den Knaben auf der Lagerstraße; herausstafierte wie eine Krautscheuche — die Hosen, einst der Stolz eines gutgenährten Juden, flatterten an ihm und erinnerten, bis zu den ursprünglichen Schenkeln hochgezerrt, an eine Ziehharmonika; ein Sakko bis zu den Knien, über die schmalen, rachitischen Schultern herabfallend, kokett von einer Schnur zusammengehalten — und dazu die groteske Imitation eines Russenkittels; auf der Birne, frech über ein Ohr gestülpt, eine speckige Schirmmütze und eine riesige, aus Zeitungspapier gedrehte Zigarre im Mund; sie qualmt wie ein Kamin. Mirek

mustert ihn verdrossen, und er mustert Mirek verdrossen, und als Mirek bemerkt: „So ein Fratz, und schon rauchen!“ schnalzt es wie ein Peitschenhieb zurück: „Dreck ist noch kleiner und raucht!“

Mirek schlägt ihm die Trompete aus dem Mund und schnauzt: „Wie bist du dazu gekommen, Lausbub?“ Der Knabe hebt seelenruhig seinen Kamin auf, steckt ihn wieder zwischen die Zähne und schnauzt mit dem Mundwinkel: „Kümmere dich um dein Zeug, blöder Tscheche.“

Mirek macht einen Satz, der Knabe ist behend wie ein Wiesel, er aber noch schneller, er rechnet damit, daß der Knabe flink wie ein Wiesel ist, er kennt sie schon, packt ihn am Hals und drückt, bis er blau wird, beutelt ihn und läßt erst los, als er ihm verrät, woher er die qualmende Schlange hat: das Papier hat er aus dem Abfallkorb der Baracke zwei (dem Prominentenblock der reinen Rasse) herausgekratzt und die Machorka dem haarenden (so drückte er sich aus) dem haarenden alten Kapo für einen Kuß abgebettelt.

Mirek zertritt die Zigarre, wobei er sich eine Litanei einzigartig saftiger Schimpfwörter anhören muß, steckt ihm ein Stück Brot zu und läßt sich von dem Knaben ganz überflüssig, er weiß, daß es ganz überflüssig ist, versprechen, daß er nie mehr eine Zigarette in den Mund nehmen wird. Der verspricht das hoch und heilig und schwört beim Tod seiner (schon längst verstorbenen) Mutter, es nie mehr zu tun; und, schon aus Mireks Bereich, streckt er ihm aus sicherer Entfernung die Zunge heraus und fängt zu fluchen an; fürchterlich, frisch von der Leber weg wie ein besoffener Bierkutscher.

Dennoch: als sie einander das nächstemal begegnen (er drosch mit anderen Rotzbengeln auf einen Ball aus Lumpen ein), schreit er Mirek freundlich zu: „Hei, Tscheche, zeig, was du kannst! Komm, ich zeige dir, wie man fußballert, Blindschleiche, ich knuddle dich wie einen marinierten Hering!“

Mirek läßt sich das nicht zweimal sagen, dribbelt den Knaben geschickt und spielt mit ihm Katze und Maus. Der Knabe glotzt nur bewundernd, und auf Mireks Frage: „Da glotzt du, was, du Aas!“ bekennt er aufrichtig: „Ich glotze, Tscheche!“

Von diesem Augenblick an läuft er Mirek wie ein Hündchen nach; und Mirek steckt dem Knaben einen Ranft Brot zu, und wenn es geht, wenn etwas übrig bleibt, wenn es der Stubenälteste erlaubt, einen Schöpflöffel voll Suppe.

Der Knabe traut Mirek anfänglich trotz aller Bewunderung nicht ganz, er hat mit dem Lager seine Erfahrungen und weiß, daß für nichts und wieder nichts niemandem etwas geschenkt wird, er wartet also nur darauf, was Mirek will. Und Mirek will und will nichts und zeigt sich nicht so, wie der Knabe erwartet, im Gegenteil, er steckt ihm weiterhin allerhand zu, ohne Kompensation, Brot und wenn's geht einen Schöpflöffel voll Suppe; sogar das Einmaleins bringt er dem Knaben bei und buchstabieren aus einer russischen Fibel muß er, die Fibel repräsentiert manchen Ranft Brot; und der Knabe wird immer zahmer, bis er

Mirek wie ein Pudel nachläuft, und wenn er Mirek nur erblickt, strahlt er wie ein Christbaum.

Die uniformierten Übermenschen mit dem Totenkopf haben den Knaben irgendwo aus der Ukraine herbeigeschleppt, er weiß selber nicht woher, zog mit der Front Essen und Trinken nach, ein Besprisornyj ohne Vater und Mutter; an die dreihundert gab es seinesgleichen in dem Lager, und sechsjährige Kinder waren darunter. Sie arbeiteten nicht, streunten durch das Lager, die Kapos mißbrauchten sie für einen Mundvoll Essen oder eine Zigarette für ihre Späße. Mirek schwätzt mit ihm russisch, seine Großmutter hat es ihm beigebracht, und der Knabe lobt ihn: „Sprichst wie ein Barin, Tscheche, wie ein Pope, sage ich dir!“ Nikolaj, Kolja hieß der Bengel.

„Kolja“, sagte Mirek und beugte sich zu ihm hinab, „lauf in die Zwanziger und sag dem Stubenältesten, daß ich gleich komme. Lauf! Und sprich wegen der Suppe, er gibt dir bestimmt, wenn du es sagst. Ich muß auf einen Sprung zum Kommando. Oder warte, ich gehe mit dir und werde bei dem Stubenältesten etwas betteln für dich. Komm.“

Kolja schüttelte den Kopf. „Nein, Tscheche, lieber zum Kommando . . . ich helfe dir die Decken zählen . . . die Wäsche ordnen . . . helfe dir bei irgendwas . . . Tscheche, ich will bei dir sein . . . weißt du, mit dir zusammen . . . weißt du, nur wir zwei . . . sonst niemand, nur wir zwei . . .“ Er verdreht geheimnisvoll die Augen und seufzt: „Weißt du, sie fangen an, uns zu liquidieren . . . ich will mit dir sprechen . . . du hast mir immer Märchen erzählt . . .“

Mirek begriff nicht gleich und donnerte: „Was schwadronierst du?“

„Zu liquidieren fangen sie uns an, zu erschießen. Heute haben sie damit angefangen. Hast du Waska Achmancow gekannt? Nicht? Mongolenaugen, das Gesicht von Blatternnarben zerpickt — den hast du nicht gekannt? Er war unter ihnen. Sie machen es nach den Buchstaben, so daß ich in fünf Tagen an die Reihe komme.“

„Quassle keinen Blödsinn, dummer Kerl!“ schrie Mirek und packte den gerade vorübergehenden Blockältesten aus dem russischen Block am Ärmel und brabbelte verzweifelt: „Erwin, er quatscht doch? Sollen sie wirklich . . . sollen sie wirklich . . .“ und deutete mit dem Kopf auf den kleinen Kolja.

Erwin warf Kolja einen bestürzten Blick zu, nickte und warf ein: „Er lügt nicht, heute hat es angefangen!“ riß sich los und rannte weiter.

Nach ein paar Sprüngen drehte er sich um, grinste freundlich und rief: „Nichts für ungut, Mirek, ich habe es schrecklich eilig.“

Mirek faßte sich erschüttert an den Kopf. „Das kann nicht wahr sein, das ist nicht möglich“, klagte er.

Der Knabe beobachtete ihn einen Augenblick lang verständnislos und stieß dann gekränkt hervor: „Wenn ich es dir sage!“

„Halt dein Maul!“ fuhr ihn Mirek an.

Mirek schleppte den Knaben zu Menzarian. Menzarian, der Armenier, ein fescher Kerl und Lagerältester; seinen welligen schwarzen Kakadukopf mit den ergrauten Schläfen setzt er mit Stolz der Bewunderung aus; er spricht deutsch (auf seinem Dreieck fehlt jeder Buchstabe und offiziell gilt er als Volksdeutscher) wie Russisch, italienisch, als wär's seine Muttersprache, türkisch wie ein Türke und englisch wie ein in Oxford erzogener Amerikaner. Niemand weiß, wo er daheim ist, und wer weiß, ob er überhaupt jemals eine Heimat gehabt hat. „Ein Canarismensch!“ behauptet Sokolow, ein ehemaliger Oberst des NKWD. Ein gut zwei Meter langer, sommersprossiger, aufgeblasener, mit Paketen des Internationalen Roten Kreuz herausgefütterter Engländer, ehemaliger Agent des englischen Intelligence service, versichert: „Menzarian ist ein ehemaliger Agent des amerikanischen Spionagedienstes, ich kenne ihn aus Moskau: dort hat er zur Tarnung orientalische Teppiche verkauft.“ Und der hakennasige Prominente, Baron Riedl, protestiert erbittert in nasalem Baß und wienerisch singend, daß dies alles ein Batzen Lüge sei, er kenne Menzarian wie seine Stiefel: ein Bordell habe er in Wien gehabt, einzigartig florierend und als Mannequinstudio getarnt. Menzarian reibt sich bei solchen Anekdoten sinnlich das sorgfältig ausrasierte Kinn und schweigt. Menzarian liebt kleine Jungen.

Mirek klopft an und tritt ein. Ein schreckliches Verbrechen, er hätte auf die Aufforderung warten sollen. Unsicher, scheu blickt er um sich. Der Fußboden ist mit Teppichen besät. Auf einer breiten Couch blinzelt ein gelangweiltes, stutzerisch herausgeputztes Russenbürschchen ins Licht. Wie eine verhätschelte Angorakatze reibt er sich.

„Wo ist der Lagerälteste?“ stößt Mirek hervor.

Das Büblein mustert ihn von oben herab und schweigt; nur seine unzugänglich aufeinandergepreßten Lippen deuten an, daß er nicht gesonnen ist, mit jedermann zu sprechen.

„Wanjuschka!“ fährt ihn Kolja erbittert an. „Hörst du nicht?“

„Moltschi!“ erwidert Wanja von oben herab.

„Was?!“ schreit Kolja überrascht. Mit einem Sprung ist er bei ihm, wirft ihn mit einer Ohrfeige zu Boden und versetzt ihm ein paar Fußtritte.

Das hilft, und Wanjuschka beeilt sich zu sagen: „Er ist irgendwo hingegangen.“ Kolja streckt ihm seine kraftmeierisch geballte Faust unter die Nase und zischt: „Ich hab schon gedacht, mein Lieber...“ Und mit ausgestrecktem Zeigefinger auf Mirek deutend im Befehlston: „Der Tscheche, ich habe dir schon von ihm erzählt, grüße!“

„Sdravstvujte, towaritsch Tschech!“ trompetet der verduzte Wanja.

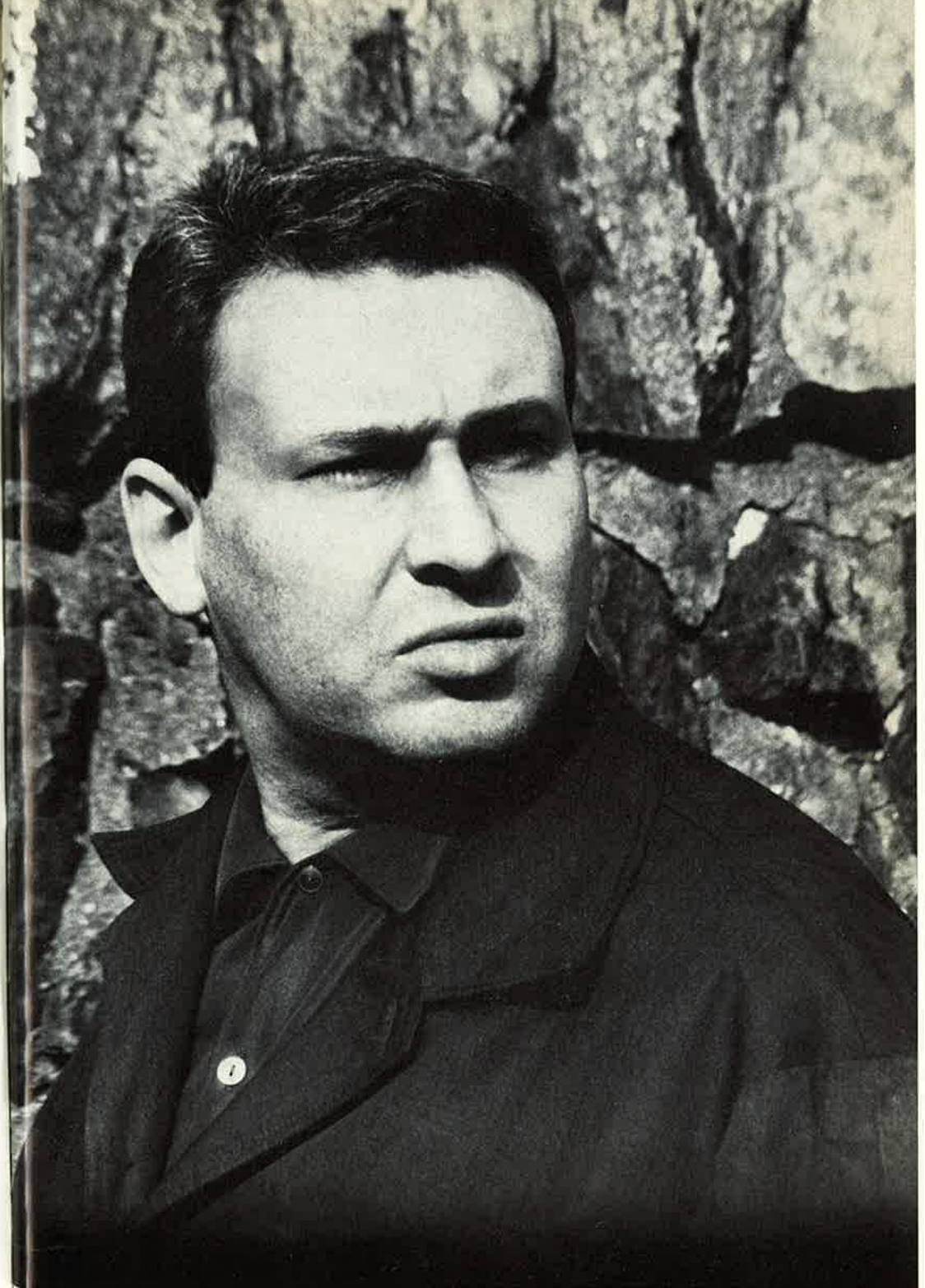
„Und dem Lagerältesten keinen Ton, verstanden?“

„Charascho!“

„Wann kommst du an die Reihe?“

„Morgen, rechnen wir.“

„Rechnet ihr! Wer?“





„Ich und Menzarian.“

Mirek sagte rasch: „Wir gehen Menzarian suchen. Schwätz nicht überflüssiges Zeug, wir gehen auf die Schreibstube“, und zog Kolja aus der Stube.

Draußen laufen sie dem süßlich lächelnden Menzarian in die Arme. „Was denn, was denn, Miretschek, was bringst du denn Schönes?“ Er zaubert eine liebliche Fassade und legt Mirek die Hand auf die Schulter.

Mirek zeigte auf den Knaben und stotterte: „Nicht wahr, es stimmt nicht, daß sie liquidiert werden?“

Menzarian zuckte hilflos die Schultern, setzte ein weinerliches Gesicht auf und sagte: „Ja, was läßt sich machen, heute haben sie angefangen.“

Kolja stieß Mirek an und piepste triumphierend: „Was habe ich dir gesagt, du glaubst mir aber auch nichts.“

„Halt das Maul!“ schrie ihn Mirek an.

Kolja blickte Menzarian in die Augen, wiegte den Kopf und klagte: „Er glaubt mir überhaupt nichts.“

Menzarian lachte belustigt auf.

„Und läßt sich nichts machen?“ seufzte Mirek zerknirscht.

„Was?“ Menzarian zuckte die Schultern. „Ich hätte selber gern zwei gerettet, was kannst du dagegen tun. Ich sage dir, noch ein Glück, daß man sie nicht auf den Versuchsstationen liquidiert, wie man es wollte.“

Mirek kratzt sich den Kopf, blickt Menzarian dumm an und stottert: „Stimmt, jaja, hast Recht.“ Er packt den Knaben bei der Hand und ruft noch zerstreut über die Schulter zurück: „Jaja, hast Recht.“

Er geht auf matten Beinen, den Blick in den Boden gebohrt; da überfällt ihn ein Gedanke; er kehrt um, reißt die Tür auf und trompetet jauchzend: „Vielleicht wird sie eingestellt? Vielleicht wird die Aktion eingestellt?“ Er späht scheu nach Menzarian, reibt sich verlegen das Ohrläppchen und stottert, schon wieder unsicher: „Was meinst du, ist das nicht möglich?“

Menzarian nickt beschwichtigend: „Hier ist alles möglich, wie du weißt.“

Der Knabe protestiert mit ausgestrecktem Arm energisch: „Nein, das glaube ich nicht.“

Mirek schlägt mit der Faust auf die Handfläche. „Ich habe dir heute schon tausendmal gesagt, daß du deinen Mund halten sollst: halt das Maul sage ich dir!“

Auf der Stube flüstert Mirek dem Stubenältesten zu: „Stell dir vor, die kleinen Russen beginnt man zu liquidieren, eine Schweinerei, was?“

„Klar, arbeiten können sie nicht, die verbutterten Büblein, essen nur umsonst unser tägliches Brot, also was mit ihnen? — schupps, in die Gaskammer“, sagte der Stubenälteste.

„Nein, sie werden abgeschossen“, sagte Mirek.

„Abgeschossen? Haben sie noch so viele Patronen? Ich staune!“ tat der Stubenälteste erstaunt.

Kolja zog Mirek am Rockschoß: „Wirst du mir Märchen erzählen, Tscheche?“

„Versteht sich, daß ich dir Märchen erzählen werde. Stubenältester, hast du nicht Marmelade übrig oder einen Schöpflöffel voll Suppe?“

„Hier, Mirek!“ krächzte ein großer strenger Alter und reichte Mirek mit adriger Hand einen Löffel voll Marmelade. „Ich habe heute ein Paket bekommen.“

„Danke“, sagte Mirek und reichte den Löffel dem Knaben. „Danke, General.“

„Hier“, sagte der Alte, „ein Bröcklein Honig.“

„Schleck ihn ab“, befahl Mirek. „Danke, Rudolf.“

„Ich habe heute ein Paket bekommen.“

„Oh, Honig!“ rief Kolja. „Honig mögen die Bären gern. Nicht wahr, Honig mögen die Bären gern, Mirek? Honig ist gesund, gelt, Mirek? Die Bären wissen, was gut ist, nicht wahr, Mirek?“

„Hier, für dich“, sagte der General und blickte Mirek an.

„Schleck ab“, sagte Mirek zu Kolja.

„Es war für dich“, sagte der General.

„Stimmt!“ krächzte Kolja. „Stimmt, Alterchen, warum Honig schlecken, wenn ich morgen doch nicht mehr bin.“

Der General richtete sich als General auf und fauchte barsch: „Was für einen Unsinn schwatzt er da?“

„Er spricht die Wahrheit“, sagte Mirek.

„Jawohl“, bestätigte der Stubenälteste.

„In Auschwitz sind ähnliche Dinge an der Tagesordnung“, sagte Mirek.

„In Auschwitz!“ unterbrach ihn der General. „Na so etwas, so etwas!“

„Schwanzparade!“ brüllte jemand.

Die Burschen knöpfen die Hosenschlitze auf, ziehen das Hemd hoch und marschieren, die Hose in den Händen, im Gänsemarsch am Friseur Dr. Strnad vorbei; der schaut ihnen unter die Achseln, dreht mit einem Stöckchen die Schamteile forschend nach allen Seiten und bespritzt sie mit einem Desinfektionsserum. Die Burschen krümmen sich vor zwickendem Schmerz.

„Rudolf, Schwanzparade!“ schrie Mirek.

Der Alte plusterte sich auf. „Unerhört! Siehst du nicht, daß ich esse?“

„Herr General werden sich nie an die hiesigen Verhältnisse gewöhnen“, warf Mirek höhnisch ein.

Der Friseur Dr. Strnad schrie: „Also, Herr General, sieh zu, daß du mit deiner eingetrockneten Leiche herkommst, daß wir mit dieser verdammten Schwanzparade endlich fertig werden!“

„Augenblick, gleich bin ich dort!“ knurrte der General. Und nach der Kontrolle zu Mirek: „Na, Mirek, keine einzige Laus hat sich gefunden, keine einzige!“

„Schade.“

„Hättest du mir vielleicht gar welche gewünscht?“

„Sicher.“

Der General drohte scherzend mit dem Finger. „Witzbold, ich weiß, daß du nur witzelst.“

„Kein bißchen.“

Der General zuckte nervös mit den Mundwinkeln und bäumte sich kampflustig auf. „Ich habe dir nichts getan, deine Aggressivität ist mir ein Rätsel, kannst du mir eine Erklärung geben?“

„Plustere dich nur nicht auf, Alterchen“, schrie Kolja plötzlich.

„Du schweig!“ fuhr ihn Mirak an. „Verzeih Rudolf“, sagte er dann, an den General gewandt, „ich bin heute ganz gereizt, ich weiß nicht, was ich habe, am liebsten würde ich dich ständig reizen; vielleicht die Tatsache, daß du General bist.“

Der Alte erwiderte gelassen: „Ich habe schon alles vergessen.“

„Wirst du mir Märchen erzählen, Mirek?“ drängte Kolja.

„Gut, komm, wir setzen uns dort in den Winkel. Welches?“

„Das von der Fischerin!“

„Von dem Knaben und dem Mädchen, die sich im Wald verirrt, nicht?“

„Nein, das von der Fischerin, Tscheche!“

„Also gut.“

Später rief der Stubenälteste: „Der Junge muß rechtzeitig im Block sein, Schluß mit dem Erzählen!“

„Küß mir den Hintern!“ rief Mirek. Und zu Kolja: „Das von der Rusalka hat dir nicht gefallen?“

„Seehr!“ quietschte Kolja. „Wenn ich aber nicht weiß, was eine Rusalka ist. Was ist das, eine Rusalka?“

„Ein seehr schönes, seehr braves Fräulein; macht nur lauter gute Taten und kann zaubern.“

„Warum macht sie gute Taten? Warum, Tscheche? Das kann ich nicht glauben. Warum sollte jemand nur so umsonst gute Taten machen? Warum? Am meisten hat mir das von der ewig unzufriedenen Fischersfrau gefallen. Einen solchen Ring sollte man haben, was, Tscheche? Das von dem siebenköpfigen Drachen war auch prima. Weißt du, Tscheche, mir hat niemand Märchen erzählt. Ich war immer unter Kindern, und da haben wir uns lauter schreckliche Geschichten erzählt. Wir haben uns nur so erschreckt, weißt du.“

„Und das von dem kleinen Muck? Hübsch, nicht? Hat mir als Kind immer sehr gefallen.“

„Tscheche...“ Kolja verdrehte unsicher die Augen und zog verlegen den Rotz hoch. „Tscheche, weißt du... wie soll ich es dir sagen... du warst immer sehr... hast nie geschimpft... oder nur wenn ich geraucht habe... aber Tscheche...“ Er faßte Mirek bei der Hand. „Ich habe dir etwas gebracht. Schau! Etwas zur Erinnerung an den kleinen Kolja. Niemand hat je zu mir gesagt: Verbutterter Lausub Kolja! Hier, Tscheche!“

Mirek drehte den silbernen Bleistift mit dem kunstvoll eingravierten Adler zwischen den Fingern; einen Bleistift nicht größer als eine Schreibfeder.

„Woher hast du ihn?“

„Organisiert.“

„Wo?“

„Wie kannst du so fragen, halt organisiert!“

„Wo?!“

„Organisiert, Tscheche. Für dich organisiert. Du warst immer so . . . zu mir . . . hast nie etwas wollen von mir . . . weißt du, ich habe es den Kindern auf der Stube erzählt; sie wollten es nicht glauben und sagten, so etwas war noch nie da, daß es bestimmt ein Schwindel sei, daß ich schon sehen werde, was dabei herauskommt.“

„Wo hast du den Bleistift organisiert?!“

„Nicht gestohlen, Tscheche, wenn ich dir sage.“

„Wo hast du ihn genommen?“

„Einmal irgendwo, Tscheche, ich wollte dir eine Freude machen. Unser Stubenältester, ein Tscheche wie du, du kennst ihn — unser Stubenältester hat gesagt, daß du eine große Freude haben wirst. Eine Freude! Ich sehe! Es geht dir nur durch den Kopf, wo ich ihn genommen habe.“

Mirek unterdrückte ein Lächeln. „Organisiert, ach so, Nikolaj Stepanowitsch hat ihn organisiert: wo denn, wenn ich fragen darf?!“

Kolja, das Waisenkind, auf der Straße daheim, hatte gleich gemerkt, daß Mirek nur Witze machte; er breitete russisch theatralisch die Arme aus und deklamierte mit übertriebenem Ernst: „Das Lager ist groß, riesig groß, mein Lieber, ich habe ihn organisiert!“

„Nein, nein, mein Täubchen: ich muß wissen, wo du ihn genommen hast. Denk nur, ich prahle irgendwo mit ihm — und sein ursprünglicher Besitzer schnappt mich dabei. Nein, nein!“

„Vom Kapo aus dem jüdischen Lager habe ich ihn bekommen.“

„Von dem rothaarigen, widerlichen Affen? Und für nichts? Und das soll ich glauben?“

Kolja wicherte aus vollem Hals. „Jaja, von dem.“

„Was hast du ihm dafür gegeben?“

Kolja bohrte die Augen in die Erde und schwieg.

„Na, was?“

„Tscheche!“ stieß Kolja unglücklich hervor. „Begreifst du mich denn nicht? Ich wollte dir eine Freude machen. Ich wollte . . . weißt du . . . ich will, daß du mich nicht vergißt. Ich hätte dir ein schönes seidenes Hemd geben können. Ein sehr schönes Hemd hatte Bernd dort. Oder Schuhe. Stiefel. Herrliche Stiefel hatte Bernd dort. Nein, nur dieser Karandasch hat mir gefallen. Du mußt immer schreiben, du bist doch Schreiber in der Desinfektion, brauchst den Karandasch doch. Wirst täglich den Bleistift in den Händen halten und jedesmal, wenn du ihn anschaut, an den kleinen Lausbuben Kolja denken. Deshalb, Tscheche!“

Mirek mußte sich überwinden. Er hütelte verlegen und sagte: „Sag Kolja, dann hat ihn dir dieser Bernd ganz umsonst gegeben?“ Er drohte mit dem Finger.

„Sprich die Wahrheit!“

„Siehst du, zuerst wollte ich ihn stehlen; er hat mich aber dabei erwischt und mir ein paar geklebt.“

„Was hast du ihm also dafür gegeben?“

Kolja betrachtete schuldbewußt die Spitzen seiner Schuhe.

„Einen Kuß.“

„Gut“, sagte Mirek und wandte sich ab.

„He, Tscheche! Sei nicht traurig, so ein schöner Bleistift! Gefällt er dir nicht? Mach mir die Freude und freue dich. Ich wollte dir eine Freude machen.“ Er glotzte Mirek an; ein Schatten von Verstehen lief ihm übers Gesicht. „Du glaubst also . . . brauchst es nicht zu glauben: nur ein Kuß und mehr nicht.“

„Ich glaube dir ja, Kolja. Komm, du mußt in deinen Block. Ich begleite dich. Und mit diesem Bleistift, mit dem hast du mir wirklich eine große Freude gemacht. Mit diesem Bleistift, Kolja . . .“ Er sprach nicht zu Ende, es würgte ihn in der Kehle, er räusperte sich. Erst nach einem Weilchen sagte er: „Mein lieber Lausbub, so eine Freude . . .“ Und wieder erst nach einer Weile stieß er hervor: „Kommen Sie, Nikolaj Stepanowitsch . . . komm, oder ich heule los . . . Komm.“

Hans Frick Ein Gespräch

„Sie haben das Kind also hochgeworfen und erschossen, Herr Schwarz?“ fragte der vernehmende Staatsanwalt.

„Erschossen ja, hochgeworfen nein“, antwortete der Beschuldigte gleichmütig, „das hat ein anderer getan.“

„Czernick?“

„Nein, Herr Staatsanwalt, Czernick hat nur fotografiert.“

„Nur?“

„Wie man so sagt, ohne sich etwas dabei zu denken.“

„Wer also?“

„Das war so“, erklärte Schwarz, „der Marktplatz war vollgestopft mit rumänischen Bauern, die unsere Aktion durchaus billigten. Einer von denen hat es getan.“

„Weil Sie ihn dazu aufgefordert haben!“

„Das ist richtig.“

„Wenn sich der Mann aber nun geweigert hätte?“

„Geweigert?“ Schwarz lächelte. „Ausgeschlossen. Sie kennen die Mentalität dieser Leute nicht.“

„Ist es Ihnen nicht peinlich, an Ihre Vergangenheit erinnert zu werden?“

„Ein wenig schon, Herr Staatsanwalt“, sagte Schwarz, „aber das läßt sich nach Lage der Dinge wohl nicht vermeiden.“

„Eine bemerkenswerte Einsicht . . .“

„Sein Gesicht hätten Sie sehen sollen.“

„Interessant, Sie erinnern sich noch an einzelne Gesichter?“

Schwarz nickte lebhaft. „Man vergißt schon manches, aber anderes wieder vergißt man nie. Ich habe ihm eine Gelegenheit verschafft, aus seiner Anonymität herauszutreten. Das mit dem Gesicht ist nicht übertrieben; da unten hat's immer Antisemitismus gegeben.“

„Können Sie mir den Namen dieses Dorfes nennen?“

„Leider nein, ich habe kein Gedächtnis für Namen.“

Der Staatsanwalt rekapitulierte:

„Auf Ihren Befehl hin hat dieser rumänische Bauer (er blickte auf und verzog ein wenig die Lippen) das Kind hochgeworfen, Sie haben geschossen und Czernick hat fotografiert.“

„Ich bin in Rumänien geboren“, sagte Schwarz, „ich kenne die Mentalität der Balkanvölker.“

„Ach!“

„Sie glauben mir nicht?“

„Ich habe Sie zu vernehmen“, sagte der Staatsanwalt aufgebracht. „Die Mentalität oder einen wie auch gearteten Antisemitismus der rumänischen Bevölkerung zu untersuchen fällt nicht in mein Ressort und bleibt den dafür zuständigen Historikern überlassen.“

„Wie Sie wünschen“, sagte Schwarz. „Jetzt scheinen Sie schlechter Laune zu sein.“ Trotzdem die Vernehmung sich bereits über mehrere Stunden hinzog, blieb er gelassen und zeigte nicht die geringste Spur von Ungeduld oder Unsicherheit.

„Ich nehme an, Sie hatten nie den Eindruck, ein Verbrechen zu begehen.“

„Eigentlich nicht.“

„Aber es ist doch ein schreckliches Verbrechen, ein Kind zu erschießen!“

„Es handelte sich um Juden, Herr Staatsanwalt“, belehrte ihn Schwarz zurückhaltend.

„Juden sind keine Menschen?“

„Schon“, sagte Schwarz, „aber doch nicht so, wie Sie denken. Ich habe da meine Erfahrungen. Ich meine, ich hatte damals eine andere Auffassung. Und, was Sie, wenn es Ihnen tatsächlich um eine objektive Betrachtungsweise geht, berücksichtigen sollten, ich hatte einen Befehl. Sagen Sie da mal nein. Es ist leicht, unser Verhalten heute, nach reichlich zwanzig Jahren, zu mißbilligen.“

„Ich kann mir nicht denken, daß Ihr Befehl lautete, Kinder zu erschießen.“

„Einverstanden.“

„Und doch haben Sie es getan.“

„Ich war betrunken“, verteidigte sich Schwarz. „In diesem Zustand habe ich einfach das Bedürfnis zu variieren.“

„Betrunken?“

„Und wie. Ich hatte beim Durchsuchen der jüdischen Häuser eine Kiste mit zwölf Flaschen echtem französischen Kognak gefunden und beschlagnahmt; hinter einer Kellertreppe. Wenn Sie ewig Wodka saufen, Herr Staatsanwalt, und entdecken dann plötzlich eine ganze Kiste Kognak . . .“

„Also in der Trunkenheit?“ fragte der Staatsanwalt versonnen.

„Das soll natürlich keine Entschuldigung sein“, sagte Schwarz, „ganz und gar nicht. Was ich getan habe, habe ich getan und dazu stehe ich auch.“

Der protokollführende Beamte vertrieb eine Fliege und blickte dann teilnahmslos auf seine Schreibmaschine.

„Keine Entschuldigung“, sagte der Staatsanwalt. Er machte einige Bewegungen und zündete sich eine Zigarette an.

„Gott bewahre“, sagte Schwarz. „Nur, wenn Sie mich verurteilen, müssen Sie praktisch alle verurteilen. Der Antisemitismus ist eindeutig eine historische Ge-

gebenheit und keine deutsche Erfindung. Aber Sie sind ja letzten Endes Jurist und es ist nicht meine Absicht, Sie zu korrigieren.“

„Nett von Ihnen“, sagte der Staatsanwalt. „Ich überlege mir gerade, wie die Mutter des Kindes auf Ihre Brutalität reagiert hat.“

„Sie hat sich den Schädel eingeschlagen.“

„Das geschah bereits auf dem Marktplatz?“

„Ganz recht“, stimmte Schwarz zu, „wo alle herumstanden und vor Vergnügen schwitzten.“

„Die Rumänen?“

„Na, daß die Juden nicht gerade vor Begeisterung schwitzten, können Sie sich denken.“

„Wieviele Juden waren dort versammelt?“

„An die zweihundert, aber es können auch ein paar mehr gewesen sein.“

„Das klingt, als sprächen Sie von Insekten.“

„Diese Dörfer waren mitunter ergiebiger als Städte.“

„An die zweihundert, die anschließend erschossen wurden.“

„Selbstverständlich.“

„Wieso selbstverständlich?“

„Dazu waren wir doch da“, sagte Schwarz und deutete eine Verbeugung an.

„Unbegreiflich“, sagte der protokollführende Beamte, nahm seinen unterbrochenen Kampf mit der Fliege wieder auf.

„Was ist unbegreiflich?“ fragte Schwarz.

„Daß Sie überhaupt keine Reue zeigen“, sagte der Beamte.

„Sie hatten schließlich zwanzig Jahre Zeit, über Ihre Verbrechen nachzudenken.“

Der Staatsanwalt räusperte sich:

„Nun, Herr Schwarz?“

„Ich habe natürlich nachgedacht.“

„Und zu welchem Resultat sind Sie konkret gekommen?“

„Meine Herren“, sagte Schwarz, „machen Sie sich doch nichts vor. Solange es Juden gibt, wird der Antisemitismus nicht aus der Welt zu schaffen sein. Selbst eine Institution wie die katholische Kirche hat eine mehr oder weniger antisemitische Vergangenheit. Das wird Ihnen jeder Historiker bestätigen; nur ist es im Augenblick unklug, diese Wahrheit auszusprechen.“

„Das führt doch wohl entschieden zu weit“, protestierte der Staatsanwalt.

„Ich bin anderer Meinung“, sagte Schwarz, „und ich sehe verdammt nicht ein, warum ich mich nicht berufen sollte auf die Tradition einer Instanz, die außerhalb jeglicher Kritik steht!“

Der Staatsanwalt hielt die Hand vor den Mund und hustete verlegen. Dann gab er dem Beamten ein Zeichen. Zu Schwarz gewandt sagte er:

„Wir sind nicht hier, um die Ursachen des Antisemitismus zu untersuchen.“

„Nein?“ Schwarz schmunzelte.

„Zum Donnerwetter nein!“ Der Staatsanwalt hatte Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen. „Es ist lediglich meine Aufgabe, Ihre Aussage zu Protokoll zu nehmen.“

„Wie es meine Aufgabe war, diese Juden umzulegen“, sagte Schwarz. „Sie haben Ihre Auftraggeber, Ihre vorgesetzte Behörde, ich hatte meine.“ Seine Stimme wurde lauter. „Was ich getan habe, war gesetzlich! Oder wollen Sie sagen, daß meine Tätigkeit ohne die loyale Haltung zahlloser Juristen zum Dritten Reich, die längst wieder im Amt sind, überhaupt denkbar gewesen wäre? Das ist doch eine Binsenweisheit, meinen Herren.“

Der Staatsanwalt öffnete und schloß seinen Mund. Seine Hand umfaßte das vor ihm stehende Mikrophon, ließ es wieder los, die Finger der gleichen Hand trommelten auf die grüne Schreibtischunterlage. Endlich sagte er:

„Ich verzichte auf Ihre Binsenweisheit, Herr Schwarz. Ob Sie es glauben oder nicht, ich verzichte darauf.“

Die Schreibmaschine des Beamten klapperte, seine Finger stießen spitz und triumphierend auf die Tasten; den Kampf mit der Fliege hatte er erfolgreich abgeschlossen. Sie lag, von einem Lineal zerquetscht, auf einem mit handschriftlichen Notizen versehenen Briefumschlag.

„Zweihundert“, fuhr der Staatsanwalt fort, berührte vorsichtig das Mikrophon, „mein Gott, zweihundert waren auf dem Marktplatz versammelt und keiner hat das Gemetzel überlebt.“

„Keiner“, bekräftigte Schwarz.

„Erschossen?“

„Die meisten.“

„Und die nicht Erschossenen?“

„Erschlagen.“

„Aha, Sie änderten Ihre Methode.“

„Ein wenig.“

„Mit anderen Worten: Sie variierten wieder?“

„Eigentlich war ich dagegen“, sagte Schwarz. „Aber man war ja verdammt nicht überall. Jeder hatte sein eigenes System.“

„Welch ein Abgrund“, sagte der Staatsanwalt.

„Sprechen Sie einmal mit einem Jäger über seine Jagdleidenschaft“, sagte Schwarz.

„Ich bin Jäger, aber ich versichere Ihnen, ich hatte noch nie das Bedürfnis, einen Menschen zu erschießen.“

„Am Anfang ist man unsicher, aber man hat zum Glück keine Gelegenheit, Überlegungen anzustellen.“

Die Stimme des Staatsanwalts schraubte sich hoch:

„Wollen Sie damit sagen, daß ich . . .“

„Aber ja“, sagte Schwarz, „es kommt nur auf die Umstände an. Warum regen Sie sich auf? Sehen Sie, Sie sind Jäger. Wenn Sie einen Rehbock, um nur ein Bei-

spiel zu nennen, erschossen haben, wollen Sie den nächsten. Und immer so weiter. Wo ist, wenn man die Dinge im Zusammenhang sieht, der Unterschied zwischen einem zum Abschluß freigegebenen Rehbock und einem Juden der jüngsten Vergangenheit? Ich nehme nicht an, daß Sie beabsichtigen, meine Frage zu beantworten“, fügte er hinzu.

Der Staatsanwalt erhob sich, schien aber dann einen anderen Entschluß gefaßt zu haben und setzte sich wieder. „Wenn ich Sie recht verstanden habe“, sagte er, „haben Sie während dieser Aktion zweihundert Juden unterschiedlichen Geschlechtes erschießen und erschlagen lassen.“

„Einverstanden.“

„Ich nehme an, Sie sind wiederholt an solchen Aktionen beteiligt gewesen.“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Wie oft?“

„Vielleicht zwanzigmal.“

„Diese Säuberungsaktionen, wie Sie es nannten, beschränkten sich in der Regel auf Dörfer und Kleinstädte?“

„Eine beschissene Gegend war das“, sagte Schwarz. „Bis man da zweihundert zusammen hatte . . .“

„Können Sie sagen, wieviel Morde auf Ihr eigenes Konto gehen?“

„Nicht genau, ich müßte schätzen.“

„Also?“

Schwarz überlegte mit geschlossenen Augen. Dann sagte er: „Ich persönlich werde an die fünfhundert Juden erschossen haben.“

„Fünfhundert Morde, und zwanzig Jahre lang hat sich Ihr Gewissen nicht geregt.“

„Was ist schon ein Gewissen“, kommentierte Schwarz diesen Vorwurf. „Ich habe gearbeitet. Ich bin heute ein angesehener Mann.“

„Sie besitzen eine gutgehende Metzgerei.“

„Sechs Filialen, Herr Staatsanwalt.“

„Ihre Karriere kann sich sehen lassen.“

„Schön“, sagte Schwarz, „und außerdem bin ich mit siebzig Prozent an einer Fleisch- und Wurstkonservenfabrik beteiligt.“

Nach dieser Erläuterung trat eine Pause ein. Der Staatsanwalt machte Notizen und der protokollführende Beamte hob und senkte das Lineal, mit dem er vorher die Fliege erschlagen hatte. Schließlich unterbrach Schwarz die Stille.

„Ich habe mit nichts angefangen, aber ich wollte hochkommen.“

„Sechsendvierzig sind Sie zurückgekommen?“

„Genau am heiligen Abend. Ich hatte, wie man so sagt, ein unverschämtes Glück. Beinahe hätte mich der Iwan noch geschnappt.“

„Mit nichts angefangen“, sagte der Staatsanwalt.

„Im Schlachthof“, sagte Schwarz. „Ich kannte da einen, der mir behilflich war.“

„Czernick?“

„Stimmt.“

„Ausgerechnet in einem Schlachthof.“

„Ich bin Metzger, ich wollte wieder den Beruf ausüben, den ich gelernt hatte.“

„Der ja eigentlich keine Sekunde unterbrochen war!“ schrie der Staatsanwalt.

„Ich kann Ihre Erregung verstehen“, sagte Schwarz, „aber ich bin sicher, daß Sie damals anders mit mir gesprochen hätten.“

„Damals ist nicht heute.“

„Nein . . .“

„Wir wissen, daß Sie in den letzten Jahren kaum einen Gottesdienst versäumt haben.“

„Jede Zeit hat ihre eigene Problematik.“

„Ein Mörder, der . . .“

„Ich bin Geschäftsmann“, unterbrach ihn Schwarz. „Als Geschäftsmann müssen Sie Zugeständnisse machen.“

Der Staatsanwalt beugte sich vor. „Aber Sie würden es wieder tun?“ Er beobachtete, wie Schwarz sich erhob, einige Schritte machte und ein Gähnen unterdrückte.

„In meinem Alter wohl nicht mehr.“

„Sind Sie ganz sicher?“

„Vielleicht doch, das kommt immer auf die Umstände an.“

„Ich werde die Vernehmung für heute beenden“, sagte der Staatsanwalt.

„Bitte sehr.“ Schwarz gähnte ausgiebig. „Wenn ich nicht selbst gefahren wäre, sondern ein Taxi genommen hätte, säße ich jetzt wohl nicht hier.“

„Jeder macht irgendwann einen entscheidenden Fehler“, sagte der Beamte, der das Protokoll aufgenommen hatte. Über seinem Kopf hing die Reproduktion eines Holzschnittes; ein mageres Gesicht mit merkwürdig eingefallenen Schläfen. Der Staatsanwalt hatte die Tür geöffnet. „Stellen Sie sich vor, die Beamten auf dem Revier haben Ihnen zuerst kein Wort geglaubt.“

„Kann ich mir denken“, sagte Schwarz. „Diese verdammte Sauferei . . .“

ENGEL

Ich sah einen er kam im Taxi der Vordersitz
war flachgelegt so hatte er Platz
man hob ihn heraus vor dem kleinen Fischgeschäft
geleitete ihn in einen geschorenen Garten
da stand er ernst in der Luft überragte
die ihn stützten seine Augen erreichte nichts
die Kleider waren verblaßt Goldreste
überzogen die Brust er war ohne Flügel
seine Führer lehnten ihn an einen Karren
blockierten zuvor die Räder damit er
nicht ins Gleiten käme sich etwa zerschläge
ich sah seine Hände sie waren leer
hatten wohl vorher den Ölweig getragen oder
ein Saitenspiel jahrhundertlang
jetzt war er taxiert unterwegs auf Wohnungssuche
erst ins Antiquitätengeschäft was wird aus ihm wer
braucht schon einen Engel der so groß ist
er füllt eine Küche stände
wo besser ein Kühlschrank steht oder der Tisch mit
der Brotschneidemaschine der Ausweg für ihn
wäre ein Kindergarten wenn der ihn beherbergte
wer wüchse nicht gern mit einem Engel auf

ORGELMUSIK ODER
DOKTOR LUTHERS KUTSCHFAHRT

Die Orgel fährt ein großer Wagen
dröhnt sie durch das Land
die zwiegeschirrten Pferde traben
aufs Pedal gespannt
die Flöten wirbeln Blätter auf
sie flattern in großer Not
und können nicht aus ihrem Geäst
die Achsen schrein wie vorm Tod

Die Trommel zählt das Becken gellt
Vögel fallen zur Erde
Dächer wölben sich beulig auf
lautlos scheun die Pferde
es fallen noch Posaunen ein
die Sonne färbt sich weiß
wird wohl zerspringen und feurig sein
die Mauern glühen heiß

Klarinetten Bauernfinger
spielt jetzt ohne Blatt
laßt die Rösser wieder springen
bringt uns wohl zur Stadt
da steht ein festes bemaltes Haus
es wird uns nicht versinken
kommen wir heil aus den Zeiten raus
wolln wir auf euch trinken

HIRTENLIED

Ich sitz über Deutschlands weißem Schnee
der Himmel ist aufgeschlitzt
Wintersamen
kommt auf mich wenn nichts Schlimmres
Haar wird zum Helm
die Flöte splittert am Mund

Der Wald steht schwarz es kriecht
Draht übern Felsen es riecht
nach Brand da hüte ich
die vier Elemente am Rand des Lands

Meine Federn am Kleid
mein ängstlicher Schuh
seid ruhig ruhig tragt
mich nicht fort

Ich knote an Bäume mich lieg unter Steinen
streu Eis mir ins Hemd ich schneide
das Lid vom Aug da bleibe ich wach:
Meine tückische Herde
die sich vereinzelt die sich vermengt
meine dienstbare tückische Herde
wird Wolke sonst: winters noch
ist sie zerkracht

BREUGHEL-BILD

Der Himmel schneit sich nackt und grün
schon häufts sich besetzt die Erde auf Landsknechtart
fallen Krähen ein belauben den Baum
schrein spähn sammeln sich fliegen weiter

werden grauer im Schnee sind klein fast weiß
Kältevögel wohin geht eure Straße was zieht euch
ein dampfender Maissilo ein Schlachthaus ein Rapsfeld das Schlacht
womit wollt ihr euch mästen wie denkt ihr
ohne Verluste übern Winter zu kommen worauf wartet ihr
wartet nicht diesen Winter ist es umsonst fliegt
über die schwarzborstigen Berge hier fällt nichts ab

SCHNEELIED

Um den Berg um den Berg
fliegen sieben Raben
das werden meine Brüder sein
die sich verwandelt haben.

Sie waren so aufs Essen versessen
sie haben ihre Schwester vergessen
sie flogen weg die Goldkuh schlachten
ach wie sie lachten

Eh sie zur Sonne gekommen sind
waren sie blind

Mein Haus ich blas die Lichter aus
bevor ich schlafen geh
kann ich die schwarzen Federn sehn
im weißen gefrorenen Schnee

SEESTÜCK

Ich tanze Seil überm Meer von Felsen zu Felsen,
habs nie gelernt: das kann ich vergessen, ich setze
die Füße, hab schlaue Zehen, die greifen ums Seil,
die lösen sich, wenn ich Zeichen gebe.

Ich trab übers Seil, als ging es durch Straßen
vorüber an Läden (die kenne ich lange)
und seh schon das Ziel: die Arme der Bäume, Gras
wächst mir buschweis entgegen, ich spür
kantigen Felsen in meinen Händen.

Da seh ich am Seil vorbei flutende Wiesen,
der Seestern stelzt auf gepflügtem Grund,
Delphine flüstern, die sanften Fontänen
kühln die Sohlen mir, bitten ach komm
die Ertrunkenen haben ein fröhliches Leben.

Ich setze die schwarze Brille auf, balancier
Finger im Ohr weg über gesättigte Schollen, ich springe
und liege zerschunden auf meinem Ufer.

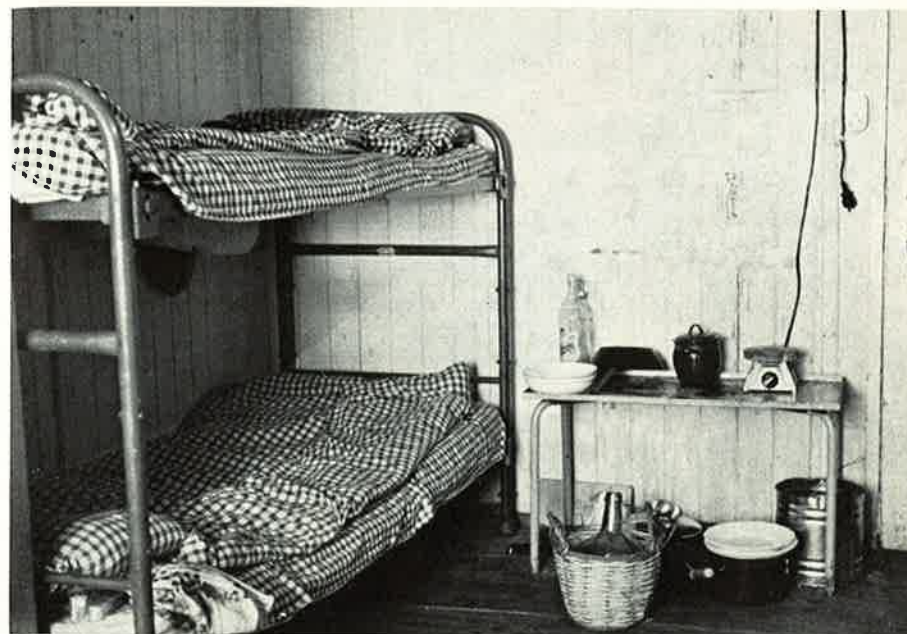
Ich bringe dir einen feuchten Fisch
einen schöngebauchten Flaschenfisch komm
wir tauschen Liebes zu dritt betreiben
ein gründliches Trinken

Eis schmilzt vom Fenster oder schmilzt nicht
die Dattelkerne
durchsprossen mit Blatt und Saft das Papier
aus der Asche vom Teller
stülpen sich lila Blüten: jetzt

gehn wir ins Bild besteigen das Schiff

liegen auf harten großmaschigen Netzen
fahren dem Mond in den Nabel
dem Himmel ins Kreuz lachen
ob der verdatterten Dichter in Deutschland

liegen auf Ausschau im Bauch des Fische



Arbeitslager Dingolfing

LANGE REISE

Benjamin Nils Alexander gewidmet

Jetzt wolln wir mal nach Birmingham gehn
der alten schwarzen Küche wo der Ofen nicht zieht
du nimm die Mütze vom Kopf frag wo das Haus steht
„Zur singenden Katze“ da gehn wir gleich hin
und finden bloß eine music-box frag ob das alles ist

Dann wolln wir lieber Onkel Olaf besuchen der liegt
unten am Sund und ist voll wie ein Sprit-Zug
wo hat er nur die schöne blaue Mütze her
die leuchtet wie im Juni die See um halb vier
bloß jetzt ist sie fleckig und er antwortet nicht

So nehmen wir eben Weg auf die Shetland-Inseln
und werden mal sehn ob die Ponies sich kämmen
und ob sie so klein sind weil auf dem Land groß nichts wächst
die kleinen Pferde sind wirklich vorzüglich du
das sollte Onkel Olaf sehn wie die seine Mütze wegessen

Jetzt wird es aber Zeit daß wir Palmbäume sehn
aber hier hätten wir nie unsern Fuß aufsetzen sollen
leg dich flach ins Reisfeld neben die Wasserkuh
oder krieche ins Gebüsch dahin wo die zwitschernden Kinder rennen
nein bleib da mäht was die Palmen ab
wirf die Mütze weg sie brennt ja wie die Kinder im Busch

Nun müssen wir bis Köln hinlaufen das liegt
sehr weit unten hat der Koch von Birmingham gesagt
ach was die Leute für saubere Hemden haben
sie duften nach Juchten und Blumen aus Spanien
woher kommt dann der süßfrische Rauchgeruch dazwischen
du trägst nicht mal eine Mütze aufm Kopf komm wir müssen weiter



Franco in Saragossa

Anna Dünnebier
Der Sohn des Mörders

Über das Verhältnis meiner Familie zu der Familie Walter ist in letzter Zeit, seit dem Selbstmord des jungen Hugo Walter, wieder viel gesprochen worden. Nicht nur um dem Vorwurf zu begegnen, es werde in dieser Angelegenheit von unserer Familie etwas verheimlicht, will ich mich hier um eine möglichst umfassende Darstellung bemühen; Gerüchte und Vermutungen, die schon in allzu großer Zahl im Umlauf sind, geben Dingen oft einen falschen Wert.

Mein Onkel Albert Schilling, ein Tabakkaufmann, der die überseeische Niederlassung seiner Firma in Indonesien selbst leitete, hatte eben dort den Hugo Walter, auch Tabakkaufmann, der sich auf einer Geschäftsreise befand, ermordet. Es gelang ihm, die Tat zunächst als Jagdunfall hinzustellen; Albert Schilling ging noch einige Jahre unangefochten seinen Geschäften nach, und zwar mit solchem Erfolg, daß die Firma Walter, finanziell schwächer und zudem ihrer Führung beraubt, allmählich von der Firma Schilling verschlungen wurde. Durch eine Anzeige von dritter Seite wurde schließlich eine Untersuchung eingeleitet; Albert Schilling beging bei der ersten Nachricht von dieser Anzeige Selbstmord. Auch diesen Selbstmord versuchte er als Jagdunfall zu tarnen, aber der Zusammenhang war zu deutlich. Die Untersuchung wurde niedergeschlagen, doch blieb unserer Familie und damit der Firma Schilling ein Skandal nicht erspart. — In Bezug auf die Motive, die mein Onkel für sein unerwartetes Verbrechen hatte, sind wir auf bloße Vermutungen angewiesen. Meist spricht man von geschäftlicher Konkurrenz, eine Erklärung, die, so einfach sie klingt, doch nicht ohne Probleme ist. Die Firma Walter war, wenn auch von Gewicht, so doch keineswegs der bedeutendste Konkurrent für die Firma Schilling, ihre Auflösung brachte erheblichen, doch keinen grundlegenden geschäftlichen Vorteil für uns. Ich kann dies nicht als Fachmann sagen, da ich mich, abgestoßen von der barbarischen Rivalität, die mir seit je den Kaufmannsberuf verleidete, dem Medizinstudium zugewandt habe, und übernehme hier die Meinung meines Vetters Ferdinand. Aus eigener Anschauung will ich nur hinzufügen, daß ich eine private, anscheinend unbegründete Feindseligkeit unserer Familie gegen die Walters seit je beobachtet habe — ohne sie übrigens zu teilen.

Zur Ehre unserer Familie muß ich allerdings zugeben, daß die Wahrheit über den Mord offene Entrüstung auslöste. Hatte man das allmähliche Verschwinden der Firma Walter mit einer gewissen wachsenden Befriedigung aufgenommen:

dies schien die Grenzen auch der bösesten Wünsche zu übersteigen. Dies war zu offensichtlich, zu einfach, zu brutal, auch so geradewegs gegen die bestehenden Gesetze, daß man es schlechterdings nicht gutheißen konnte. Glücklicherweise hatte mein Onkel Albert durch seinen Selbstmord eine notwendige Sühneleistung vorweggenommen: der Schuldige war tot, man vermied so weit wie möglich seinen Namen, ließ den Umständen das Dunkel, das sie umgab, und vergaß. Man vergaß gründlich und gewissenhaft. Was etwa an Dokumenten vorhanden war, verschwand in unergründlichen Schubladen; Augenzeugen wenn nicht der Tat, so doch der Umstände der Tat, wurden bei Gelegenheit aus der Firma entlassen. Nichts wurde übersehen. Bald war man so weit, daß der Name Albert Schilling zumindest im Zusammenhang mit den Verdiensten, die er sich um die Firma erworben hatte, wieder unbefangen genannt wurde. Man hatte vergessen. Die Leitung der Firma hatte mein Vater zusammen mit meinem Vetter Ferdinand übernommen. An sie wurde eines Tages ein Schreiben gerichtet, in dem ein Hugo Walter um Einstellung in die Firma Schilling bat; es war der Sohn des Ermordeten. Ferdinand und ich hatten vorher wohl schon darüber gesprochen, daß es Unrecht sei, so eilig zu vergessen; Unrecht, sich nicht einmal um den Sohn des Toten zu kümmern, waren uns einig, hatten genickt, auch einen oder zwei unsichere Versuche gemacht, etwas zu unternehmen, waren dabei auf Schwierigkeiten gestoßen, hatten schon halb aufgegeben, uns mit unserer Jugend entschuldigt: die Familie schwieg ja auch. Nun kam jenes Schreiben. Mir schien es eine willkommene Gelegenheit, Schuld zu mildern, aber in Sachen der Firma bin ich kein Fachmann. Ferdinand hatte Bedenken. Nicht daß er Hugo Walter irgendwelche schlechten Absichten untergeschoben hätte. Er sah es als eine unendlich liebevolle Geste der Verzeihung an, daß der Sohn des Opfers ihm selbst seine Mitarbeit anbot. Im Gegenteil schämte er sich, sie anzunehmen: dies sei keine Sühne, ihn zum Nutzen derer arbeiten zu lassen, die seiner Familie so viel Leid angetan hätten. Ich weiß nicht, ob er es ihm so erklärt hat. Er hatte eine lange Unterredung mit ihm, in der er ihm die Bewerbung abschlug. Wahrscheinlich hat er ihm die geschäftlich wichtigeren Gründe vorgehalten: daß die Firma Schilling nach anderen Prinzipien arbeite als die gewesene Firma Walter, in der er gelernt habe, daß ein gewesener Juniorchef in einer zunächst untergeordneten und auch später nicht selbständigen Stellung sich schwer zurechtfinde. Sicher weiß ich, daß er ihm eine lebenslängliche Rente anbot, die Hugo Walter aber ablehnte. Damals hatte er noch genügend Geld.

Um diese Rente gab es heftige Auseinandersetzungen in meiner Familie. Obwohl sie nicht angenommen worden war, war jedermann entsetzt, wie hier grundlos und leichtsinnig — so wurde gesagt — Geld der Familie und Firma hätte verschleudert werden können. Ferdinand verteidigte sich lebhaft. Er glaubte, in dieser Ablehnung breche wieder der alte Familienhaß durch: tatsächlich waren Worte wie „Emporkömmling“ und „Schmarotzer“ gefallen, Worte die seit je Feindseligkeiten gegen die Walters gefördert hatten, waren kleine Episoden des

Konkurrenzkampfes zwischen Walter und Schilling in Erinnerung gerufen worden. Dies nahm Ferdinand nur als Bestätigung seines Sühneangebots. Allerdings mußte er sich nach zwei Seiten verteidigen, denn mein Vater, aufgebracht über das beschämende Angebot einer Rente ebenso wie über den Durchbruch alten und grundlosen Hasses, hätte Hugo Walter gern in der Firma gesehen und damit der Sache ein für beide Parteien wünschenswertes Ende bereitet. Gegen diesen Wunsch hatte Ferdinand den Familienrat für sich, die Diskussion über die Rente wurde, grundlos geworden, bald abgebrochen: so setzte er sich diesmal durch.

Aber er gab keine Ruhe. Wenn er auch schon gesiegt hatte, wollte er überzeugen von seiner Wahrheit, der Wahrheit der Schuld, der vom Vater ererbten, die er mit der Firma übernommen habe und mit ihm die Familie. Und Schuld fordere: nicht die verzeihende Hand tatenlos ergreifen, nicht sie zum Diener machen für ihre Schuldner. Ich sagte schon, daß außer meinem Vater ihm alle beistimmten, jedenfalls soweit; seine Zerknirschung, die er dann an den Tag legte, wirkte nur peinlich. Er hatte schon genug gesagt, man hörte nicht mehr hin. Er ballte die Fäuste, anklagend, und sprach weiter. Man zuckte die Schultern, dies brachte Bewegung in seine Stimme, nicht mehr lange und er schrie. Dann erschrak er über sich selbst, sank zusammen, stammelte Sätze wie: „Andere klage ich an, wage noch . . . Und dabei selbst . . .“ Er litt. Die Familie gab ihm keine Unterstützung. Nichts sei endgültig geklärt, warf manchmal einer kühl ein, im übrigen sei es lange her. „Aber ihr seid doch auch seine Vettern“, sagte Ferdinand dann, fassungslos daß sie nicht erröteten bei diesen Worten, sich nicht verlegen abwandten, sondern gleichmütig ihren Geschäften nachgingen; denn es gab viel zu tun, der Firma ging es besser als je.

Auch Ferdinand kümmerte sich, trotz aller heimlichen Sorge, um die Geschäfte. Er war rasch und unsichtig wie immer, nur hatte er jene Falten um den Mund, die man in seiner Jugend noch nicht haben sollte. Dies tat seiner Arbeitskraft jedoch keinen Abbruch, im Gegenteil respektierten seine Handelspartner diesen frühen Ernst, der etwas von Verantwortung an sich hatte. Als der wahre Grund allmählich bekannt wurde, wuchs der Respekt womöglich noch. Anscheinend hat es für Kaufleute etwas Bewundernswertes, wenn jemand in Begriffen wie Schuld denkt, zumal wenn es eine so lange unvergessene Schuld ist. Rühmte dann etwa jemand, der wohl kaum mehr von dem Namen Walter wußte, die lauterer Prinzipien der Firma Schilling, dann sagte Ferdinand mit einer rührend-hilflosen, zugleich bitteren Stimme: „Eine Mörderfamilie sind wir!“ Und sein Gesprächspartner, der noch vage einen Skandal in Erinnerung hatte, ohne vielleicht je von den Umständen gehört zu haben, fühlte, nunmehr aufgeklärt, Mitleid mit diesem unschuldig-schuldigen jungen Mann.

Der Familie war es nicht recht, daß auf diese Weise wieder Dinge ins allgemeine Bewußtsein rückten, die sorgfältig aus der Öffentlichkeit entfernt worden waren. Man machte Ferdinand Vorhaltungen, die ihn aber nur bestärkten. Wieder und wieder ermahnte man ihn, er solle den Namen der Firma schonen, zumindest

nicht übertreiben, im Grunde wisse man nichts Genaueres, und fügte wohl gar hinzu, vielleicht liege die Schuld auch auf der anderen Seite, ein Selbstmord beweise nichts. Solche Reden trieben ihn schließlich nach Indonesien, wo er Erkundigungen einziehen wollte; nicht zuletzt auf Anraten meines Vaters, der Firma und Familie Schilling gern wieder in Ruhe gesehen hätte. Ferdinand blieb nicht lange und brachte das mit, was er brauchte: Sicherheit. Es war die Sicherheit der Schuld, aber er zerbrach nicht unter ihr. Er hatte im Gegenteil etwas Ruhigeres, Festeres an sich, sogar — auch wenn das zunächst unwahrscheinlich klingt — eine Spur von Triumph. Es war der Triumph, der Familie gegenüber im Recht zu sein, auch wenn das für ihn nur Leiden bedeutete. Sicher verachtete mein Vater ihn deswegen. Ebenso sicher verachtete Ferdinand meinen Vater wegen seiner Untätigkeit, obwohl er im Augenblick selbst nichts tun konnte: Hugo Walter war aus unserer Stadt verschwunden.

Glanzvoll tauchte er wieder auf. In einem amtlichen Schreiben wurde uns mitgeteilt, daß er einen Prozeß angestrengt habe auf Ersetzung des Schadens, der ihm durch den Erwerb der ehemaligen Firma Walter, jetzt Teil der Firma Schilling, durch meinen Onkel entstanden sei. Die Summe, um die es ging, war beträchtlich. Ich rechnete ihm von Anfang an geringe Chancen aus. Sein einziges Argument war, daß die Voraussetzung für den Erwerb der Firma Walter der widerrechtliche Tod seines Vaters gewesen war — ein moralisches, kaum ein juristisches Argument. So sah es auch Ferdinand. Mein Vater hatte vorgeschlagen, man solle sich vergleichen und damit der Sache ein für allemal ein Ende machen, aber Ferdinand hatte empört abgelehnt. Es sei der alte ungute Schillingische Geist, hinter dem Rücken der Gerichte Dinge zu regeln, die Anspruch auf Öffentlichkeit und Legalität hätten. Man wisse, wie man zueinander stehe, wie tief in der Schuld dessen, der da Anklage erhebe, gerade deshalb müsse man das Recht gelten lassen; und mit eigentümlicher Leidenschaft betonte er dieses Wort: „Recht — wenn das einem Schilling überhaupt etwas sagt. Diese typisch Schillingischen Hintertüren und Schleichwege! So sind sie! So war mein Vater! So war der Geist, dem Hugo Walter zum Opfer fiel, so, jawohl solches Denken führt zum Mord.“

Er blieb dabei. Der Rest der Familie unterstützte ihn, da sie ihrerseits Interesse daran hatten, den Prozeß zu gewinnen. Man engagierte zwei Staranwälte. Einer von ihnen wurde von Ferdinand nebenbei mit der Aufgabe betraut, das Angebot einer Rente an Hugo Walter zu erneuern. Der schlug es aus. Er schlug es auch zum drittenmal aus, als er den Prozeß verloren hatte und dabei beinahe sein ganzes Geld eingebüßt. Mit dem verbliebenen Rest — es muß ein Minimum gewesen sein — gründete er eine Tabakfirma.

Ferdinand war bestürzt über die Entwicklung der Dinge. „Es ist der alte Familienhaß“, sagte er resignierend, „ein Walter muß wohl einen Schilling hassen, muß wohl Konkurrent sein und bleiben, darf wohl eine angebotene Sühneleistung nicht annehmen.“ Und er fügte hinzu, daß er es bedaure, daß er vor allem

den Hugo Walter bedaure, der nun, schwach und ohne Geld, sich zum Kampf rüste, daß er ihn bedaure und doch zugleich vor ihm erröten müsse. Denn er litt noch immer um eine Schuld, die man ihn nicht bezahlen ließ.

Wenigstens einen Teil wieder gut zu machen, hatte er doch einen Weg gefunden. In einer Unterredung mit Frau Walter hatte sich herausgestellt, daß diese, in Gelddingen weniger konsequent als ihr Mann, unter dem Starrsinn Hugo Walters litt, daß sie nicht nur die Rente angenommen, sondern auch keineswegs das eigene Vermögen für einen sinnlosen Prozeß hingegeben hätte; sie war also bereit, von Ferdinand einen Zuschuß zu ihrem nunmehr recht knappen Wirtschaftsgeld anzunehmen. Ferdinand, aus dem Wunsch heraus, soviel zu tun wie möglich, um seinem bedrückten Gewissen soviel Erleichterung wie möglich zu verschaffen, gewährte diesen Zuschuß reichlich, so reichlich, daß ihn Frau Walter bald nicht mehr für die täglichen Haushaltsausgaben verwenden konnte, ohne den Verdacht ihres Mannes zu erregen. Zunächst legte sie das Geld in wertvollem Schmuck an, den sie mit der Erklärung, billige Nachahmungen erworben zu haben, auch zu Hause trug, später jedoch benötigte ihr wachsender Wohlstand sie geradezu zu einem Doppelleben. Sie mietete sich eine kleine Wohnung, die sie kostbar und geschmackvoll einrichtete, in der sie eine Anzahl Kleider hängen hatte, reizende Modelle, die sie sich hatte anfertigen lassen, auch reizende und kostbare Freunde und Freundinnen fanden sich allmählich ein, und in ihren freien Stunden, etwa wenn ihr Mann im Kontor war, schlüpfte sie aus einem Leben ins andere, fuhr dann zur rechten Zeit, wieder in ihrem schlichten Tageskleid, in einer Taxe zurück in die Waltersche Wohnung, wo sie mit einem einfachen Essen, von der Stadtküche angeliefert, auf Hugo wartete.

Dem ging es während dieses Aufstieges seiner Frau zusehends schlechter. Seine Firma hatte sich, nach beträchtlichen Anfangsschwierigkeiten, einigermaßen entwickelt, dann aber war ein Rückschlag dadurch eingetreten, daß ein entscheidendes Geschäft, auf das er den größten Teil seiner Kräfte und seines Geldes verwandt hatte, im letzten Augenblick der höher bietenden Firma Schilling zugeschlagen wurde. Der Initiator dieses Handels war, gegen den Willen meines Vaters, Ferdinand gewesen. „Wir können Hugo Walter nicht neues Unrecht dadurch zufügen“, sagte er, „daß wir ihn wie einen Kranken behandeln, der nur geschont werden darf. Warum sollen wir etwas anderes in ihm sehen als unsere anderen Konkurrenten, warum ihn beleidigen, indem wir ihn als Geschäftsmann nicht ernst nehmen? Dadurch würden wir nur den alten Haß neu erregen.“ Der Familienrat unterstützte ihn aus den verschiedensten Gründen. In der Tabakbörse gab es an einem der nächsten Tage einen peinlichen Zwischenfall, als Hugo Walter sich von Ferdinand, der mit ausgestreckter Hand und Demutsmiene auf ihn zukam, brüsk abwandte. Zwar hatten die beiden sich noch nie begrüßt seit Entstehen der neuen Firma Walter, doch war dies unauffällig vor sich gegangen; diesmal fragte man erstaunt nach dem Grund. „Er kann die alte Schuld nicht vergeben“, erklärte Ferdinand, der sehr blaß geworden war, mit seiner rührend-

hilflosen Stimme. „Und er hat recht“, fügte er fester hinzu, „ich weiß es nicht, aber fast bin ich sicher, daß auch ich keinem Sohn eines Mörders — des Mörders meines Vaters! — die Hand reichen würde.“ Man tröstete ihn, stimmte ihm bei, widersprach ihm: seine untadelige Gesinnung spreche ihn los von der Schuld, vielleicht sei es nur der Konkurrenzneid des anderen? Seufzend berichtete Ferdinand von dem jüngsten Geschäft. Man akzeptierte seine Gründe, pries seine Unvoreingenommenheit, bot ihm neue Geschäfte an, denn mit guter Gesinnung verbindet man sich lieber als mit Menschen, die einen Handschlag ablehnen.

Seitdem hatte Hugo Walter kein rechtes Glück mehr mit der Firma, und seine Frau sah sich mehr und mehr auf ihr zweites Leben angewiesen. Das Schilling-sche Geld floß ihr unvermindert zu; sie hatte eine geschmackvolle Art, es auszugeben. Man sprach mit Hochachtung von ihren kleinen Abendgesellschaften, wenn auch nur im Flüsterton, denn ihr Mann ahnte bisher nur, und zudem sah man in letzter Zeit oft Ferdinand unter den Gästen, dessen Zerknirschung gegenüber Hugo Walter man nicht unnötig vergrößern wollte. Aber trotz dieser Rücksicht stand Ferdinand bald vor der Entscheidung. Frau Walter, von ihrem zwiespältigen Leben allmählich aufgerieben und zu Nervosität neigend, hatte in einem Zustand von Erschöpfung ihrem Mann erklärt, sie wolle sich von ihm trennen, und bat Ferdinand um Hilfe. Begreiflicherweise zögerte dieser zunächst. Er wollte sich nicht gern in Waltersche Familienangelegenheiten einmischen. Erst nach einem Tränenausbruch der Frau Walter, wobei diese ihm vorwarf, er unterstütze sie nur deshalb nicht, weil sie die Gattin seines Todfeindes sei, er wolle den alten Haß sie entgelten lassen, er sei ein Schilling wie sein Vater — erst danach erklärte er sich bereit. Er stellte ihr die besten Anwälte zur Verfügung, was inzwischen nicht mehr nötig war, denn Hugo Walter hatte ihr in einem Brief mitgeteilt, wenn sie sich schuldig scheiden lassen wolle, sei er einverstanden. So wurde sie wegen Ehebruchs mit Ferdinand Schilling geschieden: Ferdinand ging sogar so weit, ihr den Vorwand zu liefern, denn er litt immer noch. Vielleicht leidet er jetzt endlich weniger, nachdem er sogar ein Letztes tat und die geschiedene Frau Walter heiratete. So hat er sich mit dem Opfer versöhnt und sühnt mit seiner Liebe.

Hugo Walter erlebte diese Heirat übrigens nicht mehr. Kurz nach der Scheidung ging seine Firma bankrott, eine derartig große Summe von Schulden blieb zurück, daß er es vorzog, aus einem Leben zu scheiden, das ihm so viel Widerwärtiges bot. Obwohl keiner mehr darunter litt als Ferdinand, obwohl dies vielleicht der entscheidende Grund für seinen Entschluß zur Heirat gewesen sein mag, gibt es Leute, vor allem mein Vater unter ihnen, die ihm bittere Vorwürfe für diese Tat machen, die er nicht begangen hat. Ich will mich diesen Vorwürfen nicht anschließen: das Urteilen überlasse ich der Öffentlichkeit. Meine Aufgabe war nur, nichts zu verheimlichen.

Michael Hatry Beschreibung eines Festes

Die Sache begann völlig harmlos. Carl Maria hatte beschlossen, ein Fest zu geben, und Herr Neumann, Carl Marias Vater, war dagegen. Er stand in der Tür, seine Wangenknochen röteten sich, beschwörend spreizte er die Hände vor der hageren Brust. Aber Carl Maria blieb hart. Immer mehr Gäste trafen ein, es verbot sich schon um der Familienehre willen, sie zurückzuschicken. Eher schickte sich Herr Neumann in sein Los, nahm Blick und Haltung eines gramgebeugten Vaters an, winkte seiner Frau und Carl Marias jüngeren Geschwistern und überließ das Feld seinem Sohn.

Carl Maria sonnte sich in seinem Triumph, durchaus bereit, sich huldigen zu lassen. Aber die Gäste schrien nach Schnaps. Carl Maria kam ihren Wünschen mit weltmännischer Attitüde nach. Man beruhigte sich wieder. Aus einem Nebenzimmer hörte man Herrn Neumann seine Gattin für die Erziehung seines Sohnes verantwortlich machen. Jemand wies anklagend auf Carl Maria. Alles lachte.

In diesem Moment traf Rettberg mit einem Eimer frischer Krabben ein. Niemand war darauf gefaßt, obgleich er am Telephon Carl Maria gegenüber eine diesbezügliche Andeutung gemacht hatte. Er setzte den Eimer mitten im Zimmer ab und ließ sich anstarren. „Ich brauche Zeitungen“, sagte er. Carl Maria schleifte einen Stoß herbei; es war ein spannender Augenblick.

Rettberg nahm ein paar Zeitungen und breitete sie auf dem Boden aus. Dann leerte er den Eimer mit Krabben darauf. Jetzt erst sahen wir, daß sie noch nicht entschalt waren. Rudolph Muthesius, der während der letzten fünfzehn Minuten eine halbe Flasche Rum getrunken hatte, schrie erregt: „Schnaps!“ Die anderen benahmen sich zurückhaltender.

Langsam ließen wir uns rings um den Krabbenhaufen nieder. Julia zeigte uns, wie man es macht, und alle taten ihr Bestes. Mit einem Male herrschte tiefstes Schweigen. Viel Schnaps wurde konsumiert. Verbissen arbeiteten wir, zupften, warfen die Krabben in den Eimer zurück. Immer flotter ging es, allmählich steigerte man sich in einen wahren Rausch. Der Schweiß trat uns auf die Stirn, unser Atem ging schneller, am Ende hielten wir einen Moment erschöpft inne, um dann in ein beinahe dämonisches Jubelgebrüll auszubrechen. Als wäre ein Bann gewichen, tanzten die Leute im Zimmer herum, einige warfen die Abfälle in die Luft und verstreuten sie im ganzen Raum. Es war ziemlich widerlich.

Michael Hatry: Beschreibung eines Festes

Ein muffiger, gleichsam betäubender Fischgeruch erfüllte die Luft. Einer nach dem andern traten wir an den Eimer und langten uns unsere Handvoll Krabben heraus. Carl Marias Freund Hubert, der ein zweites Mal in den Eimer greifen wollte, wurde von Rettberg niedergeschlagen. „So ergeht es allen Verrätern!“ schrie er. Ich sah, wie Carl Maria einen Moment lang totenblaß wurde, aber niemand kümmerte sich darum. Muthesius, der sich inzwischen in einer Ecke erbrochen hatte, schrie neuerlich: „Schnaps!“ und versuchte, Julia unter die Bluse zu greifen. Aber die saß längst neben Carl Maria und tröstete ihn mit Schnaps und Küssen. Es war klar, daß Carl Maria den Überblick über sein Fest zu verlieren begann.

Hubert, der arme Junge, hatte starkes Nasenbluten. Ich gab ihm mein Taschentuch. Während er es sich unter die Nase hielt, kippte er ziemlich viele Schnäpse in sich hinein. Unterdessen versuchte ich, mich mit einem Bekannten zu unterhalten. Aber dauernd rempelte einen einer an. Es war eine wilde Tanzerei im Gange. Rettberg stand am Plattenspieler und schrie Parolen unter das Volk. Mir ging auf, daß er das Fest nunmehr endgültig usurpiert hatte. Auch Carl Maria tanzte inzwischen. Julias Bluse stand oben weit offen, so daß man den Büstenhalter sah. Muthesius nahm den Mund voll Schnaps und spritzte ihn unter die Menge. Rettberg langte ihm eine, und beinahe hätte es eine Schlägerei gegeben. Aber Rettberg hatte eine merkwürdige Macht in den Augen, die ich jetzt erst bemerkte und die auch Muthesius zurückgehalten haben muß, sich auf ihn zu stürzen.

Der Fischgeruch benebelte alle. Auch ging der Schnapsvorrat keineswegs zu Ende. Im Grunde war eine Bombenstimmung. Fast alle tanzten. Ich zog es vor, am Fenster stehenzubleiben und meine Pfeife zu rauchen. Einmal trat Hubert zu mir und sagte, offensichtlich mit Bezug auf Rettberg: „Der Drecksack! Die alte Sau! Das soll er mir büßen!“ Bevor ich etwas erwidern konnte, war er schon wieder verschwunden.

Das nächste Ereignis war, daß Carl Maria Julias Büstenhalter über dem Kopfe schwenkte. Wohl konnte sich Julias Busen sehen lassen, aber weder sie noch Carl Maria hatten mit Rettberg gerechnet. Der nämlich stellte mit einer heftigen Bewegung den Plattenspieler ab, sprang unter die Tanzenden und schrie, sich zwischen Julia und Carl Maria stellend: „Was soll das? Dies ist keine Orgie!“

Alles drängte sich um sie. Jemand sagte: „Warum nicht?“ Die Leute waren noch lange nicht betrunken. Manche lachten. Leider konnte ich nicht sehen, was Rettberg tat, aber ich bin sicher, daß er, bei aller Gewalt, die er offenbar über die Leute besaß, in diesem Punkte unterlegen wäre und daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn nicht in diesem Augenblick etwas geschehen wäre, was die Situation sofort gleichsam umstülpte und selbst Rettberg von Julias Brüsten absehen ließ.

Es öffnete sich nämlich die Tür und der unglückselige Herr Neumann trat ein. Er trug einen Bademantel, darunter einen Schlafanzug, an den nackten Füßen

Pantoffel. Sein Auftritt hatte eine starke Wirkung. Die Leute, die eben noch Julia, Carl Maria und Rettberg umringt hatten, wichen auseinander und verteilten sich wie unter einer unsichtbaren Regie im Raum. Herr Neumann starrte abwechselnd auf Julia und Carl Maria. Ich sah, daß er zitterte. Er sagte: „Darf ich wohl um etwas weniger Lärm bitten?“

Ich merkte, wie mein Atem stoßweise ging. Ich wußte nicht, woher diese plötzliche Erregung kam, aber sie war da. Was würde Rettberg tun? Mein Interesse galt nunmehr ausschließlich ihm, und den anderen muß es ähnlich gegangen sein. Rettberg stand in einer merkwürdigen Haltung da: den Oberkörper nach vorne gebeugt und den Kopf noch zusätzlich gegen Herrn Neumann gereckt. Seine Stimme war leise, als er fragte: „Wer ist denn das?“

Ich muß sagen, daß sich Herr Neumann nunmehr höchst ungeschickt benahm. Statt sich zurückzuziehen, ließ er sich nämlich auf Widerstand ein: er versuchte zu protestieren. In diesem Augenblick hatte Rettberg gewonnen. Mit ein paar schnellen Schritten war er bei Herrn Neumann und zog ihn vollends ins Zimmer hinein. „Wer ist denn das?“ wiederholte er. Julia rüttelte Carl Maria, der total betrunken war, an der Schulter. „Carl Maria!“ stammelte Herr Neumann entsetzt. Es schien, als habe Rettberg auf so etwas nur gewartet.

„Aha!“ sagte er. „Der Vater! Du bist also der Vater dieses sauberen Fröchtchens. Der miese, alte, schwule Vater!“

Er versetzte ihm einen Schlag in die Magengrube. Herr Neumann krümmte sich. „Musik!“ befahl Rettberg. Jemand legte eine Platte auf. „Beat! Beat!“ schrie Rettberg und schlug zwei leichte Haken an Herrn Neumanns Kinn und Wange. Die Musik fuhr allen in die Glieder. Während die einen nach den Schnapsflaschen griffen, bemächtigten sich die anderen Herrn Neumanns. Herr Neumann mußte Spießruten laufen, er wurde von einem zum andern gestoßen, wurde geschlagen, getreten. Man brüllte, piff, tobte. Rettberg stand auf dem Schreibtisch und dirigierte das Ganze mit funkelnden Augen.

Herr Neumann taumelte bald nur noch. Schließlich setzten sie ihn auf seinen ausgebreiteten Bademantel und schnellten ihn in die Luft. Der Bademantel war von guter Qualität und hielt es einige Male aus, dann zerriß er, und Herr Neumann knallte auf den Boden. Muthesius goß ihm eine Flasche Schnaps über den Kopf und tanzte im Kreise um ihn herum. Dabei schrie er: „Wollen wir wetten, daß zwei mal zwei fünf ist? Und wer es nicht glaubt, der ist ein Schuft!“

Die Leute klatschten in die Hände und brüllten. Sie waren nicht mehr Herr ihrer Sinne, obwohl ich glaube, daß die meisten nicht eigentlich betrunken waren. Jetzt brauchten sie auch keine Musik mehr. Sie waren einfach außer sich, dagegen war nichts zu machen.

Irgend jemand begann, die Bilder von den Wänden und die Bücher aus den Regalen zu reißen. Sofort war ein allgemeines Zerstörungswerk im Gang. Nichts blieb unbeschädigt, allerorten splitterte Holz, dauernd flogen Gegenstände durch die Luft. Man mußte sich vorsehen, nicht getroffen zu werden.

Carl Maria, der aus seiner Apathie erwacht war, benahm sich am wildesten. Er schien wirklich und wahrhaftig von allen guten Geistern verlassen. In ihm hatte Rettberg sein gefügigstes Werkzeug gefunden. Als er mich am Fenster stehen sah, unfähig, diesem Tohuwabohu zu entrinnen, zerrte er mich unter die Menge und zwang mich mitzumachen. Ich bin überzeugt, er hätte mich niedergeschlagen, wenn ich mich gesträubt hätte.

Übrigens war man schon beinahe fertig. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, lag in Fetzen auf dem Boden. Aber das war Rettberg offenbar noch nicht genug. „Und jetzt in die Nebenzimmer!“ schrie er, ohne vom Tisch herunterzuspringen. Ein allgemeines Geheul erfolgte. Die meisten drängten zur Tür hinaus in die anliegenden Räume, eine wahre Zerstörungswut hatte sie ergriffen.

Ich sah, wie Herr Neumann, die Hände an den Kopf gepreßt, aufstand und ein paar Schritte durch das Zimmer torkelte. Mir fiel auf, daß er nicht blutete. Dennoch mußte ihn die Sache einigermaßen mitgenommen haben, denn er fiel sogleich wieder hin. Ich wagte nicht, ihm zu helfen.

Jemand zerrte Carl Marias Mutter ins Zimmer, eine etwas dickliche Frau in mittleren Jahren; der Kinder war man anscheinend nicht habhaft geworden. Rettberg zeigte sich ganz gentlemanlike. „Fürchten Sie nichts für sich“, sagte er. „Wir haben es nur auf Ihren Gatten abgesehen. Wußten sie, daß er schwul ist?“ Frau Neumann nahm erschreckt die Hand vor den Mund, die Augen weit aufgerissen. Muthesius stürzte mit einem Schrei auf sie los. Rettberg stieß ihn zu Boden. „Dies ist keine Orgie!“ sagte er erneut. Muthesius war viel zu betrunken, um wieder aufstehen zu können. In diesem Augenblick sprang Hubert Rettberg von hinten an. Ich glaube, Hubert war der einzige gewesen, der sich nicht an dem Zerstörungswerk beteiligt hatte. Ich erinnere mich, ihn in dem Winkel zwischen Schreibtisch und Fenster gesehen zu haben; dort kauerte er während der ganzen Zeit und brütete vor sich hin. Um so überraschender kam jetzt sein plötzlicher Angriff.

Rettberg ging in die Knie, Hubert umklammerte seinen Hals, aber es gelang ihm, ihn abzuschütteln. Nun stürzte sich Hubert blindlings auf ihn, wild um sich schlagend. Rettberg duckte sich weg. Mit einem Male hatte er ein Messer in der Hand. Er tat nichts, als es hinzuhalten. Hubert lief direkt hinein, taumelte zurück und brach zusammen. Rettberg hatte das Messer in der Hand behalten. Er wog es in der Hand und schleuderte es gegen das Fenster, wo es im Holz stecken blieb. Alle keuchten. Plötzlich kam mir der betäubende Fischgeruch wieder zu Bewußtsein.

„Schafft den Schwulen weg!“ sagte Rettberg, auf Herrn Neumann zeigend. „Wir wollen ein Freudenfeuer machen.“

Fieberhaft machte man sich daran, Holz, Bücher und anderes Brennmaterial in der Zimmermitte aufzuhäufen. Die Leute standen wie unter einem Zwang; das kann man sagen, ohne sie deswegen in Schutz zu nehmen. Als der Haufen groß genug war, zog Rettberg ein Feuerzeug aus der Tasche. „Bitte, gnädige Frau!“

sagte er. Frau Neumann schlug die Hände vor das Gesicht und wimmerte. Jemand stieß sie von hinten. „Bitte, gnädige Frau!“ wiederholte Rettberg. Frau Neumann nahm das Feuerzeug und steckte zitternd den Haufen in Brand. Das Feuer flackerte auf und loderte bald schon prächtig. Die Leute standen im Kreise darumherum, schwitzten und keuchten. Julia mit ihren aufgelösten Haaren und der entblößten Brust sah wie eine Feurgöttin aus. Irgendwie war es ein imposanter Anblick.

Als das Feuer sich im Zimmer auszubreiten begann, befahl Rettberg den Rückzug. Ich wurde sofort zum Fenster gedrängt, daher weiß ich nicht, ob man Herrn Neumann und Muthesius herausgeschleppt hat. Ich habe erst später erfahren, daß sie und der arme Hubert tatsächlich mitsamt dem ganzen Haus verbrannt sind.

Als ich aus dem Fenster gestiegen war und ins Freie lief, stolperte ich über irgend etwas und fiel zu Boden. Irgendwer trampelte über mich hin, ich erhielt einen Schlag vor den Kopf und verlor das Bewußtsein. Erst im Gefängnis Krankenhaus wachte ich wieder auf. Man eröffnete mir, daß mir, wie auch natürlich den anderen, der Prozeß gemacht werden würde. Vergebens schilderte ich der Polizei den wahren Sachverhalt.

Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich habe nichts getan, dessen ich mich zu schämen brauchte. Dem baren Terror kann man nicht entgegnen. Es war Rettberg, der die ganze Sache ins Rollen brachte. Solche Männer haben die Macht eines Taifuns. Ihrem Wüten kann man sich, sind sie einmal losgelassen, nicht mehr entgegenstellen.

Der Mann hatte sie alle in der Gewalt. Ich distanzieren mich aufs entschiedenste von ihm und seinen Spießgesellen, die ein zunächst harmloses Fest dermaßen zu mißbrauchen wußten. Ich war an den Ausschreitungen nicht beteiligt; übrigens sollte man sie auch nicht überbewerten. Schließlich trugen sowohl Herr Neumann als auch Hubert ein gerüttelt Maß eigener Schuld an ihrem traurigen Ende.

Jiří Hájek
Kafka und die sozialistische Welt

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde keineswegs irgendeiner der Zeitgenossen zur aktuellsten und meistdiskutierten Erscheinung der westeuropäischen Literatur, sondern ein Autor, der damals schon mehr als zwei Jahrzehnte tot war, der so gut wie unbekannt gestorben war und bald gänzlich vergessen schien: die Situation des westeuropäischen Menschen in dieser besonderen Zeit, welche keine der an die Niederlage des Nazismus geknüpften Hoffnungen erfüllte, sondern im Gegenteil vor Europa im Zusammenhang mit der Möglichkeit eines Atomkrieges eine Perspektive noch schrecklicherer Bedrohung eröffnete als jene, der es kurz vorher entkommen war, diese absurde Situation, voll von Unsicherheit, Angst und Ohnmacht, fand der westeuropäische Leser am vollkommensten im Werk Franz Kafkas ausgedrückt. Was man die „Kafkamode“ nannte, war entschieden nicht nur eine Mode: das Interesse für Kafka hatte von Anfang an reale gesellschaftliche Gründe: Kafkas fragmentarisches, im Vergleich mit den großen Epikern unseres Jahrhunderts erstickend abgebrochenes, schmales Werk, entstehend fast ohne literarische Ambitionen wie irgendein qualvolles intimes Notizbuch eines äußerlich ziemlich alltäglichen und scheinbar völlig normalen, dabei aber unermeßlich tragischen Menschenschicksals, wurde plötzlich in vollkommen anderer historischer Situation und Umgebung, die äußerlich so wenig den zeitlichen und örtlichen Zusammenhängen des Kafkaschen Werkes glich, zum überzeitlichen Symbol des Menschenschicksals unserer zerrissenen Zeit.

Über Kafka entstand im Westen vom Ende der vierziger Jahre bis heute eine riesige Literatur. Er wird religiös und atheistisch, soziologisch und psychoanalytisch ausgelegt. In ihm wird zugleich der Beweis für die Unverständlichkeit des menschlichen Schicksals, für die Vergeblichkeit allen Strebens zur Verbesserung der menschlichen Dinge gesucht, die Bestätigung der Machtlosigkeit des Menschen, seiner Unfähigkeit, aus seiner Einsamkeit herauszukommen und sich der Macht der irrationalen Kräfte zu entziehen, die ihn beherrschen.

Diese Auslegung, die den sozialen status quo mit all seiner Unsinnigkeit und Unmenschlichkeit als etwas unveränderlich Gegebenes bestätigt, trug dazu bei, daß in der Zeit, als im Westen die „Kafkawelle“ ihren Gipfel erreichte, sich in den sozialistischen Ländern um Kafka die Legende des Verführers, des Dekadenten, wenn nicht gar Inspirators der zeitgenössischen imperialistischen Reaktion bildete. H. Fast, welcher damals noch alle bis dahin im Westen erreichten

Rekorde an Fortschrittlichkeit übertraf, Fast also spricht um die Wende der 40er-50er Jahre von Kafka, dem er einen Platz auf dem höchsten Gipfel des „kulturellen Misthaufens der Reaktion“ zuerteilte, wie über einen gewissen geistigen Neofaschismus: „Zwei Kulturen, einträchtig sich durchdringend unter der Führung der empfindsamen Hand E. Bevins und Harry Trumans, laufen auf die *kleinbürgerliche Parallele des deutschen Faschismus hinaus, die verkündet wird von Franz Kafka — der Mensch gleicht einer Schabe*“ (H. Fast, „Literatura a současnost“, Prag 1951, S. 95).

Dieser diabolische Heiligenschein war jedoch nicht nur der Abglanz der reaktionären Ausbeutung von Kafkas Werk im Westen, sondern hatte viele weitere Gründe unmittelbar in der damaligen Situation der sozialistischen Welt selbst. Einerseits war dies eine Welt, in der unter der Oberfläche die drastischsten antihumanen Folgen der Stalinschen Deformationen reiften. Sicher konnte in der damaligen Situation die Verbreitung von Kafkas Werk in den sozialistischen Ländern viele unerwünschte Vergleiche hervorrufen und den Sinn der Leser für einige Abnormitäten schärfen, welche ihnen damals noch zum größten Teil keineswegs abnorm erschienen.

Die Deformationen des Stalinismus waren jedoch unter anderem auch deswegen möglich, weil sie sich in einer Atmosphäre der Massenbegeisterung abspielten, des unbedingten Glaubens und beständig entflammten kämpferischen Elans und des Hasses gegen die äußeren und inneren Feinde und gegen die, die gerade zu Feinden erklärt wurden. Vor allem diese Atmosphäre schloß aus, daß Kafka in den sozialistischen Ländern Leser und Interpreten fand. Erst der Fall des Stalinismus, die Zeit der Selbsterforschung, die Analyse des vorhergehenden Zustandes und die Herausbildung neuer Normen des sozialistischen Zusammenlebens öffnete Kafka den Zutritt zur sozialistischen Welt.

Im Zusammenhang damit, wie dieser Prozeß voranschreitet, wie sich das marxistische Denken aus jenem illusorischen Reich unveränderlicher Wahrheiten und Floskeln zu befreien beginnt, mit denen in der Stalinzeit die Erforschung der Wirklichkeit und die kritische Orientierung in der gesamten geistigen Realität unserer Zeit unterbunden wurde, wächst in den letzten Jahren in der sozialistischen Welt das Interesse an Kafka. Das Bewußtsein dringt durch, daß Kafka auch im Westen nicht immer nur als der Bestätiger des gesellschaftlichen und moralischen status quo aufgefaßt wurde. Umgekehrt, daß ein bedeutender Teil seiner Interpreten, auch derer, die ihn idealistisch und religiös erklären (vor allem Kafkas Herausgeber, Biograf und Freund Max Brod), in Kafka den Kritiker der bisherigen menschlichen Ordnungen sieht, der mit seiner fantastisch feinen und aufnahmefähigen Sensibilität schon in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts einige wesentliche Züge der Entwicklung der Welt, aus der er hervorging und mit der er verbunden war, vorwegnahm. Diese andere, aktiv humanistische Interpretation von Kafkas Werk als eines verzweiferten Aufschreis,

Protests, Appells an die moralische Verantwortung aller Menschen gab seinerzeit den ersten Versuchen einer selbständigen marxistischen Interpretation Kafkas einen wichtigen Impuls.

Diese freilich kann auch in bestimmtem Maße an einige Fragmente und Teilwahrnehmungen ihrer eigenen Vorläufer aus den zwanziger Jahren und der späteren Zeit anknüpfen. Übrigens ist eine erste allgemeine Wertschätzung Kafkas schon in dem gedrängten, mehrzeiligen Nekrolog enthalten, den wir in dem Organ der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, der „*Rudé právo*“ vom 17. August 1924 lesen: „... eine empfindliche und reine Seele, sich ekelnd vor dieser Welt und sie sezierend mit dem scharfen Messer ihres Verstandes. Kafka sieht in den Mechanismus der Gesellschaft und sieht das Elend der einen und Macht und Reichtum der anderen, und hier greift er in seinen Werken in bildhafter und das Mächtige dieser Welt parodierender Form scharf an.“ Wenn auch diese flüchtige anonyme Glosse im typischen zeitgemäßen Zeitungsjargon geschrieben ist, enthält sie doch einige sehr rationale und wichtige Bemerkungen, deretwegen sie in diesem Zusammenhang erwähnenswert ist.

Das Interesse der marxistischen Literaturtheoretiker ging schließlich manches Mal der Herausgabe Kafkas selbst voraus, es hielt sich allerdings — mit Ausnahme Jugoslawiens und Polens — größtenteils in ziemlich eng akademischen Grenzen. Wir verdanken es zunächst den Prager Germanisten, daß im Jahre 1963 durch die internationale Konferenz zum 80. Jahrestag von Kafkas Geburtstag dieses Interesse aus den wissenschaftlichen Arbeitsstätten und literarischen Zeitschriften in die gesamte kulturelle Öffentlichkeit der europäischen sozialistischen Länder hineingetragen wurde und daß die Wertung von Kafkas Werk und seine Einbeziehung in den zeitgenössischen Kontext zum Problem Nummer eins der marxistischen Literaturtheorie im Osten und Westen wurde. Es wurde jedoch zugleich zum Gegenstand eines der grundsätzlichen und leidenschaftlichsten öffentlichen Streitgespräche zwischen Marxisten. Heute sind wir, hoffe ich, wenigstens so weit, daß man auf einer sachlichen Grundlage unter Ausschluß von Prestigegründen und polemischen Affekten diskutieren kann. Gleichwohl soll man über eine Erfahrung nachdenken: wie kommt es, daß gerade der Versuch einer ernsthaften kritischen Auseinandersetzung mit Kafka, der auf der Prager Konferenz unter bedeutendem aktiven Anteil der zwei hervorragenden westeuropäischen marxistischen Theoretiker R. Garaudy und E. Fischer unternommen wurde, in einigen Ländern eine so heftige Erwiderung hervorrief? Warum bleibt auch heute, wo zum Beispiel in der Sowjetunion ideell gewiß weit problematischere Autoren als Kafka herausgegeben und dabei mit aller wünschbaren Sachlichkeit und Gerechtigkeit kritisch gewürdigt werden, um Kafka immer noch etwas von seinem vorherigen legendären, teuflischen Heiligenschein? Warum wird auch dort gerade Kafka noch mit echten Befürchtungen aufgenommen, wo es schon heute kulturpolitisch vollkommen klar ist, daß es viele gute Gründe gibt, auch moderne nichtsozialistische Autoren

herauszugeben (von den klassischen gar nicht zu reden), wo auch Autoren einer so unerbittlich tragischen Weltsicht herauskommen wie z. B. Faulkner, wo niemand befürchtet, daß katholische Autoren vom Typ François Mauriac, Graham Greene oder Heinrich Böll ungünstige ideologische Auswirkungen haben könnten? Warum muß man nach Ansicht einiger Theoretiker vor allem gerade vor ihm die zeitgenössische sozialistische Literatur und auch die Leser schützen? Warum ist gerade er und nicht zum Beispiel Heinrich Kleist oder Novalis oder von den modernen Autoren etwa Thomas Mann (Doktor Faustus) die ideelle Hauptgefahr, auf die man die Aufmerksamkeit im Namen des Kampfes gegen die Dekadenz konzentrieren muß?

Was der Prager Kafkakonferenz vorgeworfen wird, resp. dem größten Teil ihrer Teilnehmer, läßt sich dabei zum Teil als Unverständnis erklären (Unverständnis des Typs, daß der Partner in der Diskussion vorher fest entschlossen ist, nicht zu verstehen), denn es betrifft weit mehr als Kafka die Bestimmung einiger grundlegender ästhetischer Kategorien, besonders den Begriff des Realismus. Hinter allem ist jedoch immer zuerst die Furcht vor Kafka zu spüren. Nicht allzuviel Zeit ist vergangen, seit dies noch einige Kritiker offen aussprachen; im Jahre 1959 schrieb zum Beispiel der ukrainische Literaturkritiker D. Zatonskij: „... Alles Reaktionärste und dem Realismus am meisten Feindliche in der zeitgenössischen bürgerlichen Literatur ist so oder so mit Kafkas Namen verbunden.“ Vier Jahre später wird schon der Streit darum geführt, ob Kafka Realist ist oder nicht, oder ob er dem „Sieg der Dekadenz“ und der „Erweiterung des Realismus“ (A. Kurella, Sonntag, Berlin, 4. 8. 63) dienen kann oder nicht, ob die Kafkasche Parabolisierung der Wirklichkeit in das Arsenal des Verfalls der künstlerischen Ausdrucksmittel gehört, deren „Sammelbegriff die Dekadenz“ sei (ebd.). Schon auf der Prager Konferenz entwickelt sich zwischen den Kafkaforschern aus der DDR und den übrigen Teilnehmern der Streit darum, bis zu welchem Maße Kafka der Geschichte angehört und wie weit er eine Beziehung zur sozialistischen Gegenwart hat. E. Schuhmacher sprach damals z. B. die Vermutung aus, daß der Sozialismus notwendig der Literatur den Vorzug geben müsse, die „bewußt erklärt“ und nicht der, die nur wie Kafka „unbewußt erhellt“, daß dem Sozialismus nur eine Literatur nahe ist, die „dem Rationalen verpflichtet ist und nicht das Irrationale bejaht“.

In den meisten aller übrigen, schriftlichen oder mündlichen Einwände klingt vor allem die Furcht vor der Gefahr wieder, wir würden aus Kafka unseren „Fahnenträger“ machen (André Gisselbrecht). Denn, wie z. B. wieder die sowjetische Germanistin Knipovič und mit ihr viele andere zeigen, weist Kafka keinen Ausweg, weiß nicht die Lösung der gesellschaftlichen Widersprüche, welche er in seinem Werk in wie immer partieller und verzerrter Weise abbildete. Kafka ist kein Revolutionär.

Das Interessanteste dabei ist, daß einstweilen weder ein Marxist noch, soweit ich weiß, ein Nichtmarxist jemals Kafka zum Revolutionär ausgerufen hätte.

Weder Fischer (mit dem Gisselbrecht polemisiert) noch irgendein anderer gab Kafka als „Fahnenträger“ der heutigen sozialistischen Kunst aus. Gerade Fischer analysiert in seiner großen Kafkastudie in dem Buch „Von Grillparzer bis Kafka“ den westeuropäischen „Kafkismus“ kritisch als die ohnmächtige kleinbürgerliche Reaktion auf die heutige Situation der Welt und beendet seine Studie mit dem Satz: „Der Kafkismus wird verschwinden, wenn seine Voraussetzungen überwunden sind. Kafka wird bleiben.“ Die Frage nach Kafkas realistischer Zugehörigkeit stand weder beim größten Teil der sozialistischen Theoretiker, die sich ernsthaft mit Kafka beschäftigten, noch selbst im Verlauf der Prager Kafkakonferenz im Vordergrund des Interesses. Fischer („Entfremdung, Dekadenz, Realismus“, tschech. Ausgabe, S. 57) sagt ausdrücklich, daß man Kafka nur dann im Zusammenhang mit dem Realismus einordnen kann, wenn man den Realismus als eine Haltung zur Wirklichkeit, nicht als eine Methode auffaßt. Wobei freilich, schreibt Fischer, „die in die Fantastik hinausgeschrittene Alltäglichkeit“, wie wir sie z. B. bei Gogol oder bei Kafka antreffen, mehr Wirklichkeit enthüllt als viele naturalistische Schilderungen. Kafka ist für ihn „einer der großen bedeutenden Schriftsteller unseres Jahrhunderts“ und daneben der „Genius der Schwäche“ („Von Grillparzer bis Kafka“, tschech. Ausgabe).

Die Frage nach Kafkas Realismus spielt erst eine größere Rolle in der großen Kafkastudie Roger Garaudys (in dem Buch „D'un réalisme sans rivages“, Paris, 1963). Man kann über seine „panrealistische“ Konzeption der Literatur streiten, die vom Begriff des Realismus als einer Haltung zur Wirklichkeit ausgeht; auf diesen Begriff treffen wir übrigens nicht zum ersten Mal: es identifizieren sich mit ihm zum Beispiel Brecht und Aragon. Für Garaudys Kafkadeutung, die sehr aufmerksam und überzeugend namentlich die Eigenart von Kafkas Weltanschauung in bezug auf Kierkegaard analysiert, ist jedoch die Erforschung von Kafkas Beziehung zur Realität weit wichtiger als die Frage nach der literarischen Einordnung Kafkas unter die Realisten. Auf Zatonskijs Behauptung, es genüge nicht, daß das Werk eines bestimmten Schriftstellers mit der Wirklichkeit verknüpft sei, um ihn als Realisten anzuerkennen, sondern daß es vor allem „richtig, wahrhaftig die Erscheinungen, Prozesse, Gesetzmäßigkeiten dieser Wirklichkeit widerspiegeln“ müsse (Artikel „Der Realismus und die Algebra des Schematismus“, Literaturnaja gazeta, 18. 2. 1964), antwortet Garaudy schon im verallgemeinernden Aufsatz seines Buches: „Von irgendeinem Werk im Namen des Realismus zu fordern, daß es die Totalität der Wirklichkeit abbilde, damit... es die wesentliche Bewegung der geschichtlichen Epoche und die Perspektiven der Zukunft zum Ausdruck bringe, ist eine philosophische und keine ästhetische Forderung“ („D'un réalisme sans rivages“, S. 245). Dies freilich betrifft nicht nur Kafka: Garaudy geht es um die allgemeine Erkenntnis, daß auch ein Werk, welches nur „sehr partiell und zugleich sehr subjektiv Zeugnis über die Beziehung des Menschen zur Welt in einer bestimmten Epoche“ (ebd.) gibt,

ein authentisches, ja großes Zeugnis seiner Zeit sein kann. Auch kann zum Beispiel ein Schriftsteller, der den einen oder anderen Aspekt der Entfremdung fühlte und sehr stark zum Ausdruck brachte, nicht aber ihre Gründe und die Perspektiven ihrer Überwindung reflektierte — und hier geht es ausdrücklich um den Fall Kafka — „ein sehr großer Schriftsteller“ sein. Kurz: die Frage nach Garaudys Realismusbegriff ist eine Sache, und sie kann und wird Gegenstand weiterer theoretischer Auseinandersetzungen sein. Die Frage seiner Interpretation Kafkas und der Beziehung Kafkas zur Wirklichkeit ist jedoch eine andere Sache. Namentlich hängt es nicht von der Frage nach Kafkas Realismus oder Nichtrealismus ab, ob das, was Kafka über die Wirklichkeit seiner Zeit aussagt, in irgendeinem Maße auch uns etwas zu sagen hat. Die Frage nach Kafkas realistischer Zugehörigkeit dient sichtlich oft als Vorwand für die Ablehnung des konkreten Studiums seines Werkes und ersetzt damit alle übrigen, für die heutige Gültigkeit von Kafkas Werk sehr wichtigen Fragen. Ähnlich ist übrigens auch der scholastisch geführte Streit darüber, ob Kafka die Entfremdung des Menschen in der kapitalistischen Gesellschaft im Marxschen Sinne ausdrückte oder nicht, wobei der Marxschen Auffassung der Entfremdung auf der Grundlage einiger Zitate bei vorsätzlicher Weglassung anderer wichtiger Passagen nur eine eng ökonomische Bedeutung zuerteilt wird (die Entfremdung wird schließlich und endlich nur als die Entfremdung des Arbeiters von den Ergebnissen seiner Arbeit ausgelegt). A. Kurella setzte wohl dieser Art der Argumentation in seinem berühmten Artikel über den „Prager Frühling und die Fledermäuse“ die Krone auf: Kafka konnte angeblich die Entfremdung nicht darstellen, weil er Marx nicht kannte!

Damit die Diskussion weiterkommt, ist es also notwendig, von den scholastischen Auseinandersetzungen über die Einordnung Kafkas zur seriösen Analyse der Kafkaschen Texte überzugehen (und freilich auch zu ihrer systematischen Publikation). Auf diesen Weg begeben sich jetzt unsere sowjetischen und deutschen Freunde: vor kurzem kamen in Moskau und Berlin die gesammelten Schriften Kafkas heraus. Das ist der einzige Weg zur „Entdämonisierung“ Kafkas. Wir gelangen auf diesem Weg sicherlich nicht zu seiner Ausrufung zum einzigen „Vater“ der modernen sozialistischen Kunst. Ich bin übrigens überzeugt, daß jede Inthronisierung und Absetzung von obligatorischen Heiligen in der sozialistischen Welt schon heute der Vergangenheit angehört — und dies nicht nur in der Literatur. Nur auf der Grundlage seriöser Erkenntnis können wir herausbekommen, wodurch Kafka in der Tat schon eine historische Erscheinung ist und wodurch er geeignet ist, auf die Gegenwart zu wirken. Warum gerade sein Werk, mögen wir es anerkennen oder nicht, einen der entscheidenden geistigen Kreuzwege der Weltliteratur des 20. Jahrhunderts darstellt: Die konkrete Analyse wird uns überzeugen, wohin die an diesem Kreuzweg aufgestellten Wegweiser zeigen.

Kafkas Welt ist eine Welt unendlichen Leidens. Jedoch in keiner Zeile, die er schrieb, auch nicht in seinen Briefen oder Tagebuchnotizen finden wir die Glorifizierung des Leidens als des natürlichen, unveränderlichen Schicksals des Menschen. Durch seine ganze unermesslich zerbrechliche psychophysische Verfassung und durch seine Stellung inmitten der kleinen Gruppe der Prager jüdischen Bevölkerung, die von ihrem Lebensmilieu nicht nur sozial, sondern auch durch Verschiedenheit der Sprache und des kulturellen Bewußtseins isoliert war, war er dazu vorherbestimmt, in seinem kurzen Leben alle Finsternis vervielfacht zu erfassen, die die Existenz des Menschen inmitten der Welt des beginnenden 20. Jahrhunderts bedroht. Auch als er sich in der frühen Jugend zwischen Anarchisten und Sozialisten bewegt, ist er vor allem schon durch seine individuelle Verfassung ungeeignet, aus seiner menschlichen Erfahrung revolutionäre Schlüsse zu ziehen. Die Aufgabe, die er sich unter diesen Bedingungen wählt, scheint bescheidener: auf der Ebene der eigenen emotionalen und ethischen Erfahrung die Gründe menschlichen Leidens zu analysieren. In seiner Situation blieb nichts als diese Wahl: „Der Mensch Kafkas ist“, wie K. Kosík in seiner Studie „Hašek und Kafka“ (Plamen 6/63, S. 102) schreibt, „verurteilt, in einer Welt zu leben, in der die einzige menschliche Würde die *Interpretation der Welt* ist, weil über Gang und Änderung der Welt andere Kräfte entscheiden, unabhängig vom Individuum.“ Die Art, wie Kafka in seinem Werk diese Analyse des Leidens des Menschen durchführt, verwandelt die scheinbar „bescheidene“ Aufgabe, der er mit der sich verzehrenden Intensität seines Schaffens alle Kräfte, Gesundheit und Leben opfert, in ein großes künstlerisches Werk, das den Wert einer sittlichen Tat hat. In ihm verbindet sich die dichterische Darstellung aller Formen menschlichen Leidens nicht nur mit der Schärfe der Analyse seiner Gründe, sondern auch mit dem hartnäckigen Haß gegen Schmerz und Schwäche.

Wenn Kafka als einzigen Grund des Leidens das materielle Elend und die materielle Abhängigkeit des Menschen vom Menschen gezeigt hätte, die Konsequenzen der ausbeuterischen Ordnung sind, wäre er einer der sozialkritischen Schriftsteller seiner Zeit gewesen. Diese Ebene diente ihm jedoch nur zur Anknüpfung: in „Amerika“, das er an der Seite M. Brods im Jahre 1912 zu schreiben begann, sehen wir die soziale Realität der beginnenden kapitalistischen Großproduktion und der großstädtischen technischen Überzivilisation mit aller Grausamkeit der sozialen Unterschiede. Wer, wie Roßmanns amerikanischer Onkel, Vermögen hat, besitzt auch die absolute Macht über die, die nichts haben als ihre Arbeitskraft. Der Heizer, dieser arglose, naive Riese, der nicht einmal seine primitivsten Rechte zu verfechten versteht, ist sich seiner Kraft überhaupt nicht bewußt und verwandelt sich vor dem Kapitän, der selbst nur der Vollstrecker einer fremden anonymen Macht ist, in einen stotternden, sich vergeblich aufregenden armen Teufel. Die einzige Möglichkeit einer gewissen wilden, individualistischen Verteidigung ist die sichtbare Verrohung, Pffiffigkeit und Hinterlist des deklassierten Delamarche und Robinsons, denen Kafkas Held später auf

seiner Wanderung nach Arbeit begegnet. Es gibt freilich auch einen Rückhalt in einfacher menschlicher Sympathie und Solidarität. Jedoch nicht einmal das freundschaftliche Interesse und die Hilfe der Oberköchin und noch weniger das Wohlwollen ihrer Sekretärin Therese können Karl Roßmann vor dem Fall bewahren, sobald er in einen unverschuldeten und zufälligen Konflikt mit dem Vertreter einer gesellschaftlichen Institution gerät: mit dem Oberkellner, der über Ordnung und Disziplin unter den Beschäftigten des riesenhaften Hotels Occidental wacht.

Über dieser Ebene erhebt sich jedoch schon in „Amerika“ die zweite, noch allgemeinere Ebene der Analyse der Grundbedingungen der menschlichen Existenz, die mit der ersten freilich kausal zusammenhängt: sie ist ausgedrückt in den Schicksalen des Auswanderers Karl Roßmann, der vergeblich eine Stelle sucht und in der amerikanischen Umgebung immer ein Fremder bleibt. Darüber, welche Stelle er einnimmt, entscheidet immer ein Geflecht von Zufällen: sobald er durch ein Zusammentreffen der Umstände die Gunst seines mächtigen Onkels verliert und auf sich selbst angewiesen bleibt, entscheiden seine Fähigkeiten, seine Pläne und sein Wille nichts mehr, sondern irrationale Umstände, falsche Beschuldigungen und vermeintliche Schuld, das Zusammenspiel von Eingriffen allmächtiger Institutionen (Oberportier und Polizist). Er wird durch das absurde, unbegreifliche Labyrinth der modernen Großstadt gewirbelt wie ein verlorenes Staubkorn. Um nicht zugrunde zu gehen, ist er gezwungen, das Asyl in der sonderbaren Behausung des unerwartet aufgestiegenen Parasiten Delamarche anzunehmen und sich mit der Vertiefung seiner Existenz auf dem Niveau eines Hundes abzufinden.

Ich stimme mit P. Reimann überein (siehe sein Vorwort zur tschechischen Übersetzung von „Amerika“ aus dem Jahre 1962), wenn er mit einigen westeuropäischen Kafkalogen polemisiert, (L. Bergel), die „Amerika“ nur für den ersten, im Vergleich zu den zwei weiteren Romanen nicht allzu erfolgreichen Romanversuch Kafkas halten, der noch die traditionelle Romanform bewahrt und die Wirklichkeit nicht, wie die späteren Werke, durch das Medium der „Traumdeformationen“ ansieht. Ich lehne es jedoch ab, daß wir „Amerika“ höher als das übrige Werk Kafkas stellen sollten nur wegen seines vermeintlich größeren sozialen dokumentarischen Gehalts. Die Zäsur zwischen „Amerika“ und den beiden anderen Romanen ist übrigens bei weitem nicht so schroff: die vermeintliche Beschreibung der Realität hat schon in „Amerika“ in solchen Szenen wie dem Besuch in der Villa Herrn Pollunders oder den Szenen im Hotelschlafsaal, der Flucht und der Balkonszene im Kapitel „Asyl“ die Intensität eines schrecklichen Traums und ruft die gleiche Faszination der Abscheulichkeit hervor wie die fantastischsten Motive im „Prozeß“ und im „Schloß“. In „Amerika“ stellt sich Kafka auch schon einige grundlegende Fragen seines späteren Schaffens, vor allem die Frage nach Einsamkeit und Ohnmacht als den ersten Ursachen allen menschlichen Leidens.

Im „Prozeß“ geht es jedoch nicht um Einsamkeit und Machtlosigkeit, die aus materieller Not und Deklassierung entspringen: die zentrale Gestalt des „Prozeß“, Josef K., ist im Gegenteil ein grenzenlos erfolgreicher junger Mann in mehr als gut gesicherter Stellung, der sich mit seinen Fähigkeiten in jungen Jahren zum Prokuristen einer großen Bank hinaufgearbeitet hat und alle Aussichten besitzt, Stellvertreter des Direktors zu werden. Nicht zu Unrecht wurde vor Zeiten irgendwo im Zusammenhang mit dieser äußeren Fassade seiner Existenz an den Namen von Stendhals Julien Sorel erinnert. Im Unterschied zu ihm wird aber der Prokurist Josef K. bei seinem Aufstieg von keinen äußeren Hindernissen aufgehalten, nicht einmal z. B. durch Eifersucht und die Intrigen seines beruflichen Rivalen, des Stellvertreters des Direktors. Auf dieser realen, beinahe trocken dargestellten Ebene der Handlung ist Josef K. ein vollkommen konventioneller Held seiner Zeit. Er ist fähig und in angemessener Weise strebsam. Seine Beziehungen zu den nächsten Verwandten, der Mutter und dem Onkel, zur Zimmervermieterin und den Kollegen im Büro sind sehr korrekt. Da man eine so erfolgreiche Karriere an einem bestimmten Punkt notwendig mit dem dazugehörigen Eheglück krönen müssen, hat er auch eine Geliebte, zu der seine Beziehung gleichfalls höchst korrekt ist. Wer könnte denn von einem so hohen Angestellten und erfolgreichen jungen Mann irgendetwas anderes verlangen? Wer könnte ihm irgendetwas vorwerfen? Vom Standpunkt aller moralischen Normen der Gesellschaft, deren Teil er ist, ist er in der Tat vollkommen schuldlos.

Eine naive soziologische Interpretation wollte im Motiv des „Prozesses“ und „Gerichts“, das plötzlich in die geordnete und ruhige Existenz des Josef K. eingreift und durch das sich sein Fall auf der fantastisch-symbolischen Ebene bewegt, nur irgendein grotesk satirisches, kritisches Abbild der abstrakten Entmenslichung, des absoluten Willens und der Allmächtigkeit der österreichischen bürokratischen Staatsmaschinerie und ihrer Justizorgane sehen. Der Fall des Josef K. wäre dann wieder nur einer von vielen Fällen unschuldiger Opfer des bürokratischen Apparats, der gewissermaßen äußerlich dekoriert ist mit fantastischen Traumdeformationen, die ihm eine besonders scheußliche Färbung verleihen. Sicherlich sind auch diese Elemente im Motiv des „Prozesses“ enthalten: E. Fischer hatte offenbar sie im Sinn, als er von der „fantastischen Satire“ Kafkas sprach. Das Motiv des „Prozesses“ hat jedoch gleichzeitig noch eine andere Bedeutungsebene: diesen Prozeß, der gegen Josef K. von unbekannten Richtern wegen einer unbekannten Schuld geführt wird, in dem der Angeklagte umsonst seine Verteidigung versucht und schließlich den Beauftragten des unbekannten Gerichts das Leben verwirkt, das Urteil aber nicht ausgesprochen wird, diesen Prozeß führt in Wirklichkeit vor allem Josef K. gegen sich selbst. Die Justizorgane im Roman sind nur das fantastische Abbild jener institutionellen „blasphemischen Parodie“ des wirklichen Sittengesetzes, das die menschliche Existenz mit tiefem Sinn erfüllen könnte und dessen Nichtvorhandensein Josef

K. fühlt. Dieses Gesetz jedoch ist „monströs maskiert durch die Organisation der Gesellschaft, des Staates und der Religion“ (R. Garaudy, „D'un réalisme...“, S. 190—191). Josef K. begreift bis zum Schluß niemals genau, worin seine Schuld besteht. Seine fieberhaften Versuche zur Verteidigung, zur Umstimmung der unteren Justizorgane (weil zu den oberen niemand Zutritt hat und niemand sie kennt) stellt er nach und nach ein, da er zunehmend spürt, daß sein Prozeß verloren, daß seine Existenz nicht zu verteidigen ist. Die Schuld des Josef K. ist mit keinem Gesetz der kleinbürgerlichen Gesellschaft faßbar. Er ist „nur“ schuldig durch die vollendete Überflüssigkeit, durch die Sinnlosigkeit seines Lebens, das nur auf scheinbare Werte gegründet ist. Er ist der Gleichgültigkeit schuldig, die sich hinter der kalten Korrektheit all seiner menschlichen Beziehungen verbirgt, die jedoch auch sein Verhältnis zum ganzen Gesellschaftssystem charakterisiert. Er ist dadurch schuldig, daß er schließlich akzeptiert, was sein Verteidiger ihm rät, soweit es um das geeignetste Verhalten bei Gericht sowie auch in seiner Grundeinstellung zur Welt geht: „Das einzig Richtige sei es, sich mit den vorhandenen Verhältnissen abzufinden. Selbst wenn es möglich wäre, Einzelheiten zu verbessern — es ist aber ein unsinniger Aberglaube —, hätte man bestenfalls für künftige Fälle etwas erreicht, sich selbst aber unermesslich dadurch geschadet, daß man die besondere Aufmerksamkeit der immer rachsüchtigen Beamtschaft erregt hat. *Nur keine Aufmerksamkeit erregen!* (Hervorhebung J. H.) Sich ruhig verhalten, selbst wenn es einem noch so sehr gegen den Sinn geht! Einzusehen versuchen, daß dieser große Gerichtsorganismus gewissermaßen ewig in der Schwebe bleibt und daß man, wenn man auf seinem Platz selbständig etwas ändert, den Boden unter den Füßen sich wegnimmt und selbst abstürzen kann, während der große Organismus sich selbst für die kleine Störung leicht an einer anderen Stelle — alles ist doch in Verbindung — Ersatz schafft und unverändert bleibt...“ (Kafka, „Der Prozeß“, Ges. Werke, hrsg. v. M. Brod, Fischer Verlag, S. 146). Ist dies nicht, einschließlich der vorsichtigen, kulant glatten Formulierung, eine prachtvolle Analyse der kleinbürgerlichen gesellschaftlichen Psychologie, die „magna charta“ des moralischen Alibismus, der Passivität und des Konformismus zu welchem System und Macht auch immer? Dies ist der Hauptgrund der Leere und Flachheit der recht erfolgreichen bürgerlichen Existenz des Prokuristen Josef K. . . Darin besteht seine Kardinalschuld. Von der ganzen mir bekannten Kafkaliteratur, die dem „Prozeß“ gewidmet ist, zielt Josef Strelka in dem Buch „Kafka — Musil — Broch“ am genauestens auf den Kern des Problems: „... Josef K. ist schuldig . . ., weil er an das undurchdringliche Netz der Determinierung und der erzwungenen Abhängigkeit glaubt.“ Sind jedoch deswegen die Vertreter der Justizorgane ihm gegenüber auch nur einen einzigen Augenblick im Recht? Keineswegs: sie stellen nach Strelka nur den blinden gesellschaftlichen Terror dar, den sie für eine gewisse notwendige Naturerscheinung halten, und sind daher von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

Eine andere Seite der entfremdeten menschlichen Beziehungen und der Entwertung der wirklichen Werte des Lebens zeigt mit der niederschmetternden Kraft Kafkascher fantastischer Symbolik die „Verwandlung“. Kafka „bemüht sich“ in dieser Erzählung durchaus nicht, „zu zeigen“, daß der Mensch „zur Einsamkeit von Natur aus vorherbestimmt ist“ (D. Zatonkij, „Das 20. Jahrhundert“, tschech. S. 189). Das Motiv der Einsamkeit ist zwar eins der Leitmotive in Kafkas Schaffen, das nicht nur seinen drei Romanfragmenten, sondern auch vielen seiner Erzählungen gemeinsam ist. Niemals und nirgendwo jedoch zeigt er, daß der Mensch natürlich und unveränderlich zur Einsamkeit vorherbestimmt ist, sondern begreift die Einsamkeit als das allergrößte Übel, gegen das der Mensch vergebens ankämpft. Die „Vereinsamung“ Gregor Samsas, der eines Morgens, in ein glänzendes, rundliches Insekt verwandelt, im Bett erwacht, hat jedoch eine vollkommen konkrete Bedeutung: obwohl er den Sinn des Lebens darin sah, mit seinem Verdienst die verkrachte Familie seines Vaters über Wasser zu halten, wird er nach und nach von allen Mitgliedern der Familie abgeschrieben, sobald er für sie durch seine Verwandlung den Nutzwert verliert und eine unangenehme, schwere Last wird. Gregor Samsa blieb auch im Zustand des Insekts er selbst. Seine Beziehungen zu den Familienmitgliedern änderten sich nicht. Es änderten sich auch seine menschlichen Eigenschaften nicht: in der Welt der absoluten Verdinglichung der menschlichen Beziehungen sind jedoch diese Eigenschaften vom Nutzwert des Menschen, seiner Eignung zum Erwerb, überschattet und verhüllt.

Der Landvermesser K., die Zentralgestalt des letzten Kafkaromans, des „Schlosses“, sucht einen Ausweg aus dem Labyrinth der verdinglichten, entfremdeten Welt, in die Josef K., Gregor Samsa und der größte Teil aller Kafkaschen „Helden der Einsamkeit“ gebannt waren. Er sucht den Ausweg, indem er sich in das Kollektiv der Schloßuntertanen einreihen will, um ihnen mit seiner Arbeit zu dienen. E. Goldstücker machte darauf aufmerksam, wodurch sich der Landvermesser von allen vorhergehenden Helden Kafkas unterscheidet: er läßt sich nicht aus Zwang, sondern aus seiner eigenen Entscheidung in den Kampf um die Veränderung seines Schicksals ein. („Fr. Kafka und Prager Perspektiven“, Sammelband Fr. Kafka, 1963, S. 37). Vermutlich ist er in der Tat der einzige Held voller Aktivität und Sehnsucht nach gesellschaftlich nützlichen Taten. Nur gerät er in eine Welt, wo noch „keine Gesetze für seine Aktion existieren“ (R. M. Albères, „L'aventure intellectuelle du XX siècle“, S. 231), wo ihn niemand braucht, wo er schon durch seine Beschäftigung verdächtig wird. Der Vorsteher des Dorfes, in dem er festsitzt und das Schloß vergeblich sucht, das ihm die Grundlage zu seiner Tätigkeit gewähren sollte, sagt ihm: „... wir brauchen keinen Landvermesser. Es wäre nicht die geringste Arbeit für ihn da. Die Grenzen unserer kleinen Wirtschaften sind abgesteckt, alles ist ordentlich eingetragen. Besitzwechsel kommt kaum vor, und kleine Grenzstreitigkeiten regeln wir selbst.“

Was soll uns also ein Landvermesser?“ (Franz Kafka, „Das Schloß“, Fischer 1958, S. 62).

In einer Welt, in der alles Eigentum aufgeteilt ist und alle Möglichkeiten der Menschen von vornherein abgesteckt sind, ist kein Platz für menschliche Tätigkeit, aus der irgendwie eine Veränderung im Besitz oder in den Beziehungen der Menschen hervorgehen könnte. In dieser Welt ist der Landvermesser K. zum Scheitern vorherbestimmt, zur Vereinsamung und Fremdheit um so mehr, je hartnäckiger er sich bemüht, das Labyrinth zu durchdringen, das aus Hinterhältigkeit und Gleichgültigkeit der obrigkeitlichen Beamten besteht, aus Mißtrauen und Feindschaft der einfachen Dörfler gegen die anonyme Obrigkeit und dadurch auch gegen die Verwirklichung seiner Mission.

Spielte sich der „Prozeß“ zugleich in der nüchternen Ebene der alltäglichen kleinbürgerlichen Realität ab und zugleich in der Ebene des schrecklichen, fantastischen und doch realen Traums, so hat das „Schloß“ von Anfang an nur diese zweite Ebene. Diese fantastische Deformation gibt den alltäglichsten Erscheinungen die Ausmaße einer Angstvision voll nackter, roher Häßlichkeit und Absurdität. Vielleicht bewirkt gerade der Kontrast des aktiven, hartnäckig kämpfenden, wenn auch schließlich vollkommen erschöpften Helden, der vor Müdigkeit zu einer Zeit einschläft, wo Hoffnung besteht, daß er auch nur ein Stück weiter zum Geheimnis des Schlosses vordringt, mit der Brutalität und Niedertracht der Schloßbeamten und mit der Hilflosigkeit und Ergebenheit der Dorfbewohner, daß die Atmosphäre des „Schlosses“ von allen Werken Kafkas am trostlosesten erscheint. Diese Welt ist für Menschen schon gar nicht mehr bewohnbar. Über dem unerbittlich tragischen „Prozeß“ flimmerte noch ein gewisses kleines, milderndes, vermenschlichendes Licht der Komik. Die Welt, in der wir uns im „Schloß“ befinden, ist schon durch und durch bedrohlich und finster. Ist also das „Schloß“ (vielleicht zusammen mit der „Strafkolonie“) das nihilistischste Buch Kafkas? Nicht im geringsten: es ist das Buch des absolutesten moralischen Urteils. W. Emrich bemerkt in seiner Kafkamonoografie sehr genau: „Je unrealisierbarer, utopischer die Freiheit erscheint (i. e. in einzelnen Prosastücken Kafkas), um so wacher wird zugleich das Bewußtsein, daß es unmöglich ist, so weiterzuleben, wie wir leben.“

Das ganze Werk Kafkas hat keinen anderen Sinn, als dieses Bewußtsein zu wecken und zu reizen. Dem dunklen Negativ seiner Vision sind dennoch genau die Werte eingezeichnet, die der Mensch unentbehrlich braucht, damit er atmen und leben kann, damit er sich in der Welt nicht als Fremder fühlt. „Eine wirklich menschliche Existenz ist nur außerhalb der Grenzen der Entfremdung möglich, gegen die das ganze Werk Kafkas ankämpft.“ (Garaudy, S. 206). Die grundlegenden Stützpunkte dieser Möglichkeit sind gerade durch das bestimmt, was in seinem negativen Bild als Hauptursache des menschlichen Leidens in den Vordergrund rückt: damit das menschliche Leben einen Sinn bekäme, müßte sich in der Welt, in der Kafkas Helden leben, das ändern, was die Beziehungen der

Menschen ihrer Authentizität, Unmittelbarkeit und Fülle beraubt: die Ursachen jener Verdinglichung der menschlichen Beziehungen, die Marx analysierte, müßten beseitigt werden, damit man die normale Hierarchie der Werte des menschlichen Lebens restituieren, die konventionellen fiktiven Werte von den wirklichen Werten trennen könnte. Dies ist die Vorbedingung dafür, daß der Mensch aus seiner Einsamkeit herauskommen kann, daß er sich in einen bestimmten sozialen Organismus einfügt, dem er nützlich sein könnte. Das Gefühl der Einsamkeit und das Gefühl der Nutzlosigkeit sind die größten Qualen der Kafka-schen Helden. Um das Gefühl der Nützlichkeit zu haben, müßte der Mensch in der Zeit der fortschreitenden Arbeitsteilung beständig eine lebendige, konkrete Vorstellung von der gesellschaftlichen Gesamtheit dieser Arbeit haben, von ihrem Sinn und der eigenen Einordnung in sie. Ohne dieses lebendige, konkrete Bewußtsein vom Ganzen glichen die Arbeiter, die gleichzeitig an vielen Stellen verschiedene Abschnitte der chinesischen Mauer bauen (die Erzählung „Beim Bau der chinesischen Mauer“), nur irgendwelchen fantastischen Ameisen, die ohne Sinn ihre Kräfte erschöpfen. In dieser Erzählung findet man die meisten Anzeichen für eine positive Formulierung von Kafkas „kollektivistischen“ Hoffnungen: jene Menschenmasse, die die chinesische Mauer erbaut, bemüht sich vor allem im Sinn eines einzigen Zieles sich zu einen, jeder trachtet danach, seine kleine Aufgabe innerhalb der großen Gesamtheit zu erfüllen, aber jeder sehnt sich gerade deswegen danach, zu wissen, wo er angesiedelt ist, wie er arbeitet, welche Absichten der Große Rat, der den ganzen Bau leitet, verfolgt.

Das Individuum braucht das Kollektiv als Heimstätte, als Schutz, als Gemeinsamkeit des Werkes, als Begrenzung seiner selbst. Es braucht es nicht, damit es aufhört ein Individuum zu sein und eine Nummer wird, sondern damit es sich als Individuum verwirklichen kann. Der Staat manipuliert jedoch mit seinem Machtapparat und anonymen allmächtigen Institutionen das Individuum wie eine gleichgültige Maßeinheit, ein Ding, ein amtliches Schriftstück. Die ganze Welt ist vor dem Individuum fest verschlossen und unveränderlich gegeben durch die Unbeweglichkeit der sozialen Verhältnisse, die auf die Macht des Eigentums gegründet sind. Alle Sphären des menschlichen Lebens sind überdies unter der Herrschaft verschiedener untereinander unverbundener Institutionen aufgespalten. Die Menschen sind entweder nur Gegenstände ihrer Manipulationen oder automatische Hebel und Rädchen des Machtmechanismus. Sie verwandeln sich in abstrakte Zeichen, sind ihrer authentischen Existenz beraubt, auf daß sie Werkzeug und Objekt der Tätigkeit der Institutionen seien. Aber auch die einzelnen Sphären des Lebens und die Tätigkeiten der Individuen fallen auseinander und werden miteinander unvereinbar; die eine verliert ihren Sinn angesichts der anderen: der Erwerb des Lebensunterhalts liquidiert in der Zeit von Roßmanns Dienst im Hotel Occidental sein gesamtes sogenanntes Privatleben. Interessant ist in diesem Zusammenhang Fischers Interpretation der Erzählung „Ein Landarzt“ (siehe seinen Beitrag im Sammelband „Fr. Kafka“,

S. 156). Der Landarzt opfert Heim und Privatsphäre, gibt einem zynischen Wollüstling die junge Bedienstete Rosa preis, um seine Arztpflichten zu erfüllen: es zeigt sich, daß seine ganze Anstrengung umsonst war und daß schließlich auch er mit seinen „unirdischen Pferden“, die ihm sein sonderbarer Gast geliehen hat, nur tragisch lächerlich und ohnmächtig ist.

Es ist nicht schwierig, aus diesem Negativ seine positive Botschaft herauszulesen: damit der Mensch glücklich sei, darf die Wirklichkeit für ihn nicht ein Kampfplatz irrationaler Kräfte sein, die ihn willkürlich herumschleifen. Er muß sich selbst in der Gewalt haben, er muß das Recht der grundlegenden menschlichen Selbstbestimmung haben. Der Platz unter den Menschen läßt sich nur durch Liebe und Arbeit finden. Nur so können sich die unvereinbaren Sphären des menschlichen Lebens vereinigen und Sinn ineinander finden.

In der Tat: diese Definition der grundlegenden Bedingungen einer menschlichen Existenz ist frei von religiöser Metaphysik. Sie ist sehr einfach und irdisch. Es geht darum, schreibt Kafka an einer Stelle seiner „Tagebücher“, daß der Mensch die Freude, sich in vollkommener Harmonie mit dem werdenden Tag zu fühlen, kennenlernen kann. Es hat keinen Sinn, seine Biografie zu Hilfe zu nehmen und sich auf die Zeit zu berufen, in der er sich für Kierkegaard, Léon Bloy oder den Chassidismus interessierte: in dem, was er schrieb, ist er weder Atheist noch Mystiker, wie Garaudy feststellte (*D'un réalisme...*, S. 212) „Gott... ist bei Kafka niemals mehr als das was dem Menschen fehlt, das Gefühl der Unzulänglichkeit der Welt, der Negation, des Widersachers.“ Er führt seinen Streit um das menschliche Glück — wollen wir es so nennen — nicht im Namen der Religion, sondern im Namen des Menschen. Im Jahre 1918 schreibt er in den „Oktavheften“: „Ich habe nichts mitgebracht... als die allgemeine menschliche Schwäche... Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentums ins Leben geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.“

Kafkas Werk ist wirklich ein Ende und ein Anfang. Es ist nur die absolute Negation der Welt, in der er lebte, in der immer noch die Mehrheit der Menschheit lebt, und deren vielerlei Folgen und Einflüssen auch jener Teil der Welt, in dem der Sozialismus aufgebaut wird, in seinem ersten historischen Übergangsstadium nicht entkommen kann. Es ist jedoch nicht die Negation einer menschlichen Existenz überhaupt. Es ist kein Aufruf zur Verzweiflung, sondern zum Widerstand. Es ist jedoch keine Anweisung zur Tat. Nirgendwo, weder in Kafkas Notizen noch in seiner Korrespondenz, finden wir Anzeichen, daß Kafka eine reale Vorstellung von den Taten gehabt hätte, welche jene von ihm durchlebte schreckliche Blasphemie des menschlichen Gesetzes umwandeln könnten in ein wahrhaftiges Gesetz, oder daß er sich der gesellschaftlichen Kraft bewußt gewesen wäre, die diese Tendenz verwirklichen könnte. Er verrät aufrichtige, wenn

auch skeptische Sympathie gegenüber Lenin und der Oktoberrevolution (G. Janouch, „Prager Begegnungen“). Das ist jedoch alles. Wenn er gerade unter diesen Umständen die Analyse der menschlichen Existenz mit einem so hartnäckigen Willen zur Wahrheit bis zu den negativsten Schlußfolgerungen führt, ist es, als säge er sich selbst den Ast ab, auf dem er sitzt. Desto größeren moralischen Wert hat seine Tat. Gerade durch diese absolute Konsequenz des Urteils und der Verurteilung ist Kafkas Werk nicht nur ein Ende, sondern zugleich ein Anfang. Es ist keine Tat der Hoffnungslosigkeit, sondern der Hoffnung: „Wenn mein Fundus auch noch so elend sei... sogar der elendste auf der Erde, muß ich doch, selbst in meinem Sinne, das Beste mit ihm zu erreichen suchen, und es ist leere Sophistik zu sagen, man könnte damit nur eines erreichen und dieses eine sei daher auch das Beste und es sei die Verzweiflung.“ (Tagebucheintragung am 16. 10. 1921; Franz Kafka, „Tagebücher. 1916—1923“, Ges. Werke, hrsg. von M. Brod, Fischervlg., S. 543.)

Kafkas hauptsächliches Ausdrucksmittel ist die Parabel: sie wird dazu nicht wegen der Unfähigkeit des Autors zur unmittelbaren Darstellung oder aus dem Unwillen, sich „verständlich“ auszudrücken, einen klaren Standpunkt einzunehmen usw., wie das einige marxistische Kritiker auffassen. Sie wird dazu vor allem deswegen, weil sie Kafka den Raum für die weiteste Generalisierung der Ansicht von Welt und Menschen eröffnet und gleichzeitig — um mit Kosík zu sprechen — die radikalste „Destruktion“ der Pseudokonkretheit ermöglicht. In keinem Fall läßt sich ernsthaft behaupten, daß diese Form nur überflüssig „chiffriert“, daß man ohne Chiffren sprechen kann, daß sie notwendig das Abbild der Wirklichkeit verarmt und daß sie schon an und für sich „dekadent“ und nicht realistisch ist, wie das z. B. A. Kurella meint. In diesem Zusammenhang ist kein Raum für weitere theoretische Abschweifungen: es wäre jedoch möglich, gerade vom „realistischsten“ Kern der tschechischen nationalen Klassik aus den Beweis zu führen, daß z. B. das märchenhafte Gleichnis (bei Tyl) zum authentischen und kämpferischen Ausdruck der gesellschaftlichen Wirklichkeit wurde. Gehen wir jedoch nicht allzu weit: die Form der Parabel ist jedoch die ureigene Haltung im gewichtigsten Teil des dramatischen Schaffens Bertolt Brechts, an dessen realistischer Legitimation bis heute auch die felsenfesten Dogmatiker nicht gezweifelt haben. Auf ihre Weise ist sie auch die Grundhaltung der dramatischen Satiren Majakovskijs und der „Märchenstücke“ des Jevgenij Schwarz usw. usw. Schon diese zufälligen Beispiele ziehen auch die Konzeption Stefan Zolkiewskis in dem Buch „Perspektiven der Literatur des 20. Jahrhunderts“ (slowakisch 1962) in Zweifel, der zu den Anhängern der „modellhaften“ Abbildung der Wirklichkeit oder den sogenannten „Kreationisten“ nur z. B. Kafka, Camus, Dürrenmatt

und Beckett zählt und, wenn er auch nicht ausschließt, daß ihre Technik die realistische Strömung irgendwie bereichern kann, in ihrem Verfahren das Gegenteil der realistischen Methode sieht. Die Parabel ist freilich eine so alte Form wie die Literatur selbst und fähig, die unterschiedlichsten Beziehungen zur Wirklichkeit auszudrücken. Daß sich z. B. Brecht gleich wie Kafka durch die Parabel ausdrückte, bedeutet noch gar nicht viel. Die Brechtsche Parabel eröffnet die Erkenntnis auch von der Veränderbarkeit der Welt. Die Kafkasche Parabel erschließt nur die Erkenntnis der Unbewohnbarkeit der Welt durch den Menschen. Die Gleichnisse, die Kafka am Anfang unseres Jahrhunderts für die Situation des Menschen fand, zeigen solche Lebensfähigkeit, daß sie geeignet sind, auch viele neue Erscheinungen der sich ändernden historischen Wirklichkeit zu umfassen. Das ist vor allem deshalb so, weil sie die allerweiteste Totalität der menschlichen Beziehungen zur Welt einbegreifen und weil sie durch die Intensität ihrer dichterischen Gestaltung universale Gültigkeit erlangen. Einige Kafkaepigonen, die sich um eine ähnlich universale Gültigkeit der dichterischen Parabel bemühten, erreichen zuweilen nur, daß ihre Gleichnisse ebensogut alles oder nichts bedeuten können. Kafkas Parabel ist jedoch so unendlich mit Realität gesättigt, und weist eine so genaue Erhellung von einem zentralen Gesichtspunkt auf, daß sie nach Maßgabe ihrer ursprünglichen Aufnahme an Wirklichkeit in jeder Zeit neue, nach der Absicht des Dichters wohl auch unerwartete Bedeutungen annehmen kann. Ist das aber nicht, wie in den dreißiger Jahren F. X. Schalda in dem Essay „Über die sogenannte Unsterblichkeit des dichterischen Werkes“ ausführte, die Eigenheit jedes großen Kunstwerkes, daß es einem Kristall mit tausend feinen Facetten gleicht, der immer wieder von neuem durch die hinzu kommende historische Erfahrung der Menschheit durchleuchtet wird? Die Gründe jener besonderen Verbindung von konkreter Gezieltheit mit Vieldeutigkeit erhellt Georg Lukács in dem Essay „Wider den mißverstandenen Realismus“ (Hamburg, 1958, S. 87): „Einerseits erhalten die konkreten Einzelheiten infolge ihrer unmittelbaren Verwurzeltheit im Altösterreichischen ein sinnliches hic et nunc, den Anschein eines gesellschaftlichen Daseins; andererseits ist die Unbestimmtheit der letzthinigen Objektivität mit der echten Naivität des bloßen Ahnens, des tatsächlichen Nichtwissens gestaltet; sie kann darum organischer in eine ‚ewige‘ ‚condition humaine‘ hinüberwachsen als später entstandene Widerspiegelungen der teuflischen, angstausslösenden gesellschaftlichen Wirklichkeit, aus welcher bereits konkret vorhandene gesellschaftliche Bestimmungen künstlich eliminiert, durch formalistische Ausdrucksmittel raffiniert verdeckt werden mußten ...“.

Durch diese bewunderswürdigen Eigenschaften der Kafkaschen Gleichnisse lassen sich die besonderen Schicksale von Kafkas Werk in den letzten zwanzig Jahren erklären. Kafka ist für uns heute nicht nur die Welt der altösterreichischen Monarchie, in der der Mensch der Spielball der unpersönlichen, unmenschlichen

Macht der bürokratischen Maschinerie ist. Kafka, das ist auch die absurde, fantastische Vision des mörderischen Nazi-Systems, das wir als historische Wirklichkeit erlebt haben. Kafka, das ist gleichzeitig auch das Bild der Nachkriegssituation der kapitalistischen Welt, die durch ihr ganzes Wesen nicht in der Lage ist, den Menschen aus der Gewalt jener Mächte zu befreien, die ihn sich selbst entfremden, die ihn der Möglichkeit berauben, Herr seines Schicksals zu sein, und die ihn der Existenzangst, Unsicherheit und Beklemmung aussetzen.

Kafka gestaltet jedoch in manchem auch noch einige wesentliche Züge der Wirklichkeit in der sich schwierig formenden sozialistischen Gesellschaft. Kafka verurteilt alles, was in unmittelbarem Widerspruch zur humanistischen historischen Mission des Sozialismus steht, was die Stalinschen Deformationen in unsere Ordnung hineintrugen, was von ihren Folgen unter uns und in uns weiterlebt. Er warnt uns vor allem, was das Schicksal des Menschen dem Wirken irgendwelcher mystischer, durch Vernunft und menschliche Erkenntnis anscheinend nicht beherrschbarer Kräfte aussetzt.

Es gibt Leute, die sich mit keiner Erscheinung der Kunst beschäftigen können, ohne dafür ein spezifisches Schubfach zu finden. Mir geht es um keine Schubfächer. Dennoch dürfen wir nicht zögern, Kafka vor allem in eine Kategorie einzuordnen: unter die großen Humanisten unseres Jahrhunderts. Dies wäre der einzige nützliche und reale Ausgangspunkt für eine weitere Kafkadiskussion. Das Interesse an Kafka kann sicherlich auch bei uns für manche nur eine Mode sein. Auch um ihn beginnt es von verschiedenartigen Fetischisten zu wimmeln, von tiefsinnigen Orthodoxen, interessanten gebildeten Fräuleins und anderen verdächtigen Personen. Das ist jedoch alles nur der Schaum an der Oberfläche. Entscheidend ist, daß der Wille zur vollständigen und wahrhaftigen Auseinandersetzung mit Kafka in der sozialistischen Welt zum Synonym des Willens zu Wahrhaftigkeit und Vollständigkeit der sozialistischen Lebensideale wird, des Willens zur völligen, durch keinen Selbstbetrug und pharisäische Floskeln beschränkten Erkenntnis der Situation des Menschen in der sozialistischen Welt, des Willens zur Überwindung alles dessen, was im Widerspruch zur Menschlichkeit steht.

Erich Fried
In diesem besseren Land

Gedichte der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945

Von der Dichtung der DDR weiß man in der Bundesrepublik, in der Schweiz, in Österreich und in anderen westlichen Ländern noch zu wenig, aber immerhin schon mehr als vor fünf oder zehn Jahren: man weiß wenigstens schon, daß man von dieser Dichtung zu wenig weiß. Vor nicht allzu langer Zeit wurde noch gefragt: „Was, Dichtung? — gibts denn das dort drüben? Ist das nicht nur Propaganda?“ Ausnahmen wurden nur bei Dichtern gemacht, die in der DDR Schwierigkeiten hatten, die die DDR verließen oder die gestorben waren und deshalb der Behauptung, sie seien im Grunde gegen die DDR gewesen, nicht mehr widersprechen konnten. So wurde Bertolt Brecht zum 10. Jahrestag seines Todes in der Bundesrepublik vielfach geradezu als Gegner und Opfer der DDR dargestellt. Er hätte sich über diese Methode nicht gewundert, aber er hätte geantwortet wie 1953, als er denen eine Absage erteilte, die sich seiner Kritik zum Kampf gegen das bedienen wollten, um dessentwillen er Kritik übte. Damals schrieb Brecht sein Gedicht *Nicht so gemeint*, das anfang:

Als die Akademie der Künste von engstirnigen Behörden
Die Freiheit des künstlerischen Ausdrucks forderte
Gab es ein Au! und Gekreisch in ihrer näheren Umgebung
Aber alles überschallend
Kam ein betäubendes Beifallsgeklatsche
Von jenseits der Sektorengrenze.

Freiheit! erscholl es. Freiheit den Künstlern!
Freiheit ringsherum! Freiheit für alle!
Freiheit den Ausbeutern! Freiheit den Kriegstreibern!
Freiheit den Ruhrkartellen! Freiheit den Hitlergenerälen!

Das Gedicht endete:

Sachte, meine Lieben!
Selbst die schmalsten Stirnen
In denen der Friede wohnt
Sind den Künsten willkommener als jener Kunstfreund
Der auch Freund der Kriegskunst ist.

Erich Fried: In diesem besseren Land

Immerhin, selbst aus der Tatsache, daß DDR-Dichter im Westen bemerkt, zitiert und gelobt wurden, sobald sie mit ihren literarischen oder politischen Gremien in irgendeinen Konflikt gerieten (wie Peter Huchel, Stephan Hermlin, Wolf Biermann, Franz Fühmann und andere), konnte der mißtrauische Bundesbürger unter Umständen den Schluß ziehen, daß es doch auch in der DDR noch einzelne Dichter geben müsse. Allerdings verstiegen sich selbst die Vermutungen dieser Scharfsinnigen selten bis zur Annahme, daß Autoren wie Huchel, Hermlin, Fühmann auch *nach* den Konflikten oder aus der DDR bekanntgewordenen Angriffen auf sie weiterhin veröffentlicht oder kritisch gewürdigt werden. Erst vor wenigen Wochen mußte ich das Büchlein *Deutsche Lyrik nach 1945* von Gerhard Wolf (Volk und Wissen, Volkseigener Verlag Berlin, 1964) und die neue Anthologie *In diesem besseren Land* (Mitteldeutscher Verlag Halle/Saale, 1966) einigen Zweiflern buchstäblich unter die Nase halten, um zu beweisen, daß Peter Huchel nicht ganz und gar zur unveröffentlichbaren Unperson geworden ist. Die Anthologie enthält sogar zehn Gedichte von ihm, mehr als von den meisten anderen Autoren.

An solchen Meinungen ist die DDR zwar nicht ganz schuldlos: Wolf Biermann ist meines Wissens immer noch verpönt und fehlt auch in der neuen Anthologie. Aber ungleich schuldiger am Bestehen solcher Irrtümer ist jene westdeutsche Kulturpolitik, die die DDR um jeden Preis verunglimpfen und deshalb den einzelnen DDR-Dichter höchstens als Ausnahmefall gelten lassen will.

Gewiß, Brecht hat diese Schranken schon lange gesprengt, obwohl der Lyriker Brecht neben dem Dramatiker Brecht bisher weder im Osten noch im Westen in vollem Maß die verdiente Anerkennung gefunden hat. Aber von der Dichtung der DDR im allgemeinen gab es im Westen — trotz einiger kaum bekannter Auswahlbände — noch vor wenigen Jahren so wenig zu sehen, daß manchmal Anthologien, die, teils subventioniert, eigens dem Kalten Krieg dienen sollten und meist ein entsprechend einseitiges und verzerrtes Bild vermitteln, die am leichtesten zugänglichen Informationsquellen waren. Doch selbst noch in einer dahin tendierenden Sammlung (*Gedichte von Drüben*, Lyrik und Propagandaverse aus Mitteleuropa, herausgegeben von Lothar von Balluseck und Oberstudienrat Karl Heinz Brokerhoff; Hohwacht Verlag, Bad Godesberg, 1963), gibt Karl Heinz Brokerhoff am Anfang seiner Einleitung zu:

„In unseren westdeutschen Schulen ist die Literatur der „DDR“ tabu. Sie wird (wenn man von Brecht absieht) weder in den Deutschunterricht einbezogen noch in die Diskussionen des politischen Unterrichts. Kurzgeschichten oder Hörspiele oder Gedichte aus der Ostzone stehen überhaupt nicht in den eingeführten Lesebüchern. Auch in Lyrikbänden taucht sie nur ganz am Rande auf: Als 1962 ein westdeutscher Gymnasiallehrer zwanzig Lyrik-Anthologien nach ostzonalen Gedichten durchforschte, fand er eine einzige (zudem noch anfechtbare) Ausnahme. Und bis heute ist für die Schule noch keine wirklich repräsentative Auswahl mitteleuropäischer Lyrik erschienen, ganz zu schweigen von einem breiter

angelegten Lesebuch, das auch Prosatexte einbezöge. — Übrigens gilt unser Vorwurf nicht nur der westdeutschen Schule: Dieses Tabu gilt (auch hier bis auf ganz seltene Ausnahmen) genauso für die westdeutsche Literaturwissenschaft und die methodische Literatur der Pädagogen — und weitgehend selbst für unseren Buchhandel!“

Dieses Zitat stammt, wie schon die Worte Ostzone, ostzonale Gedichte, Mitteldeutschland und die Anführungszeichen vor und nach DDR zeigen, selbst noch aus einer Veröffentlichung, die — wenn auch keineswegs eine der ärgsten — mit zum Arsenal des Kalten Krieges gehört. — Nun hat sich in letzter Zeit einiges gebessert. So enthält die Anthologie *Panorama moderner Lyrik deutschsprechender Länder* (Sigbert Mohn Verlag) Gedichte von Erich Arendt, Johannes R. Becher, Henryk Berenska, Wolf Biermann, Johannes Bobrowski, Volker Braun, Bertolt Brecht, Franz Fühmann, Stephan Hermlin, Peter Huchel und Heinz Kahlau. Die Anthologie *aussichten, junge lyriker des deutschen sprachraums, vorgestellt von peter hamm* (Biederstein Verlag, München, 1966) enthält noch mehr DDR-Autoren: Kurt Bartsch, Friedemann Berger, Wolf Biermann, Volker Braun, Peter Gosse, Jürgen Henkys, Bernd Jentzsch, Rainer Kirsch, Sarah Kirsch, Wulf Kirsten, Richard Leising, Karl Mickel, Andreas Reimann. Dennoch, eine auch nur annähernd repräsentative Auswahl von Gedichten aus der DDR lag bis zum Erscheinen des Bandes *In diesem besseren Land* weder im Westen noch in der DDR selbst vor. Die neue Anthologie wird von den Herausgebern, Adolf Endler (geboren 1930) und Karl Mickel (geboren 1935), beide selbst „Lyriker, die sich auch als Kritiker betätigen“, in ihrer Vorbemerkung charakterisiert: „Ihr Ziel war es, die stärksten Gedichte aufzufinden, die seit 1945 auf dem jetzigen Territorium der DDR entstanden sind.“ Die fünf Seiten lange Vorbemerkung ist aufschlußreich und in vieler Hinsicht erstaunlich, schon durch ihre gediegene, man möchte fast sagen schwerfällig-redliche Ausdrucksweise, hinter der man einen Germanisten vermuten könnte, der etwa so alt ist wie die beiden Herausgeber zusammen. Da diese Vorbemerkung sehr deutsch ist (fast zu deutsch!) verwundert es auch nicht, daß die von den Herausgebern getroffene Auswahl auch noch in fremdsprachiger Übersetzung sofort als deutsche Lyrik zu erkennen wäre, als wesentlicher Teil der „deutschen Nationalliteratur“. Wenn dieses Buch nachweisen wollte, daß in der DDR ein wesentlicher Teil der heutigen deutschen Lyrik geschrieben wird, so ist dieser Beweis geglückt; Herausgeber und Verlag verdienen Dank dafür.

Dank verdienen Endler und Mickel übrigens auch für die großen und kleinen Aufrichtigkeiten ihrer Einleitungsworte, etwa wenn sie versichern, daß sie nicht nur als Lyriker sehr verschiedenen künstlerischen Absichten folgen, sondern demzufolge auch in ihren kunsttheoretischen Ansichten keineswegs in allen Punkten einverstanden sind. — „Demzufolge“ ist eine Einsicht, denn die Theorien eines Dichters sind zum großen Teil wirklich Überbau auf der Grundlage seiner eigenen dichterischen Probleme. Sie wissen vielleicht auch, wo möglicherweise ihre

eigenen Grenzen liegen, denn sie schreiben: „Was die Herausgeber verband, war eine nicht kleine Unduldsamkeit gegenüber Halbfabrikaten, die als Vorformen interessant sein mögen. Diese Rigorosität schied vor allem zahlreiche Kurzgedichte aus, die von ihren Autoren gern als Intensität bezeichnet werden (*Anmerkung des Rezensenten*: Kurzgedichte werden auch von ihren Autoren *nicht* als Intensität bezeichnet! Diese Formulierung ist zu kurz oder zu intensiv!) und von denen es einige in den letzten Jahren zu Popularität gebracht haben. Statt dessen wird man viele recht lange Gedichte finden. Wer an Autoren wie Fühmann, Hermlin, Maurer, Huchel, Arendt u. a. denkt, wird das kaum als Willkür empfinden können. Es sollte studiert werden, wie solche Dichter Großgedichte regieren. Große Form erheischt einen Kompositionssinn, der hier und da den jüngeren Dichtern verloren zu gehen droht . . .“

Dieses Bekenntnis zu den eigenen Ansichten und Vorlieben ist zugleich ein vielleicht nicht ganz unbeabsichtigtes Eingeständnis der Begrenzung des eigenen Gesichtskreises, denn natürlich sind auch die vielen scharfen, geglückten Kurzgedichte in der DDR nicht zufällig, nicht ohne ausreichende gesellschaftliche und kulturelle Gründe entstanden und sollten schon deshalb nicht leicht hin abgetan werden. Andererseits verdanken wir der Vorliebe der Herausgeber für lange Gedichte eine besonders schöne und informative Auswahl aus selten gesehenen Versen Arendts, Huchels, Hermlins; auch viele bisher wenig bekannte Gedichte von Fühmann, Maurer und anderen werden hier vermittelt.

Ein wenig bedenklich stimmt eine gewisse Naivität mancher Fragen und Klagen Endlers und Mickels. Sie sprechen von „ihrer Hinneigung zu poetischen Gebilden, mit denen deutlich ein bestimmter Ausschnitt der Realität in ihrer vielfältigen Verzahnung zu bewältigen versucht wird“ und beklagen sich anschließend: „Gerade das wurde von uns in vielen kurzen Gedichten vermißt, wie sie z. B. durch die Liebeslyrikwelle über uns gekommen sind. Warum nehmen so viele jüngere Dichter ihr Liebesleben nicht ernst, warum bleiben sie so oft im Bereich halb-erotischer Spielereien? Und das im Zeitalter der Frauenemanzipation! Ungeahnte neue Konflikte und Widersprüche treten auf, die vom Liebesgedicht her gestaltet werden könnten! Aber das geschieht so gut wie nie.“

Man kann kaum umhin zu entgegnen, daß Schreiber von Liebesgedichten, auch aufrechte Sozialisten, auch in der DDR, nicht immer die Absicht haben, vom Liebesgedicht her ungeahnte neue Konflikte und Widersprüche zu gestalten, und daß außerdem junge Dichter in der DDR, soweit wir das wissen, ihr Liebesleben keineswegs zu leicht nehmen. Vielleicht wollen sie aber in ihren Versen nicht in den salbungsvollen oder scheinheiligen Ernst noch gar nicht so lange vergangener deutscher Lyrikepochen verfallen, etwa der Nazi-Lyrik.

Aber selbst wenn man die Herausgeber in diesem Punkt oder bei der Erörterung der kurzen Gedichte, die ihnen unzulänglich scheinen, ein wenig professoral findet, handelt es sich um echte literarische Meinungsverschiedenheiten, nicht um Vorurteile aus anderen Bereichen, sondern um Besonderheiten des Geschmacks der An-

thologisten. Diesem manchmal recht eigenwilligen Geschmack verdankt die Anthologie andererseits wieder eine ganze Menge: Acht Gedichte des 1903 geborenen Erich Arendt, der übrigens in der Bundesrepublik schon einigermaßen bekannt ist, nicht zuletzt durch seine ausgezeichneten Übersetzungen Pablo Nerudas, und der jetzt bei Rowohlt durch einen repräsentativen Auswahlband (*Unter den Hufen des Winds*, Gedichte aus den Jahren 1926 bis 1965) dem bundesdeutschen Publikum endlich nach Verdienst vorgestellt wird. Obwohl Arendt — ebenso wie Hermlin tatsächlich ein Meister der großen Form — keineswegs zu denen gehört, die die Verbreitung tagespolitischer Losungen als höchste Aufgabe des engagierten Dichters betrachten, ist er seit 1952 Nationalpreisträger und erhielt 1965 den Johannes R. Becher-Preis. Arendts Gedichte, meist Oden und Elegien, beweisen, daß eine von großen Vorbildern beeinflusste Diktion ihrer Herkunft nicht erliegen muß und daß höchst feierliche, ja hymnisch geballte Sprache sehr zeitgemäße Gedanken in Verse fassen kann, ohne die Form bloß zum Werkzeug zu machen oder von ihrem Inhalt gesprengt zu werden. Da heißt es (Gesang der sieben Inseln):

Uns trug kein Gott her. Schwarzqualmender Leib unser Schiff
(fette Kohle in Cadix geladen und das Hurenlächeln
seiner Gäßchen). Und eines erdroteten Segels Rauschen,
zerschlissen wie Zeit und Glaube, wie hätte das
uns Trost geben sollen . . . Hier! Wir tranken nicht
den Wein von Chios. Schändende Armut das Gesetz,
eingegraben am Zenitgewölbe, nackennah. Blutschwitzende
Häute wir luden. Und Salpeterglanz in Säcke.
Spät, unter des Südens Armsünderkreuz,
vulkanharte Asche pflügend, die schwarze Schaufel der Nacht.

Stephan Hermlin ist mit zehn Gedichten vertreten, weniger zu Wortballungen neigend, weniger von Expressionismus und Surrealismus beeinflusst als Arendt, aber wie er um Vereinigung von Zeitinhalten und großer Form bemüht, dabei vielleicht sachlicher, voll von verhaltener, disziplinierter, niemals vordergründiger Originalität; voll von genauen Einzelbeobachtungen der Innen- und Außenwelt. Man merkt, wie jedes Wort, jedes Bild von eigener Erfahrung geprägt ist, von notwendigen Gedanken und wesentlichen Empfindungen. Manchmal, wie in der *Ballade nach zwei vergeblichen Sommern* erinnert etwas im Klang an die besten Gedichte Gottfried Benns, jedoch mit dem großen Unterschied, daß Hermlin sich nicht verführen läßt, zum Abdanken weder der Gedanken noch der moralischen Verantwortung, und daß er darum dem Schwung der Diktion nie seinen Inhalt opfert. Vielleicht ist es kein Zufall, daß in der *Ballade nach zwei vergeblichen Sommern* die grandiose, völlig beherrschte Kadenz immer wieder durchbrochen wird. Silben stehen da, die eine allzu glatte Diktion

verhüten, die Halt gebieten, gewissermaßen von der Form her zum Denken zwingen. Noch deutlicher wird die Originalität Hermlins (der zu Unrecht oft als konventioneller Neo-Klassiker mißverstanden wurde) im Gedicht *Die Jugend*. Hermlin, einer der wenigen, die heute noch überzeugend in Reimen dichten können, vereint hier klassische Sprache und Kadenz mit reimloser Form. Die Reime, bei solcher Versform fast mit Zuversicht erwartet, bleiben aus; der Inhalt drängt sich dadurch noch unabweislicher aus. Das zeigt schon die erste Strophe:

Es ist eine seltsame Nacht,
Da die große Stadt um mich wächst,
Und um die Stadt mein Gefühl,
Und um mein Gefühl diese Nacht.
Es ist ein Schwirren von Schwingen,
Und es schläft ein Ruf am Kanal.
Ich weiß nicht, wohin ich gehe,
Doch ich weiß es allzu gut.

Johannes Bobrowski, in der DDR erst spät entdeckt und zu früh verstorben, ist mit neun Gedichten vertreten, von denen eines, *Holunderblüte*, zu den stärksten Arbeiten des Bandes gehört. Isaak Babel wird beschworen, der die Pogrome des Zaren, nicht aber die Säuberungsaktionen Stalins überlebt hat. Daß Vergesslichkeit Selbstentfremdung und Tod ist, wird klargemacht; desto zwingender, weil die Erkenntnis unpropagandistisch bleibt, in der Vision schwebend. Nur wir werden von ihr weitergetrieben:

Es kommt
Babel, Isaak.
Er sagt: Bei dem Pogrom,
als ich Kind war,
meiner Taube
riß man den Kopf ab.

Häuser in hölzerner Straße,
mit Zäunen, darüber Holunder.
Weiß gescheuert die Schwelle,
die kleine Treppe hinab —
Damals, weißt du,
die Blutspur.

Leute, ihr redet: Vergessen —
Es kommen die jungen Menschen,
ihr Lachen wie Büsche Holunders.
Leute, es möchte der Holunder
sterben
an eurer Vergeßlichkeit.

Dieses ganze Buch *In diesem besseren Land* versucht nicht, die finsternen Zeiten von vorgestern und gestern zu vergessen. Es ist mehr ein Buch des Erinnerns als der Vergeßlichkeit. Dennoch stutzt man beim Lesen einer Gemeinschaftsarbeit von Louis Fürnberg und Kuba, eines langen Bruchstücks aus „Weltliche Hymne“. Da heißt es:

Mutige Lieder erschallen
von Batum zum Weißmeerkanal.
Mützen ab! Kirow gefallen —
Mörder nun spricht: wer befahl?

Und in den folgenden vierzehn Vierzeilern, alle in der gleichen Diktion, werden die Säuberungsaktionen und Moskauer Prozesse der Jahre 1937 und 1938 geschildert, aber unzulänglich geschildert, stilisiert, zurückgenommen bis zur Zweideutigkeit, so daß man beim ersten Lesen überzeugt ist, das Gedicht sei im Grund eine Verteidigung dieser finsternen Geschehnisse. Bei wiederholtem Lesen findet man auch Stellen, die das Gegenteil bedeuten *können*, aber nicht *müssen*. Doch nichts ist wirklich adäquat gestaltet. Die letzten acht Zeilen lauten:

O bitter! Und nicht zu verbittern.
Verkannt! Und man sorgt und man bangt,
weil ferne die Grenzen gewittern
und die Faust nach der Waffe verlangt.

Viel ist unsrem Feinde gelungen,
nur eins hat er nicht gekonnt:
er hat die Partei nicht bezwungen,
die stählerne leninsche Front.

Auch wenn man nicht wüßte, daß der Parteiname Stalin „der stählerne“ hieß, wäre das — auch dichterisch — unzulänglich. Man sollte in deutschen Landen nicht dichten, daß „die Faust nach der Waffe verlangt“. Zwei Seiten nachher befaßt sich das Gedicht *Den Namenlosen* von Johannes R. Becher zwar sehr

zurückhaltend, aber unvergleichlich überzeugender mit demselben durchaus legitimen Thema. Überhaupt sind in dieser Auswahl weder die Verse Kubas noch die zahlreichen Gedichte Fürnbergs sehr überzeugend. Namentlich da im Vorwort die gelegentliche Aufnahme älterer Arbeiten ausdrücklich und einleuchtend begründet wird, wären Kuba und Fürnberg mit einigen ihrer Emigrationsgedichte weit würdiger vertreten gewesen als mit manchen ihrer späteren Arbeiten. Dem Entschluß, auch ältere Gedichte aufzunehmen, verdankt der Band unter anderem Brechts *An die Nachgeborenen*, eine der größten Dichtungen unseres Jahrhunderts.

Freilich, wichtiger als alle einzelnen Einwände und Vorzüge ist für den Durchschnittsleser einer Anthologie die Gesamtwirkung, und die ist äußerst erfreulich. *In diesem besseren Land* ist ein sehr dichterisches Buch. Es beweist, daß Engagement und Dichtung nicht nur zusammengehen können, sondern einander brauchen. Es beweist aber auch, daß sie einander nicht in jedem einzelnen Vers, nicht in jedem einzelnen Gedicht brauchen. Die Auswahl ist nämlich viel großzügiger, als man nach einer oder der anderen etwas lehrhaften Formulierung der Einleitung vielleicht geglaubt hätte. Den verschiedenen Formen ist sehr viel Spielraum gelassen, wenn auch konkrete Poesie, Lettristik und selbstgenügsames Experiment recht rigoros ausgeschlossen wurden. Das Buch als ganzes ist ein höchst interessantes literarisches Dokument und zugleich eine Gedichtsammlung, in die man sich richtig hineinliest.

Das heißt nicht, daß man sich nicht manches wegwünscht oder — weit häufiger — dazuwünscht. Von Peter Hacks und Jens Gerlach findet sich entschieden zu wenig, zu wenig auch von den beiden Herausgebern selbst, viel zu wenig von Volker Braun, einem der besten heute lebenden jungen deutschen Dichter, der nur durch zwei Arbeiten vertreten ist, eine davon freilich die großartige *Selbstverpflichtung*, und die andere, *Flüche in Krummensee*, charakteristisch für Brauns Fähigkeit, das Lebensgefühl junger Menschen in der DDR ohne Beschönigung so darzustellen, daß noch aus den einzelnen Verneinungen die Bejahung des Lebens einer entstehenden Gesellschaft spürbar wird.

Zu wenig auch von Heinz Kahlau, Bernd Jentzsch, Rainer und Sarah Kirsch, zu wenig von der verhaltenen, trotz des deutlichen Brechteinflusses sehr originellen — und sehr wichtigen — Lyrik Günter Kunerts; zu wenig von Richard Leising, dessen Gedichtprosa oder Prosagedicht *Berlin Lottumstraße* zu den interessanteren Experimenten eines wirklichen und nicht nur programmatischen sozialistischen Realismus gehört. (Leider ist es, wie mehrere Gedichte in diesem Band, so ungeschickt gedruckt, daß man es zu früh für beendet halten muß. Derselbe Umbruchfehler zerstört z. B. auch eines der besten Gedichte des Bandes, *Die Richtung der Märchen* von Franz Fühmann!)

So wichtig es ist, die ungemein klaren und präzisen Gedichte Peter Huchels mit ihren erschütternden Einzelheiten in umfangreicher Auswahl abgedruckt zu finden, so schön, auch noch *in extremis*, Hermlins und Arendts Verse sind, so

interessant die Arbeiten Georg Maurers historische Visionen und komplizierte Bewußtseinsvorgänge lebendig machen, so wäre es doch noch besser, solchen Arbeiten auch eine größere Zahl der jungen DDR-Dichter gegenüberzustellen. Die Herausgeber, die es unternehmen zu zeigen, was in der Deutschen Demokratischen Republik seit 1945 gedichtet wurde, werden vielleicht selbst erstaunt sein, in einer neuen westdeutschen Anthologie, (*Deutsche Teilung*, Lyrik-Lesebuch aus Ost und West, Limes Verlag, Wiesbaden, herausgegeben von Kurt Morawietz, Nachwort von Reimar Lenz), in der sie beide auch mit eigenen Gedichten vertreten sind, feststellen zu müssen, daß einige der erschütterndsten Beiträge, in denen die Argumente der DDR eindringlich, ja teils völlig unwiderlegbar gestaltet sind, von jungen DDR-Dichtern stammen, die der Band *In diesem besseren Land* nicht bringt! Daß Wolf Biermann hier nicht zu finden ist, daß Helga Novak und ein, zwei andere fehlen, ist freilich ebenfalls eine schmerzhaft Lücke in der DDR-Anthologie, aber das mag nicht an den Herausgebern liegen, sondern auf Konflikten beruhen, die vielleicht die Möglichkeiten eines Anthologisten übersteigen. Desto mehr ist zu hoffen, daß diese Konflikte möglichst bald beigelegt werden, so daß künftige Auflagen diese Lücken schließen können. Der Titel des Buches wird viel überzeugender klingen, wenn es solche Einschränkungen nicht mehr gibt. Das vorhin erwähnte Sonett von Johannes R. Becher, *Den Namenlosen*, endet mit den Zeilen:

— ein Fragezeichen . . . ein Gedankenstrich —
Und viele Namen waren ausgestrichen.

Eine solche Anklage, wie Becher sie gegen das erhebt, was zur Zeit seiner Emigration in der Sowjetunion geschah, könnte man natürlich heute gegen die DDR keineswegs erheben. Aber in einer Anthologie muß man sich nicht nur vor dem Ausstreichen sondern auch vor dem Weglassen oder gar nicht erst Bemerkungen von Namen und Gedichten hüten, wenn man dem Reichtum und der Vielfalt dessen, was heute in der DDR gedichtet wird, wirklich ganz und gar gerecht werden will. Werner Lindemann, Jochen Laabs, Reiner Kunze, man könnte leicht noch ein Dutzend DDR-Autoren oder mehr nennen, die man hier gerne gesehen hätte. Freilich schreiben viele von ihnen kurze Gedichte, aber die gehören nicht minder zur Dichtung eines Landes als Großformen und originelle Weiterentwicklung klassischer Möglichkeiten. Diese Kritik (nebst der Kritik am Seitenumbruch, der in einer Neuauflage unbedingt revidiert werden sollte!) kann man der sonst überaus interessanten Anthologie nicht ersparen.

Elisabeth Simons
Bemerkungen zu Franz Schonauer

„Der Rote-Eine-Mark-Roman“

Franz Schonauer ist zu danken, daß er auf wenig bekannte literaturgeschichtliche Fakten aufmerksam machte. Die Serie des Internationalen Arbeiterverlags, die er vorstellte, der Rote Eine-Mark-Roman, war bis Ende 1931 immerhin in 300 000 Exemplaren abgesetzt worden. Die „Linkskurve“ berichtete im April 1932 von neun zum Druck angenommenen Manuskripten, (die jedoch ebenso wie Otto Gotsches „Märzstürme“ nicht mehr erscheinen konnten).¹⁾ Diese Serie und andere Bemühungen um billige sozialistische Massenliteratur, wie beispielsweise die „Rote Reihe“ des MOPR-Verlages, waren durchaus nennenswerte Bestandteile eines ausgebauten sozialistischen Literatur- und Verlagswesens, das es vor 1933 in diesem Umfang und mit diesen künstlerischen Ergebnissen außerhalb der Sowjetunion nur in Deutschland gab.

Davon verrät der Aufsatz wenig. Er behandelt ein abgestecktes Spezialproblem, es wäre unbillig, mehr zu fordern, wenn nicht einige Formulierungen den Eindruck zuließen, daß mit den Analysen einiger Romane ein Bild „über die proletarisch-revolutionären Literaturversuche während der ‚vorfaschistischen Kampfperiode‘“ (S. 107) in ihrer Gesamtheit vermittelt werde. Eine solche mißverständliche Lesart könnte auch das zitierte Urteil von Georg Lukacs über „die junge Literatur der deutschen Arbeiterklasse, Bredel, Marchwitza, Weinert, Wolf und andere“ fördern, das sich ausdrücklich nicht nur auf Autoren der untersuchten Romanreihe bezieht.

Es bleibt das Verdienst von Georg Lukacs, als erster die eigenständigen literarischen Zeugnisse der revolutionären Arbeiterbewegung in eine Geschichte der neueren deutschen Literatur aufgenommen zu haben. Er schrieb seine Skizze, der das Zitat entstammt, im Winter 1944/45. Seither sind zwei Jahrzehnte vergangen, in denen vor allem die Germanistik in der DDR viel zur Erschließung dieser sozialistischen Literaturtraditionen beigetragen hat. Die gewonnenen Forschungsergebnisse liegen in Lexika, Handbüchern, Dokumentationen, Anthologien, Monographien und Dissertationsschriften vor. Sie haben durch viele vorher nicht bekannte Fakten ein fundierteres literaturhistorisches Bild ermöglicht. Darum ist es wohl doch richtig, dem vor 22 Jahren gefällten Urteil Georg Lukacs' einiges hinzuzufügen.

Franz Schonauer hat die sozialistische Literatur der Weimarer Zeit mit dem politischen Massenkampf der Kommunistischen Partei Deutschlands in Zusammenhang gebracht. Mit vollem Recht. Ohne diese gesellschaftliche Grundlage wären weder die materiellen Existenzbedingungen noch die künstlerischen Ziele dieser Literatur denkbar gewesen. Sie hat die Welt des proletarischen Klassenkämpfers gestaltet und seinen Hoffnungen und Idealen, seinem Haß und seinen Träumen Stimme verliehen. Sie besaß eine gemeinsame geistige Grundlage: die marxistische Weltanschauung, und ein Ziel: „Waffe im politischen Kampf — nicht mehr und nicht weniger“ (Schonauer, S. 94) zu sein. Diese ideell-ästhetische Gemeinsamkeit vereint ganz unterschiedliche literarische Werke, zum Beispiel das hymnische Gedicht „Der an den Schlaf der Welt rührt — Lenin“, und das Epos „Der große Plan“ von Johannes R. Becher, „Die Teppichweber von Kujan-Bulak ehren Lenin“ oder „Die Mutter“ von Bertolt Brecht, satirische Verse von Erich Weinert oder die frühen Erzählungen der Anna Seghers und die Erstlinge der „schreibenden Arbeiter“ Willi Bredel und Hans Marchwitza. Diese Literatur hatte sich für den Sozialismus engagiert, darum suchte und fand sie ihre Heimstatt bei der organisierten Arbeiterklasse. Lyrische und dramatische Genres wurden vorrangig entwickelt, weil sie den erstrebten unmittelbaren ästhetischen und politischen Kontakt am besten erzielten. Dabei spielten Berufs- und Laienkünstler eine große Rolle. Die sozialistischen Dramatiker Brecht, Wolf und andere wurden durch die sehr aktiven und erfindungsreichen proletarischen Spieltruppen („Agitprop“), durch „politische Revuen“, Sprechchor-Szenen und andere Formen der politischen Massenpropaganda mit künstlerischen Mitteln in der Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten sehr angeregt.

In jenen Jahren entstanden viele Gedichte und Lieder, die lebendiger geistiger Besitz von Millionen geworden sind, wie etwa die Songs aus den Lehrstücken, das „Einheitsfrontlied“ oder das „Solidaritätslied“ von Bertolt Brecht. Die Aufführungen von Friedrich Wolfs „Matrosen von Cattaro“ oder dem „Armen Konrad“ oder der Vortrag von Weinert-Gedichten, um andere Beispiele zu nennen, finden auch heute noch in der DDR großen Widerhall.

Die sozialistische Epik entwickelte sich langsamer, aber in der gleichen Richtung. Wenn bei der Analyse des „Rote Eine-Mark-Romans“ von einer „ihm verwandten Literatur“ gesprochen wird, müssen dabei alle Gattungen ins Blickfeld rücken (wie Lukacs das mit der Nennung von Weinert und Wolf ebenfalls getan hat). Sie sind „verwandt“, weil durchgängig der gleiche Menschentypus im Mittelpunkt steht und die optimistische Perspektive des sozialistischen Kampfes vielfältig variiert gestaltet wird. In diesem Sinne sind auch Brechts „Mutter“ Pelageja Wlassowa und Neukrantz' Anna Zimmermann durchaus verwandt, trotz der großen künstlerischen Unterschiede. Es ist für diese sozialistische Literatur kennzeichnend, daß sie wie jede andere künstlerische Höhen und Niederungen aufweist: ein summarisch einebnendes Urteil über „agitatorische Handreichung“ wird ihr nicht gerecht.

Schonauer zitiert wiederholt die „Linkskurve“, das Organ des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands.“ Diese erste deutsche sozialistische Schriftstellerorganisation zählte im letzten Jahre ihres legalen Wirkens rund 500 Mitglieder. Sie standen den Zielen der Kommunistischen Partei Deutschlands mehr oder weniger nahe, waren in der Mehrzahl jung und unbemittelt; aber in bezug auf literarische Erfahrung, herkömmlichen Bildungsweg und soziale Herkunft gab es große Unterschiede. Zu den aktivsten Mitgliedern des Bundes gehörten Johannes R. Becher, schon als expressionistischer Dichter über die deutschen Grenzen hinaus bekannt, Ludwig Renn, dessen „Krieg“ Aufsehen erregt hatte (von Adel und ehemaliger Berufsoffizier), die Kleist-Preisträgerin Anna Seghers, der namhafte Dramatiker und Arzt Friedrich Wolf, beide promoviert, aber auch junge Arbeiter, die ihre ersten literarischen Gehversuche machten. Die Begegnung dieser beiden „Quellen“ der proletarisch-revolutionären Literatur, wie es damals programmatisch hieß, war für beide Seiten produktiv. Die „schreibenden Arbeiter“, wie sie heute genannt würden, brachten die stoffliche Bereicherung durch ihre proletarischen Lebenserfahrungen mit, in vielen Fällen verbunden mit einem ursprünglichen Erzähl talent. Sie wurden durch die erfahrenen Schriftsteller in dankbar anerkannter kameradschaftlicher Hilfe mit den Schätzen der Literatur und der Technik des Schreibens vertraut gemacht und bei der eigenen Arbeit beraten. Für die Tätigkeit dieser Arbeitsgemeinschaften gibt es viele Zeugnisse, Protokolle, Lehrmaterialien (der Aufsatz von Anna Seghers: Kleiner Bericht aus meiner Werkstatt²⁾ gehörte dazu) und viele Erinnerungen von Teilnehmern. In diesen Gruppen wurden auch viele wichtige literaturtheoretische und ästhetische Fragen diskutiert.

Im 1928 angenommenen „Aktionsprogramm“ des Bundes findet sich eine von allen Mitgliedern anerkannte Grundthese. Sie bestimmt das Wesen der proletarisch-revolutionären Literatur in erster Linie dadurch, daß sie „Herz und Hirn der Arbeiterklasse und der breiten werktätigen Massen für die Aufgaben des Klassenkampfes, für die Vorbereitung der proletarischen Revolution gewinnt, entwickelt und organisiert“. Einmütige Klarheit bestand darüber, daß dieses Ziel nur von einer realistischen Literatur erreicht werden könne. Fragen der künstlerischen Meisterung dieser Aufgaben, die Tauglichkeit bestimmter Gestaltungsmittel, die Probleme von Genres und Gattungen waren nicht „allgemein verbindlich“ definiert, sondern wurden vor allem nach dem erwähnten Charkower Internationalen Schriftstellerkongreß heiß umstritten. Georg Lukacs spielte bei diesen Diskussionen eine zentrale und fördernde Rolle; allerdings schränkte seine Orientierung auf klassische Maßstäbe die bis dahin unbekümmerte Lust an der experimentellen Erprobung neuer künstlerischer Wege ein (z. B. durch den Vergleich der beiden Bredel-Romane „Maschinenfabrik N & K“ und „Die Rosenhofstraße“ mit Leo Tolstois „Krieg und Frieden“). Das Bekenntnis zum Ziel der proletarisch-revolutionären Literatur setzte keineswegs die Herausbildung einer individuellen Handschrift herab. Neben die ana-

lysierten Bücher von Marchwitza und Neukrantz brauchen nur etwa der expressiv-visionäre Roman „Levisite“ von Johannes R. Becher, die lakonisch-nüchterne Prosa Ludwig Renns oder die ganz anders gebauten und erzählten „Gefährten“ von Anna Seghers gestellt werden, um das deutlich zu machen.

Schonauer verweist mehrfach auf Gemeinsamkeiten dieser Literatur mit anderen zeitgenössischen Strömungen. Ausgangspunkt aller theoretisch-ästhetischen Diskussionen im Bund war das Bemühen, die Besonderheiten des eigenen literarischen Standortes zu bestimmen. Deshalb wurde auch die Bezeichnung „proletarisch-revolutionäre Literatur“ gewählt, um auf die sozialistische Grundhaltung hinzuweisen. Schonauer spricht in der Regel nur von „proletarischer Literatur“. Dieser Begriff ist insofern mißverständlich, als er die Deutung zuläßt, daß hier ausschließlich von Arbeitern geschriebene Werke eingereiht werden sollen. In dem Aufsatz sind jedoch als „proletarische Reportagen“, die mit dem „bürgerlichen Gegenstück“ konfrontiert werden, drei Berichte ganz verschiedener Autoren zusammengefaßt: die Reports des Ruhrkumpels Hans Marchwitza, des Dr. phil. Bruno Frei und des Dr. med. Theodor Balk. Es kann also geschlossen werden, daß auch Franz Schonauer die gemeinsame weltanschauliche Position als entscheidendes Kriterium versteht. Das ist wichtig. Bereits dieses kleine Beispiel der drei Report-Verfasser spricht gegen die Vorstellung einer „Kluft zwischen gebildet und ungebildet“, die keine Solidarität zugelassen habe (S. 92). Die gesamte Tätigkeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller und die Entwicklung der sozialistischen Literatur seit ihren ersten Anfängen sind Ausdruck eines „Brückenschlags“ über die Kluft, die genauer gesagt zwischen der Welt der Kunst und dem Leben der werktätigen Massen im Verlauf der kapitalistischen Entwicklung entstand. Die Solidarität der sozialistischen Schriftsteller mit dem Kampf der Arbeiterklasse sprach aus ihrem Werk. Sie spürten ihrerseits die Solidarität des revolutionären Proletariats nicht nur aus den Stellungnahmen der KPD, in denen die Leistung der künstlerischen Intelligenz anerkannt wurde, sondern auch z. B. in wirkungsvollen Protestaktionen, wenn die Klassenjustiz der Weimarer Republik sozialistische und linksbürgerliche Werke beschlagnahmte und ihre Verfasser mundtot zu machen suchte. Auch das Verhältnis von revolutionärer Arbeiterbewegung und progressiver bürgerlicher Intelligenz wird in diesem Zusammenhang (S. 92) nicht richtig dargestellt. Schonauer nimmt eine 1930 veröffentlichte Stellungnahme der „Linkskurve“ als kennzeichnend für die gesamte Zeit bis zur Machtergreifung Hitlers. Aber schon im Spätherbst 1930 bildete das richtige Verhältnis zu den Bundesgenossen des revolutionären Proletariats einen Hauptpunkt der Beratungen auf dem Schriftstellerkongreß in Charkow. Von sowjetischen Vertretern wurden dabei als negatives Beispiel für sektiererische Vorbehalte von kommunistischer Seite einige Aufsätze der „Linkskurve“ erwähnt. Die selbstkritische Auswertung des Kongresses führte zur „Wendung“ des Bundes in den folgenden Jahren. Sie äußerte sich in dem verstärkten Bemühen um Probleme der literarischen Form, um sozia-

listische Massensliteratur (hier ist der „Rote Eine-Mark-Roman“ einzureihen) und kulturpolitisch vor allem in dem Streben nach Zusammenarbeit mit progressiven Intellektuellen gegen den Faschismus. Das war nicht leicht. Gerade der letzte Punkt wurde jedoch mit größeren Erfolgen verwirklicht, als Schonauer andeutet. Mit der wachsenden Gefahr nahmen die Bereitschaft und das Verständnis füreinander auf beiden Seiten zu. Analysen der literarischen Entwicklung können das belegen. Es gab auch gemeinsame Aktionen. So traten 1932 im „Linkskartell der geistigen Arbeiter“ mehrfach linksbürgerliche, sozialdemokratische und kommunistische Schriftsteller öffentlich gegen die drohende faschistische Kulturbarbarei auf. Carl von Ossietzky bekannte sich 1933 auf der letzten Versammlung der Berliner Ortsgruppe des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller kompromißlos zur antifaschistischen Zusammenarbeit mit „linksradikalen“ Kräften. An solche und ähnliche Kontakte konnten Heinrich Mann, Johannes R. Becher und andere bei der erfolgreichen antifaschistischen Sammlung der deutschen Schriftsteller in den Emigrationsjahren anknüpfen. Die Möglichkeit und Notwendigkeit eines produktiven Zusammenwirkens von revolutionärer Arbeiterbewegung und fortschrittlicher künstlerischer Intelligenz hat in der Geschichte der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert eine große Rolle gespielt. Sie ist eine Grundfrage der Kultur unserer Zeit geblieben und hat immer mehr an Aktualität gewonnen. Darum besitzt die Vermittlung historischer Erfahrungen so große Bedeutung.

¹⁾ Dazu gehören folgende Titel: Johannes R. Becher: Der Mann, der in der Reihe ging; Rudolf Braune: Junge Leute in der Stadt; Willi Bredel: Der Eigentumsparagraph; Kurt Kläber: Bergleute; Paul Körner: Aufruhr im Dorf; Hermann Schatte: Erwachendes Dorf; ein Sammelband junger Lyrik.

²⁾ Linkskurve, September 1932 S. 10 ff

Karl Burg Mit dem Herzblut der Autoren

Heft-Romanfabriken in Westdeutschland

Berufsjugendliche, Schöngeister und festbesoldete Angestellte des Volkswartbundes warnen in periodischen Abständen vor den Gefahren der Heftromane. „Gute“ Verlage organisieren bevorzugt Umtauschaktionen, bei denen sie ihre eigenen Ladenhüter gegen die sogenannte Schmutzliteratur eintauschen, übrigens auf Kosten der anderen. Indes, Mahnungen und getarnte Verkaufshilfen verdarben bislang nicht im geringsten das Geschäft. Nach wie vor verlassen allwöchentlich etwa vier Millionen Heft-Romane die Druckmaschinen. Diese „Bild“-ähnliche Gesamtauflage erreicht demnach — bei drei Lesern pro Heft — rund zwölf Millionen Menschen. Ein Ergebnis, das sich sehen lassen kann, ebenso wie die damit verbundene handfeste Meinungsbeeinflussung. Jedoch: Nur die wenigsten Kritiker sind sich darüber im klaren. Sie greifen vorrangig andere Punkte an. Die Schöngeister meinen: „Oh, dieser Stil und diese Sprache!“ (Auszug aus einem Liebesroman: „Die beiden Alten standen dem Grabe näher als ihnen lieb war.“) Die Berufsjugendlichen schimpfen: „Zu wenig Ethos!“ Der Volkswartbund verurteilt gerne gewisse Passagen: (Beispiel: „Herbert von Bernheim legte seinen starken, behaarten Männerarm um die blassen Schultern Angelikas und zog sie in den Park.“) Die Verlage schließlich, weit davon entfernt, ihr Tun als schimpflich zu empfinden, wollen nicht Bewußtsein, dafür Kapital bilden. In fünf größeren Häusern, wie sich die Unternehmen selbst titulieren, arbeitet man nach den Gesetzen der Umsatz-Ideologen: „Der Bedarf ist da, also laßt uns verdienen.“ Am erfolgreichsten auf der Sehnsuchtschwelle schwamm bisher der Bastei-Verlag.

Im verträumten Städtchen Bergisch-Gladbach hat der Ex-Journalist Gustav Lübke in den letzten Jahren ein Mammutunternehmen aufgebaut. Neben dem neuesten Knüller, der „Bastei-Galerie“, mit dem er Kunst unters Volk bringen will, widmet er sich bevorzugt der Krimi-Kunst. FBI-Gewalttäter Jerry Cotton gehört zu seinen Schlagerprodukten: Auflage 300 000 pro Woche. Außerdem produziert Lübke viel fürs Herz: „Florentine-, Sylvia- und Stella-Romane“. Damit hat er auf dem Markt der Liebe den lange führenden „Moewig-Verlag“

— zum Teil noch Inbegriff der Schnulze — abgehängt. Der vom Verleger Heyne („Deine Bücher, meine Bücher — Heyne Bücher“) geleitete Moewig-Verlag in München hat sich dafür der Science Fiction zugewandt und Perry Rhodan geboren (Auflage etwa 100 000 wöchentlich). Mit Bala-Bala und fauler Landser-Romantik verdient der Rastatter Pabel-Verlag seine, hier wirklich schmutzigen Groschen. Drei kleinere Außenseiter, der Marken-, der Keller- und der Zauberkreisverlag, mischen ebenfalls noch mit.

Die Angestellten dieser Verlage können mit Gehältern rechnen, die „Insel“-Menschen und „Beck“-Anhänger sicher verwundern. Manuskriptbearbeiter, Eigenbezeichnung „Lektoren“, bekommen an die 2000 DM Monatsgehalt. Die Edelredakteure erreichen Ministerbezüge. Die Arbeitnehmer entstammen zum Teil der Buchhändler-, viele aber auch der Druckerbranche. In subalternen Funktionen trifft man häufig auf Akademiker. Als etwa ein Kölner Heft-Hersteller einen Korrektor suchte, meldeten sich 53 Bewerber, darunter zwei Doktoren, auf die Stellenanzeige. Die meisten Angestellten könnten zweifellos bei jedem vornehmen Verlag auch ihren Mann stellen.

Wie bei den Zeitungen überwiegen jedoch die freien Mitarbeiter. Die weitverbreitete Meinung, festangestellte Männer fertigen im Büro die Manuskripte, trifft nicht zu. Dies wäre viel zu kostspielig. Denn: Das Honorar für einen Heft-Roman, der rund 250 000 Anschläge (120 Schreibmaschinenseiten) umfaßt, liegt sehr tief. Für eine Liebesgeschichte gibt es gewöhnlich zwischen 500 (!) bis 700 Mark. Ein Western-Schreiber erhält schon 1000 Mark. Die Safe-Knacker unter den Autoren sind die Krimi-Erfinder. Sie erhalten pro Machwerk bis zu 2000 Mark. Schreibmaschinen-Stachanows bringen es auf 2—3 Manuskripte im Monat. Andere erwerkeln weniger; deshalb wäre auch ein beamteter Autor zu langsam und zu teuer. Aufgrund der mäßigen Honorare zählt ein Großteil der Schreiber zum Proletariat. Sie sind zudem weitgehend bei ihren Verlegern verschuldet. Nur einige Stars, so der Western-Experte G. F. Unger, haben sich hochgewirtschaftet. Unger, früher Bergmann, verfügt über die gängigen Kohlenpott-Ausdrücke, und verlegt Konflikt-Situationen, die sich in Recklinghausen abspielen könnten, nach dem Westen, dorthin, wo er am wildesten ist. Unger-Produkte „gehen“ gut. Der Mann wußte von seinem Erfolg, und ließ sich nicht, wie viele andere, mit Kredit-Ketten an einen Verlag binden. Heute beliefert er alle Firmen unter verschiedenen Namen. Der Vorteil dabei ist, daß er ein Manuskript, leicht abgeändert, mehrfach verkaufen kann. Selbst für Nachdrucke bekommt Unger bis zu 1200 Mark.

Sein Markenname bringt ihm außerdem noch Angebote der Leihbuchverlage ein. Der Weg eines seiner Manuskripte läuft also etwa so: zuerst Originalerstdruck, dann Leihbuchverlag und schließlich Nachdruck. Die weniger bekannten und geschäftstüchtigen Autoren müssen indes schon froh sein, wenn ihre Arbeit angenommen wird und nicht im Papierkorb landet.

Zu den einigermaßen Gesicherten zählen die Serien-Schreiber. Bekanntlich haben einige Reihen ihre festen Helden, wie etwa Jerry Cotton. Die Handlung des einzelnen Bandes ist zwar jeweilig abgeschlossen, die Stammfiguren durchgeiern aber teilweise über 200 Fortsetzungen. Für *einen* Mann wäre die Produktion einer solchen Reihe zuviel des guten. In der Regel wirken daher fünf oder sechs Verfasser mit. Dabei obliegt es einem „Redakteur“, allwöchentlich ein Exposé von etwa fünf Schreibmaschinenseiten zu erstellen, das einer aus dem Autoren-Kollektiv dann auf 120 Seiten streckt. Das fertige Produkt geht dann wieder an den Redakteur zurück, der das Manuskript überarbeitet. Er muß dabei vor allem darauf achten, daß den Hauptfiguren keine groben Schnitzer unterlaufen. Der Leser merkt jedenfalls sofort, wenn Tom Brox anders dargestellt wurde: „Was geht bei Ihnen denn vor! Im Band 96 war Tom eiserner Nichtraucher. Nun verschlingt er plötzlich Zigarren. So was!“ Ähnliche Briefe treffen häufig ein. Sie sind für den Empfänger nicht nur peinlich, weil er dadurch auf einen Fehler aufmerksam gemacht wird, sondern sie zerstören auch etwas von der Illusion der kostbaren Helden. Die Serien sind nämlich die wahren Goldgruben der Verlage. Besagter Tom Brox erreichte zumindest wie Bill Jenkins die Popularität eines durchschnittlichen Bundesministers. Jerry Cotton und Kommissar X dürften heute bekannter sein als mancher Bonner Fernseh-Plauderer. Dieser Erfolg dauert jedoch nur eine bestimmte Zeit — etwa 8 Jahre. Deshalb starten die Verlage immer wieder neue Reihen, die notfalls die auslaufenden Serien ablösen. Jedoch: Von 10 Starts ist höchstens einer erfolgreich. Die Herausgeber versuchen ihrerseits alles, den einzelnen Roman aufzupolieren. Kommt das Manuskript vom Autor, so liefert es der verantwortliche Lektor nacheinander an fünf Mitarbeiter. Jeder davon prüft es und gibt sein Urteil ab. Maßstab dabei ist zumeist: Wie kann sich der Leser mit den Figuren identifizieren. Erreicht ein Manuskript 3 Punkte — wenigstens ist dies in einigen Verlagen Praxis — dann kommt es auf das Redaktionsfließband. Zuerst legt ein Zensor Hand an das Werk. Denn die Verlage fürchten nichts mehr als die Bundesprüfstelle für Jugendschrifttum. Findet man nämlich dort zu brutale oder erotische Stellen, dann droht dem jeweiligen Band die Indizierung. Der Band kommt auf die Liste der jugendgefährdenden Schriften und darf dann nicht an Jugendliche unter 18 Jahren verkauft werden. Außerdem müssen ihn die Händler unter den Ladentisch verbannen und Kioskbesitzer dürfen das betreffende Heft überhaupt nicht führen. Bei einem Heft könnte der Verlag den Verlust hinnehmen. Doch wenn in einem Jahr drei Bände als jugendverboten erklärt werden, muß die ganze Reihe verschwinden. Würde dies beispielsweise eine Verkaufslokomotive wie Jerry Cotton treffen, dann könnte der Verleger einpacken. Deshalb achtet man bei der Manuskriptbearbeitung auf einen ganzen Katalog von Tabus. Zwischen Verlag und Autoren kursieren seitenlange Zusammenstellungen, in denen die Richtlinien festgelegt sind. Beispielsweise sollen uneheliche Kinder vermieden werden. Ebenso textilarme Damen. Weiter sind alle harten Männer

verpönt. „Er ballte die Faust zu einer Bombe, und schlug direkt Mac Donald in die Fresse.“ Diese Stelle mißfiel der Bundesprüfstelle, die nur bei Landserromanen gelegentlich ein Auge zudrückt. Außer der vorsichtigen Manuskriptbearbeitung pflegen die Verleger gerne einen heißen Draht zum Oberschützer Dr. Schilling. Sie unterhalten zudem einen angestellten Verbindungsmann und eine eigene Kontrollstelle. Erscheint eine Anzeige etwa über Busen-Aufbesserungsmittel in Offenharzig, so geht das Inserat erst an die zentrale Genehmigungsstelle. Die Verlage verzichten ihrerseits auf einige lohnende Angebote, da sie keinen Vorwand für eine Indizierung liefern wollen.

Nachdem das Manuskript auf jugendgeeignet, jedenfalls was amtliche Zensoren darunter verstehen, frisiert wurde, kommt es in eine Abteilung, in der stilistische Gags hineingepackt werden. Schrieb der Autor etwa „der muffige Gefängnis-mief“, so liest sich die Stelle im Jerry-Cotton-Roman später: „gesiebte Luft“. Anschließend gelangt das Werk — so handhabt es wenigstens ein großes Unternehmen — in die „Spannungs“-Abteilung. Dort versucht man Höhepunkte und Aktionen herauszustellen, um der Sache damit mehr Schliff zu geben. Alle diese Mühen genügen jedoch nicht, um einem Roman oder einer Serie den Verkaufserfolg zu sichern. Letztlich ist nur entscheidend, ob ein Heft der vorgeformten Phantasie, den Wünschen und Hoffnungen, den Emotionen oder Perversitäten der Leser gerecht wird — der westdeutschen Leser. Als beispielsweise der Moe-wig-Verlag vor zwei Jahren eine Erfolgsserie aus den USA (Titel: Der schwarze Maskenreiter) nachdruckte, glaubte er, was in Amerika ankommt, bereite auch hierzulande Vergnügen. Weit gefehlt. Der Maskenreiter kämpfte versteckt für soziale Gerechtigkeit und boxte für die Schwachen. In einer Zeit, als bei uns die Konjunktur ihren Höhepunkt erreicht hatte und die Nachbeter von der pluralistischen Gesellschaft schwärmten, war der Maskenreiter nicht aktuell. Heute könnte er vielleicht wieder Leser finden. Wie stark die Käufer Gefühle und nicht Romane verlangen, zeigt der Erfolg der Serien mit einem festen Helden. Gewiß spielen hier werbliche Momente mit eine Rolle. Doch es muß nachdenklich stimmen, wenn etwa ein Jerry Cotton 300 000 Gesamtauflage erreicht, ein anderer Krimi ohne festen Helden dagegen bei 30 000 kümmerst. Und dies, obwohl beide Reihen denselben Stoff und oft auch dieselben Autoren haben. Ähnliches gilt für die SF. (Science Fiction).

Die Verlage weisen die Kritik an ihren Produkten gerne mit einem Hinweis auf ihre prominentesten Leser ab. Der Bastei-Verlag veröffentlichte zu diesem Zweck besondere Artikel, in denen er auf eine „Galerie der Besten“ hinwies. Ganz sicher scheinen sich aber die Verlage über die Qualität ihrer Produkte nicht zu sein. Sie geben nämlich ihren Renommierkunden die Möglichkeit, nicht am Straßenkiosk, sondern per Post, ähnlich wie bei Beate Uhse, kaufen zu können. Jedem Verlag sind besondere Abteilungen angegliedert, wo man diskret bestellen kann.

Soweit sich bisher und nach dürftigen Marktanalysen feststellen ließ, differenziert die Leserschaft je nach Reihe und Geschmacksrichtungen. Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, also Polizistinnen, Generaldirektorinnen, Mitarbeiterinnen der diversen Nachrichtenbüros haben sich einträglich zur Leserinnenschaft der Frauenromane formiert. Zur Lesefreudigkeit der Männer: Facharbeiter und Spitzenkräfte lesen wenig Heftrömane, Hilfsarbeiter und mittlere Angestellte dafür mehr. Man schätzt das Verhältnis der männlichen zur weiblichen Leserschaft auf rund 30 zu 70. Auf den Frauenroman dürften nach wie vor die meisten Hefte entfallen. Zwar macht sich mit der Zeit, wahrscheinlich bedingt durch das Fernsehen, hier ein gewisser Rückgang bemerkbar, doch Liebesgeschichten verkaufen sich gut, wenn folgender Rahmen gewahrt wird: Arztschicksal, augenblicklich sehr gefragt. Arme, aber einfältige hübsche Schwester wendet sich bekanntem, graumelierten Chefarzt zu. Als dramaturgische Glanzlichter stehen zur Wahl: entscheidende Operation, Rauschgift und böses, gescheitertes Ehwewib. Außerdem noch immer gern gelesen sind die Schloß- und Adelsromane. Für halbsündiges Berggeschehen und heimatverbundene Erzählungen begeistert man sich besonders in Norddeutschland. Die Masche der Courts-Mahler geht schön langsam den Weg alles Irdischen.

Immer häufiger werden Romane, in denen vollbusige Sekretärinnen gehobener Gehaltsstufe sowie Stewardessen agieren. Damit will man wahrscheinlich den Illustriertenromanen zuvorkommen, die modernere Figuren auftreten lassen. Männer mögen vor allem Western, mit viel Blei und Rindern. Gefragt sind vor allem Stories, die vom einsamen Mann erzählen, der unentwegt durch die Steppe reitet und gelegentlich anhält, um aufzuräumen, den Whisky-Vorrat der Bar und den Halunkenhaufen des Ortes. Danach zieht er weiter zum nächsten — Hefte. Insgesamt erreichen die Western keine besonders hohe Auflage. Die Teleserieselungen gefallen besser. Der richtige wilde Westen wurde seit langem in den Osten und seit neuestem in den Weltraum verlegt. Über die „Landser-Hefte“ wäre nicht viel zu sagen. Das Danktelegramm der NPD und ihrer Kolonnen liegt schon in der Schublade. Ein wesentlich besonnenerer Herausgeber als der Landser-Pabel in Rastatt, der Münchner Moewig-Verlag, hat schon vor Jahren seine Weltkriegs-II-Rechtfertiger degradiert und die Soldatengeschichten eingestampft.

Er hat sich dafür einem in der Aussage nicht minder, in der Bedeutung aber wesentlich harmloseren Unternehmen zugewandt: dem Weltraum-Faschismus. Seit etwa 6 Jahren bekriegt „Perry Rhodan“ nun bereits andere Völker: zündet Superatombomben wie andere Menschen Zigaretten und erobert für „Terra“, das ist unser Planet, Welten und Sterne, von denen nicht einmal die größten Ketzer unter den Jesuiten träumen. Perry Rhodan, dank seines Zellaktivatoms unsterblich, fegt die Hornschrecken aus dem Weltraum, wie andere die UdSSR von der Landkarte radieren wollten. Da den Autoren der Zukunftsromane jedoch häufig nichts einfällt, kehren die meisten Leser von sich aus der Reihe den

Rücken — oder sie schreiben Glückwunschtelegramme. Als Perry ehelichte — im Band 200 — kabelten treue Leser auf einem Standard-Telegramm der Post ihren Herzenswunsch: „Recht so Perry! Man kann nicht unbeweibt durchs Leben gehen.“ Dies ist nachzulesen in einem Heft des Moewig-Verlages. Andere SF-Freunde stecken sich Abzeichen ans Revers.

Die Meinungsbeeinflussung erfolgt, und das ist bei den Heftrömanen so gefährlich, unterschwellig und geschickt. In der Wahl bestimmter Berufe — Ärzte, Advokaten — schafft man Leitbilder und Wünsche. Vor allem gaukeln die Romane eine falsche Welt des Glückes vor. Dieser Betrieb ist reine Ausbeuterei, die gepriesene Konsumideologie bringt nie die versprochene Zufriedenheit. Mit den Krimis verkauft man den Käufern ein Ventil für ihre Wut über die Arbeitswelt, die Sorgen und die alltägliche Tretmühle. Im Zukunftsroman führt man den Gläubigen schließlich in eine Welt, die nicht existiert, weg von den Problemen der Gegenwart, die einer dringenden Lösung bedürfen. Die Heftrömane sind weniger ein literarischer, als ein politischer Anstoß. Sie predigen, ohne es zu wissen, für eine Welt des Profits, ohne den auch sie nicht leben würden.

Vietnam-Protest

Ich verurteile den Krieg, den die Vereinigten Staaten von Amerika in Vietnam führen.

Ich bestreite den Vereinigten Staaten das Recht, diesen Krieg zu führen im Namen der Freien Welt.

Ich schließe mich an den Meinungen Charles de Gaulles, Konrad Adenauers und des Weltkirchenrates, die das amerikanische Vorgehen in Vietnam als verfehlt bezeichnet haben.

Ich bestreite der Bundesregierung das Recht, dem Präsidenten der USA die Solidarität der Bundesrepublik zuzusichern, bevor der Bundestag sich dazu geäußert hat.

Ich ersuche die im Bundestag vertretenen Parteien, Vietnam auf die Tagesordnung des Deutschen Bundestages zu setzen.

(kk.- „Praktiker, Weltfremde und Vietnam“ lautete der Titel einer Rede, mit der Martin Walser am 27. September die „Vietnam-Protestausstellung deutscher Künstler“ in der Neuen Münchner Galerie eröffnete. Walser untersuchte die Haltung der Intellektuellen in der Bundesrepublik gegenüber der amerikanischen Einmischung in Vietnam — eine Haltung, die weniger einheitlich ist, als Pinscher- und Uhu-Rufe aus höchstem Mund glauben machen wollen. Über die Frage politischen Engagements ist im 6. Heft des „Kursbuch“ sogar eine heftige Kontroverse zwischen Peter Weiss und H. M. Enzensberger ausgetragen worden, Enzensberger stellte dabei die Frage, ob „Solidarität ein Federschmuck für Intellektuelle“ sei. Walser kommentierte diesen Streit mit der Feststellung: „Enzensberger hat in zwei seiner Kursbuch-Hefte viel Material zusammengetragen, das zu nichts anderem taugen kann, als den Standpunkt von Peter Weiss zu stärken — als aber Peter Weiss verlangte, Enzensberger selber möge sich doch ein wenig deutlicher machen, da zeigte der sich verletzt und rückte so weit von sich selber ab, daß er sich aus dem Auge verloren haben muß; denn von dort ruft er uns zu: Geht einmal nach Vietnam oder Peru und bringt zwanzig Jahre damit zu, einen revolutionären Krieg zu führen!“

Nach Hinweisen auf das „Wahlkontor“ der SPD und ihren prominenten Wahlhelfer Günter Grass unterschied Walser drei Verhaltensweisen unter den Schriftstellern: „Die blanken SPD-Kämpen, die sich — von Kompromißnarben bedeckt — für die Leibwache der Wirklichkeit selber halten müssen, zweitens der

Bekenner, der verstiegen genug ist, den Kolonialismus Kolonialismus und den Imperialismus Imperialismus zu nennen(obwohl er doch auch weiß, daß es inzwischen Wörter gibt wie Entwicklungshilfe und counterpart-financing-system), drittens der skrupelreiche Zögerer, der der Wählbarkeit der SPD nichts hinzufügen kann und will, dem aber die SPD-CDU-Differenz momentan zu winzig zu sein scheint, als daß sich mehr als der Einsatz eines Kreuzes auf einem Zettel lohnt, der seiner Geneigtheit, bei fremden Völkern mitzufühlen, nicht nachgibt, weil er sein Mitgefühl von allzuviel Unvereinbarkeiten, Heucheleien etc. zersetzt sieht.“

Politische Relevanz erwächst diesen Haltungen durch den Krieg in Vietnam, den Walser „unseren Krieg“ nannte, damit auf die Legende vom Krieg der „freien Welt“ gegen den Kommunismus in Vietnam anspielend. Er beklagte den Mangel an zutreffenden Informationen über den Konflikt in Vietnam und wandte sich gegen das schönfärberische Bild, das „hundert hilfswillige Zeitungen“ täglich verbreiten. Die deutsche Publizistik stellte sich Walser folgendermaßen dar: „Auf der einen Seite Theo Sommer, der dem Krieg nur noch als Fachmann auf die Finger schaut, daß das Kausalzeremoniell gut gespielt wird, daß die Politik-Dramaturgie stimmt — auf der anderen Seite SPD-Wahlhelfer oder Enzensberger, die virtuos-bescheiden mit ‚Kleinkram‘ operieren oder Nachrichten mit geistigen Zangen weiterreichen.“

Die Folgen dieser mangelhaften Information sind deutlich: die Bundesrepublik ist — außer Portugal und Spanien — der einzige westeuropäische Staat, der die Vietnam-Politik der USA vorbehaltlos billigt, weder in der Regierung noch in der Opposition werden Gegenstimmen laut. Laut Meinungsumfragen wächst zwar in der Bevölkerung die Ablehnung der amerikanischen Intervention — politischen Ausdruck hat dieser Stimmungsumschwung bislang aber weder im Parlament noch sonstwo gefunden.

Walser folgerte: „Deshalb — scheint es mir — ist es nötig, einzuspringen für diese SPD, einzuspringen für Taktiker und Praktiker, und einfach kundzutun, daß die Bundesrepublik nicht nur aus hilfswilligen Claqueuren besteht. Da uns der politische Ausdruck durch unsere Gewählten fehlt, müssen wir uns selber ausdrücken.“ Zu diesem Zweck kündigte Walser die Gründung eines Büro für Vietnam an, dessen Aufgabe in einer verbesserten Information und der Durchführung einer Unterschriftensammlung zur obenstehenden Protest-Erklärung bestehen soll. Die Unterschriftensammlung soll über ein Jahr dauern: Photokopien der dann vorliegenden Listen sollen den politischen Parteien und der Bundesregierung überreicht werden mit der Absicht, auf diese Weise eine Vietnam-Debatte im Bundestag zu veranlassen. Der ‚kürbiskern‘ begrüßt und unterstützt diese Aktion nachdrücklich, Zustimmungserklärungen zu der Protesterklärung können an das „Büro für Vietnam, c/o Peter Milger, 6 Frankfurt am Main, Oberlindau 85“ gerichtet werden, das Büro verschickt auch Listen zur Unterschriftensammlung.)

Günter Amendt
Silhouette 64

(Einer Meldung der FAZ zufolge wurde ein Verhandlungstermin des 1. Auschwitz-Prozesses in Frankfurt wegen Fasching verschoben.)

zu FRANKFURT mein
anno domini M-C-M-L-X-I-V
welches heißt verdolmetscht
im jahre des HERRN
neunzehnhundertvierundsechzig
verkündet der prääsident
pause

karneval in AUSCHWITZ
und das heißt:
ES WIRD GELACHT
und das heißt:
tochter zion freue dich
und das heißt:
macht hoch die tür die tor
macht weit
weiter so
macht das
tor auf

räder rollen
ab festhalle
auf allen strassen
rollen räder
IHR GUTER STERN
AUF ALLEN STRASSEN
KENNEN SIE DAS GEHEIMNIS
DER RÜCKSEITE DES STERNS?

Günter Amendt: Silhouette 64

und jetzt alle:
knallt ab den Walter Rathenau
die gottverdammte judensau
FRANKFURT
helau

mir wird nicht mangeln
macht am markt
AUS DEM ARBEITSPROGRAMM
KRUPP
KESSEL
TKS

SS

HEIZKESSEL
WARMWASSERBEREITER
FÜR ALLE GEBÄUDEGRÖSSEN
WECHSELBRANDKESSEL
OHNE UMSTELLUNG
FÜR ÖL
UND FESTE BRENNSTOFFE GEEIGNET

zitat anfang
tut nichts! der jude wird verbrannt
zitat ende

EIN
JAHRHUNDERT
CHEMIE
HÖCHST

TREVIRA B

PAUSE

vergast
vergessen
vergebens vergeben
vergolde

vergelt's GOTT

Georg Benz Rede beim Kongreß „Notstand der Demokratie“

am 30. Oktober 1966 in Frankfurt am Main

Mitbürger,
Kolleginnen und Kollegen!
Frauen und Männer des geistigen Lebens und der Gewerkschaften haben sich zu dieser Kundgebung zusammengefunden.
Meine Vorredner haben bereits mit hinreichender Deutlichkeit zahlreiche Argumente der Notstandsgegner vorgetragen.
Sie haben dargelegt, was auch die Analysen erbrachten, die heute vormittag auf diesem Kongreß in Arbeitsgruppen vorgenommen wurden.
Ich kann mich daher darauf beschränken, die wesentlichsten Argumente vorzutragen, die die Gewerkschaften gegen diese, unsere Demokratie bedrohenden Gesetze vorbringen.

1. Die neuen Notstandsgesetze sind überflüssig. Die bestehenden Notstandsregelungen im Grundgesetz, in den Länderverfassungen und anderen Gesetzen reichen vollkommen aus.
2. Neue Notstandsgesetze machen die Bundesrepublik nicht souveräner, als sie bereits ist. Rechtswissenschaftler haben überzeugend dargelegt, daß es unwahr ist, zu behaupten, durch die Notstandsgesetze würden alliierte Vorbehaltsrechte abgelöst.
3. Diese Gesetze sind nicht nur überflüssig und schädlich, sie sind zugleich gefährlich, weil sie es ermöglichen, unter dem Vorwand einer inneren oder äußeren Gefahr jederzeit eine Diktatur in diesem Lande zu errichten, eine Diktatur mit dem Anschein der Legalität.
4. Die geplante Notstandsgesetzgebung beeinträchtigt den Lebensstandard von 80 Prozent der Bevölkerung, nämlich der Arbeitnehmer und ihrer Familien. Sie bedeutet das Ende des weiteren sozialen Fortschrittes, weil sie die Aktionsfähigkeit der Gewerkschaften einengen würde.

Diese wenigen Punkte mögen hier genügen.
Ich möchte aber über diese Argumente noch einen Schritt hinausgehen, denn die Notstandspläne sind Teil einer Konzeption von der Umgestaltung unserer Ordnung in eine sogenannte formierte Gesellschaft. Die Notstandsgesetze bedrohen damit nicht nur Teilfreiheiten, sondern sie gehören zum Kern einer gesellschaftlichen Konzeption, die wir nicht entschieden genug bekämpfen können.

Unser Ideal ist der aufgeklärte, kritische Staatsbürger, der in allen gesellschaftlichen Bereichen über gemeinsame Belange mitbestimmen und mitentscheiden kann, und nicht der uniformierte, unkritische, manipulierte Untertan, den die Notstandsplaner und Gesellschaftsformierer offensichtlich wünschen.
Das Problem der Notstandsgesetzgebung ist daher nicht nur im Rahmen staatsrechtlicher oder verfassungsrechtlicher Überlegungen zu sehen. Es ist deshalb auch keine Expertenfrage, sondern eine Lebensfrage der Demokratie.
Die Konzeption, von der die Notstandsgesetzgebung nur einen Teil darstellt, ist viel umfassender, viel bedrohlicher, viel antidemokratischer, viel unsozialer und viel gefährlicher, als man gemeinhin glaubt.
Die demokratischen Kräfte müssen sich daher überall diesen Tendenzen entgegenstellen. Es ist nicht damit getan, Notstandsgegner zu sein. Unser *Nein* zu den Notstandsgesetzen kann nicht isoliert gesehen werden. Für uns ist dieses *Nein*, unser Widerstand, dieser seit 1958 andauernde Kampf gegen die geplanten Notstandsgesetze von grundsätzlicher Bedeutung für unsere Freiheit.
Ich möchte nochmals betonen:

Die Gefahr, die uns droht, ist der totale Staat im Gewande der Legalität, — die Diktatur hinter der Fassade formaler Demokratie.

Mit großem Erfolg hat man die Mehrheit der Bevölkerung von dieser großen Gefahr im Innern ablenken können. Nach der Methode „haltet den Dieb“ hat man auf den Totalitarismus und die Diktatur jenseits der Grenzen hingewiesen. Nun wird es höchste Zeit, daß wir den Blick nach innen richten, auf totalitäre Tendenzen in unserem Staat.

Nur derjenige, der die Notstandsgesetze nicht isoliert sieht, sondern als Teil eines Stahlnetzes, das die Demokratie umspannt und sie in ein ebenso komfortables wie unerbittliches Staatsgefängnis umwandeln kann, der sieht hier richtig. Eine solche Entwicklung richtet sich gegen die Grundprinzipien unserer Verfassung, aber auch gegen die erklärten Ziele unseres gewerkschaftlichen Grundsatprogrammes. Auch das gewerkschaftliche Aktionsprogramm würde damit zu einem wertlosen Fetzen Papier.

Der soziale Fortschritt würde vom sozialen Stillstand oder Rückgang abgelöst. Vielleicht träumen schon heute da und dort gewisse Gesellschaftsreformer und Notstandsplaner von den geschwächten Gewerkschaften in den Fesseln perfekter Notstandsgesetze.

Wir haben dafür zu sorgen, daß dieser geplante Anschlag nicht eines Tages gefährliche Wirklichkeit wird.

Vor welchem gesellschaftspolitischen Hintergrund stehen die Notstandspläne?

1. Immer mehr konzentriert sich die wirtschaftliche Macht in den Händen einer immer kleiner werdenden Gruppe der Bevölkerung. Sie durchdringt in zunehmendem Maße Parlamente und Ministerialbürokratien mit wachsendem politischen Einfluß.

2. Der militärische Einfluß auf das wirtschaftliche und politische Leben bestimmt immer mehr die Haushalts- und Wirtschaftspolitik der Bundesrepublik. In den Vereinigten Staaten ist die Rüstungsindustrie bereits zu einer unentbehrlichen Stütze der wirtschaftlichen Konjunktur geworden und hemmt so in verhängnisvoller Weise die Abrüstungsbemühungen.

3. Ein System der politischen Überwachung und der politischen Justiz, immer lückenloser weiterentwickelt, droht alle eigenwilligen staatsbürgerlichen Regungen zu ersticken. Unbequeme werden verdächtigt, ihre Telefone abgehört, ihre Wohnungen durchsucht, ihre Post wird geöffnet, leichtfertig wird verhaftet und verhört.

4. Die immer tiefer dringende Irreführung und Täuschung der öffentlichen Meinung, wie sie von der modernen Bewußtseinsindustrie, mit dem Springer-Konzern an der Spitze, praktiziert wird, droht die Demokratie zu ersticken.

Vor diesem Hintergrund droht mit den geplanten Verfassungsänderungen und dem Rattenschwanz der einfachen Notstandsgesetze die Gefahr der Lenkung und Gleichschaltung aller Bürger.

Das deckt sich mit den Analysen der Wissenschaft und den Erfahrungen unserer gewerkschaftlichen Arbeit.

Vergessen wir nicht die historischen Erfahrungen. Denken wir an den berühmten Artikel 48 der Weimarer Verfassung. Dieser Artikel stellte bekanntlich nichts anderes dar als eine allgemeine Notstandsklausel, die der Exekutive — in diesem Fall dem Reichspräsidenten — alle Macht in die Hand gab, und damit das demokratische System der Verfassung außer Kraft setzte.

Und wir wissen, daß dieser Notstandsartikel in der Stunde der großen kapitalistischen Krise 1930 bis 1933 die Weimarer Demokratie — mit scheinbar legalen Mitteln — zersetzte und in die nationalsozialistische Diktatur überleitete.

Nichts erlaubt uns zu sagen, diese Zeiten seien ein für allemal vorüber, sie könnten nicht wiederkommen.

Zweifelloso gibt es in der Geschichte keine Wiederholungen in dem Sinne, daß sich alles noch einmal genauso abspielen könnte. Aber es gibt durchaus ähnliche, im Prinzip gleichartige Prozesse.

Wer gibt uns die Garantie, daß die gleichen Methoden, mit denen die Weimarer Republik zerstört wurde, nicht morgen schon erneut in diesem Lande angewendet werden?

In diesem Zusammenhang ein Wort an diejenigen, die uns vorwerfen, wir hätten nicht genug Vertrauen in diesen Staat. Ich meine jene so außergewöhnlich anpassungsfähigen Zeitgenossen, die uns als unbelehrbare Klassenkämpfer, engstirnige Dogmatiker und anderes mehr bezeichnen. Wir kämpfen für nichts anderes als für die verfassungsmäßige Ordnung, die sich in der Bundesrepublik 16 Jahre lang bewährt hat. Die Änderung wollen die anderen — einen Staatsstreich planen nicht wir.

In dieser Auseinandersetzung spielen die Gewerkschaften eine gewichtige Rolle. Leider nicht alle mit gleichem Einsatz. Obwohl eindeutige Mehrheiten nach längeren Diskussionen auf den DGB-Bundeskongressen in Hannover und in diesem Jahr in Berlin unser *Nein* zu zusätzlichen Notstandsgesetzen bekräftigt haben, hat sich der Bundesvorstand nicht bereit gefunden, für den heutigen Kongreß die Initiative zu übernehmen.

Ich hätte diesen Platz, an dem ich hier stehe, sehr gern einem Mitglied des geschäftsführenden DGB-Bundesvorstandes überlassen.

Mit fadenscheinigen Gründen hat sich eine Mehrheit im Bundesvorstand des DGB ihrer gewerkschaftspolitischen Verpflichtung entzogen. Das darf nicht so bleiben. Der Bundesvorstand hat sich an die mit Mehrheit gefaßten Beschlüsse des Bundeskongresses zu halten. Er muß gegen die Notstandsgesetze aktiv werden. Wenn nicht heute, dann morgen — übermorgen kann es zu spät sein.

Wir Gewerkschaftler können jedenfalls sagen: Wir werden den DGB-Bundesvorstand nicht aus seiner Verpflichtung entlassen, alles zu tun, um die Öffentlichkeit gegen die Gefahren zu mobilisieren, die unserer demokratischen Ordnung drohen. Spätestens nach Vorlage der neuen Entwürfe muß dem Beschluß des Berliner Bundeskongresses die Tat folgen.

Mitbürger, Kollegen!

Die Erfahrungen der Jahrhunderte lehren, daß Mißtrauen der Staatsmacht gegenüber angebracht und notwendig ist.

Geschichtliche Katastrophen wurden nicht dadurch ausgelöst, daß die staatlichen Organe gegenüber den Bürgern zu wenig Vollmachten hatten, im Gegenteil: Wenn die Repräsentanten des Geisteslebens und die demokratische Arbeiterbewegung vom Einfluß auf die wichtigsten politischen Vorgänge ausgeschlossen waren, dann waren auch die großen Katastrophen unserer Geschichte immer sehr nah.

Maßstab unseres Handelns kann nicht Untertanengeist und die Unterwerfung unter die staatliche Obrigkeit sein, sondern ausschließlich die Treue zur Verfassung, zum demokratischen und sozialen Rechtsstaat.

Wir bejahen die Verfassung, wir bejahen das Prinzip der parlamentarischen Demokratie, und gerade deshalb müssen wir heute gegen alle Tendenzen kämpfen, die die Aushöhlung der Verfassung herbeiführen können.

Hier brauchen wir Verbündete! Mehr Verbündete, als wir schon gewonnen haben.

Ich möchte die heutige Gelegenheit benutzen, um unsere Freunde — vor allem unter den Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei — aufzurufen, weiter wie bisher bei jeder Gelegenheit ihre Ablehnung zum Ausdruck zu bringen. In Zukunft müssen sich Notstandsgegner in den politischen Parteien noch stärker zu Wort melden.

Gerade in dieser Stadt und in diesem Land Hessen haben sich in der SPD klare Mehrheiten in demokratischen Abstimmungen gegen die Notstandspläne der Bundesregierung ausgesprochen.

Die sozialdemokratisch geführte Hessische Landesregierung hat im Bundesrat den sieben einfachen Gesetzen ihre Zustimmung verweigert. Diese Haltung verdient unsere Anerkennung und unseren Beifall!

Wir hoffen sehr, daß die Landesregierung nach einem überzeugenden Wahlerfolg am 6. November mit Entschlossenheit weiterhin diese Haltung vertreten wird.

Ich will noch einmal betonen:

Unser *Nein* zur Notstandsgesetzgebung ist ein *Ja* zur sozialen Demokratie.

Wir waren und wir sind bereit, in konstruktiver Weise am Aufbau des demokratischen Staates mitzuwirken. Das haben wir in der Vergangenheit wiederholt bewiesen. Niemand sollte vergessen, daß die Gewerkschaften durch eine von Verantwortung geprägte Politik entscheidend dazu beigetragen haben, daß die deutsche Wirtschaft wieder aufgebaut werden konnte.

Hinzu kommt, daß es wohl keinen gesellschaftlichen oder politischen Verband in diesem Lande gibt, der eine so großzügige politische und gesellschaftliche Bildungsarbeit aufzuweisen hat, wie die deutschen Gewerkschaften.

Vergessen wir nicht, daß die Demokratie in Deutschland aus einem hundertjährigen Kampf der Arbeiterbewegung erwachsen ist!

Die Gewerkschaften haben ein historisch begründetes Recht, als Hüter und Sachwalter der Demokratie in diesem Lande ernstgenommen zu werden.

Und ich glaube, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich sage:

Wir müssen endlich erkennen, daß Bestand und Sicherheit unserer Gesellschaft nicht erhalten werden können durch gewaltige Rüstungen, durch Notstandsgesetze, durch Verteufelung Andersdenkender, sondern einzig und allein durch eine wahrhaft menschenwürdige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, durch die freie, ungehinderte Information aller Bürger, durch absolute Gleichheit der Bildungschancen und durch den Abbau aller Formen autoritärer Herrschaft.

Nur dann haben wir auch das Recht, von einem wahrhaften Sozialstaat und einer lebendigen Demokratie zu sprechen. Statt in der Eifel den Notstand zu proben, sollten die dafür verantwortlichen Politiker ihre ganze Energie für eine stabile Friedenspolitik einsetzen — *das bringt Sicherheit und nicht die Kriegsspiele im Bunker!*

Unsere Demokratie braucht keine Notstandsgesetze — sie braucht aktive Demokraten!

Es darf keinen Notstand der Demokratie geben!

Die Notstandspläne der Bundesregierung müssen vereitelt werden!

Jakob Mader Formiert den Widerstand!

„Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden.“

Das Ahlener Programm der CDU. Februar 1947.

Man sucht nach einer fähigen Bonner Regierung. Man hat ein Bedürfnis nach Klarheit, nach Energie, nach Entschlossenheit. Die Gewohnheit an Korruption und Opportunismus wird lästig. Man sucht den Chef — wer wird hier Ordnung schaffen! Viele fühlen es, wenige sagen es offen, einige organisieren bereits die harten Männer, die stark sein wollen. Wir sind wer, wir wollen wer sein, wir werden handeln.

Ein französischer Neofaschist sagte vor zwei Jahren bei einer Diskussion in München: „Deutschland ist nach wie vor das lebendige Mutterland des Faschismus.“ Ein Ostpreuße und Offizier des Bundesgrenzschutzes meinte an einem bayrischen Biertisch: „Was haben sie eigentlich gegen den Strauß? Als er Minister wurde, waren wir klein, als ihn die ewig Unzufriedenen hinausgeekelt hatten, waren wir wieder oben und stark.“

Strauß ist bescheiden: Nicht ihm sei die Stärke des Bundes zu verdanken, sprach er auf der Landesversammlung der CSU am 15. Oktober 1966 in München. Der Altkanzler Adenauer habe es erreicht, den ehemaligen Kriegsgegnern zwei Drittel des Sieges über Deutschland allmählich zu entwinden. Heute kämpfe nur die Sowjetunion darum, diesen Prozeß rückgängig zu machen. (Übrigens: was das restliche Drittel sei, war von Strauß nicht zu erfahren. Er verschwieg auch, wer sich um dieses letzte Drittel kümmern werde.)

Strauß ist kein Hitler, aber wie jener hat er ein Gespür dafür, was viele von ihm hören wollen und wofür einige Herren finanzielle Einsätze machen. Das eine erinnert an den Circus, das andere an ein illustres Pferderennen. Strauß beruft sich auf einen Glaubensartikel der westdeutschen Bourgeoisie: 1945 war nicht das Jahr der Befreiung, es war das Jahr der verlorenen Siege.

Verlorene Siege erheischen eine Revision der Verluste. In den Händen der Reaktion mißrät die Dialektik immer zu demagogischen Tricks, die jedoch genug ungewollte Ironie enthalten, um sich selbst zu entlarven. Schließen wir nach Strauß, so verwalten die Herrschenden der Bundesrepublik wahrhaftig das Erbe der Nazis: deren Verluste buchen sie geflissentlich in neue Gewinne um. In der

Sowjetunion nennt man diese Haltung revanchistisch. Franz Joseph Strauß weiß das. Er revanchiert sich standepede: Die Sowjetunion ist revanchistisch, denn nur sie will uns die wiedergewonnenen Siege streitig machen.

Eine treudeutsche Sitte kommt auf die dreisten Nachkommen bundesdeutscher Liederlichkeit: Die andern sind schuld; die andern stören; wir wollen doch ganz friedlich siegen. Wir sind die wahren Verfolgten der Nazi Herrschaft. Als würde Hegel jeder reaktionären Haltung noch die Chance der historischen Ironie belassen, ist diese neonationalistische Heuchelei gar nicht unwahr: wir waren Verfolgte — nur ließen wir uns dazu hernehmen, das Geschäft der Verfolgung selbst zu besorgen. Die Gerstenstrauß und Ademeiers, Guttenjakschs und Jaegerhards vergessen das bei ihren salbungsvollen Reden.

Bei aller Ironie ungewollter Selbstentlarvung ist es blutiger Ernst geworden: Der bundesdeutsche Neonationalismus ist eine Kraft, den die führenden „Volksparteien“ der Bundesrepublik dadurch eindämmen wollen, daß sie ihm ihren Hof machen. Die NPD brachte lediglich die erste Ernte der politischen Saat Bonns ein. Wo die CDU/CSU einen wohl dosierten Neonationalismus brauchte, um den Antikommunismus hochzuzüchten, konsolidierte die NPD den Neonationalismus, um den Neofaschismus voranzutreiben. Die NPD, ein Bastard der CDU/CSU-Politik, zwingt die ehrwürdige Hurenmutter nach rechts, und die SPD, die sich nach dem Godesberger Programm in dem bundeshäuslichen Mief verkroch, zieht brav hinterher. Die NPD ist der Katalysator für den westdeutschen Neofaschismus, und viele Bürgerliche machen wieder eifrig mit. Die jahrelang zum Stimmvieh degradierten Wähler reagieren nun mit den guten Gefühlen der Empörung und Rechtschaffenheit. Die Neonationalisten trommeln für diese nationalen Tugenden, um von den sozialen Nöten abzulenken.

Es wäre nicht verwunderlich, wenn es zwischen der CSU und der NPD für den Wahlkampf in den bayrischen Landtag 1966 ein Stillhalteabkommen gäbe: die bürgerlichen Parteien müssen sich doch in die neonationalistischen und neofaschistischen Wähler fair teilen.

Die Presse der Bourgeoisie beteiligt sich auf ihre Weise: sie tut so, als gebe es die NPD gar nicht mehr. Die Neofaschisten wissen das weitverbreitete Mißtrauen gegen eine korrumpierte Presse weidlich in Stimmen umzuwandeln, wenn sie ihre Märtyrerritraden vom Stapel lassen: seht, wie sie uns totsichweigen, seht, wie sie die Wahrheit verschweigen, seht, wie diese auslandshörige Presse Deutschland verrät! Die bürgerliche Presse mag die Trommler nicht und dennoch konkurriert sie mit dem neonationalistischen Programm. Literweise fließt die Sentimentalität aus den Spalten dieser Presse über die zwei „Repräsentanten“ des Dritten Reiches, von Schirach und Speer. Liebe Geschichten von Emmy Göring werden hoch dotiert, Rührstücke über die Gemütsverfassung der Herren, schöne Bilder über das anständige bürgerliche Leben, das sie nun beginnen wollen — und kein Wort über die Kriegsverbrechen, für die sie mitverantwortlich waren. Ist es erstaunlich, daß auch die liberale Presse hier keine Ausnahme macht? Liberale finden

sich wie immer mit den herrschenden Zuständen ab, indem sie eine politische Unabhängigkeit vortäuschen, die bereits heute nichts anderes übrig läßt, als pilatistische Handwaschungen bei Parties. Ja, wissen Sie, die Leser, die Konkurrenz, die Annoncen . . . Also das Geschäft. Warum sagen diese Herren nicht einmal: das ganze System degradiert uns zu solchen Kretins. Der „Spiegel“ bietet dafür ein aufschlußreiches Beispiel.

Er will nach wie vor als das kritische Regulativ der öffentlichen Meinung fungieren. Was bleibt ihm anderes zu tun, als den Neonationalismus zu regulieren? Der „Spiegel“ bewältigt die Vergangenheit von rechts: das Understatement des „führenden westdeutschen Nachrichtenmagazins“ ist ein scheinbares, denn bei bestimmten Themen schlägt es in eine Verharmlosung und Neutralisierung der Kritik um. Dazu gehören die apologetischen Schrammeln über einen professoralen Spielzeughitler von Percy S. Schramm, die gemütvollte Geschichte eines Widerstandskämpfers — nämlich die Geschichte des Kriegsverbrechers (und freundlichen und tüchtigen Bürgers) Albert Speer, die Beweihräucherung der faschistischen Caballeros im Alcazar von Toledo (ist das der Beitrag zum 30. Jahrestag des spanischen Bürgerkrieges?), eine faktenverschleiernde Rehabilitierung der SS in dem neuen Springerschen Tiefkupferdruckverfahren (da gab es ganz verschiedene Typen, Menschen und viele Konflikte — wer hätte das gedacht?). Allein die Wahl der Themen macht hier auf das politische Bewußtsein der Leser einen nachhaltigeren Eindruck als die großartigen Amokläufe Rudolf Augsteins, der in dieser Umgebung wie ein Senator Quichote unter Hamburger Industriellen auftritt. Die Neutralität des liberalen „Spiegel“ kann nur ein Spiegel der herrschenden Verhältnisse sein. Die kritische Fähigkeit der Leser, die den „Spiegel“ als letzten Hort publizistischer Opposition feiern, verwandelt sich in eine Einbildung der Kritik. Sie sind schon damit zufrieden, daß es den „Spiegel“ noch gibt. Es ist die Hoffnung auf den Feuerwehrmann am Montagmorgen, der nur noch zum Schein löscht. Wenn es einmal zu brennen anfängt, fluchen jene liberalen Geister über das „Scheißvolk“ der Deutschen, das zu keiner politischen Vernunft zu bringen sei. Liegt nicht die Unvernunft bei jenen Liberalen, die so tun, als stünden sie über allen Dingen, während sie in Wirklichkeit doch die herrschenden Verhältnisse mit einer gerade noch tragbaren Kritik bedienen. Gemessen an manchen Sozialdemokraten befließt sich der liberale „Spiegel“ in der Tat einer bewunderungswürdigen Opposition. Das ist umso erstaunlicher, als der „Spiegel“-Herausgeber von Annoncen und — soll sein — von Redakteuren abhängt und ein eventuell schlechtes Gewissen mit den objektiven Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaft rechtfertigen kann. Führende Sozialdemokraten dagegen sind von Annoncen nicht abhängig. Sie rühmen sich, das Vertrauen der Mitglieder zu genießen, die zur Finanzierung der politischen Arbeit Beiträge bezahlen. Aber offenbar wollen prominente Sozialdemokraten auch in Sachen Neonationalismus die Vertreter der bürgerlichen Parteien übertrumpfen.

Willy Brandt schenkt Tochter Hilde Blumen als Glückwunsch und Anerkennung für ihre Bemühungen um die Freilassung des prominenten braunen Vaters Speer. Wo sind die Blumen Willy Brandts für die Tochter eines kleinen Roten, eines Arbeiters, der aus dem westdeutschen Gefängnis entlassen wird? Herr Erler macht seine Reverenzen im faschistischen Spanien, und Golo Mann schreibt eine politische Apologie, die den Amtsschreibern des Madrider Informationsministeriums alle Ehre gemacht hätte. Wenzel Jaksch reicht dem französischen Faschisten Tixier-Vignancour die Wange zum Bruderkuß und ist immer noch Mitglied einer Partei, die sich rühmt, gegen den Hitlerfaschismus gekämpft zu haben. Der politische Emigrant und Sozialdemokrat Wilhelm Hoegner schreibt in der Münchner Abendzeitung vom 15. 10. 1966 über seine Zeugenschaft bei den Nürnberger Prozessen: der „Henker war ein untergesetzter amerikanischer Soldat mit rotem, brutalem Gesicht.“ Die angeklagten Kriegsverbrecher sind „von Todesangst gepeinigte Menschen in engen Zellen“, und Hoegner zitiert des Generals (Keitel) letzte Worte: „Ich rufe den Allmächtigen an, der möge sich des deutschen Volkes erbarmen. Über zwei Millionen deutsche Soldaten sind vor mir in den Tod gegangen. Ich folge meinen Söhnen nach, alles für Deutschland!“ Hoegner sagt kein Wort von dem Mißbrauch der nationalistischen Parolen, kein Wort von den Verbrechen gegen die Menschheit, für die jene Herren an den Galgen kamen. Seine Beschreibung der letzten Stunden vor Vollstreckung des Urteils ist eine Beschreibung vom Henker und seinem Opfer, was die historischen Rollen der beiden unmerklich vertauscht. Sie leistet im übrigen der Naziideologie unterschwelligen Vorschub: der Henker als roher „Untermensch“ gegenüber dem gefühlsreichen „Herrenmenschen“.

Was geht in diesem Land vor?

Marxistische Kritiker der Bundesrepublik haben schon vor Jahren die Prognose gestellt, daß der wirtschaftliche und politische Weg dieses Staates notwendig über den Verrat an der eigenen Verfassung zu einem autoritären Staat neofaschistischer Prägung führen werde.

Die Ideologen der pluralistischen Gesellschaft verlachten, verspotteten und bekämpften jene Kritiker. Heute werden diese Kritiker totgeschwiegen: die Prognosen haben sich bewahrheitet. Es wird nicht mehr lange dauern, bis jene Kritiker denunziert und diffamiert werden: der Klassenkampf spitzt sich zu.

Inzwischen stellt eine Reihe der besten Anhänger dieser westdeutschen Demokraten mit Entsetzen fest, daß sich dieser Staat auf dem Weg zur Diktatur befindet. Sie argumentieren anders als die Marxisten, sie schlagen andere Alternativen zur Abwendung der Diktatur vor. Aber sie erkennen alle Symptome der Faschisierung von Staat und Gesellschaft. Karl Jaspers ist der prominenteste dieser Kritiker. Er verzeichnet die in diesem Land weitverbreitete Ahnungslosigkeit: „Es ist fast unbegreiflich, daß die Mehrzahl der Politiker und die Bevölkerung nicht merken, was da geschieht, und nicht einmal die meisten derjenigen, die selber daran mitwirken (wie vor 1933).“ Jaspers sieht den möglichen Weg

„von der Parteienoligarchie zum autoritären Staat; vom autoritären Staat zum Diktaturstaat; vom Diktaturstaat zum Krieg.“

Freilich: die politischen Lehren von Karl Jaspers sind verschwommen und Bestandteil der Welt, die er kritisiert. Seine politischen Vorstellungen schwanken zwischen realistischer Symptomkritik und dem Idealismus der bürgerlichen Ideologie. Aber gerade deshalb muß diese Warnung als ein bedenkliches Zeichen gewertet werden. Jaspers hegt keinen Zweifel daran, daß gegen die Notstandsgesetze ein bedingungsloser Kampf zu führen ist. Er fordert die unmißverständliche Anerkennung des Status quo in Europa, denn er macht sich nichts vor: „Die Nichtanerkennung des Status quo als solche ist eine Bedrohung des Friedens...“ Jaspers Warnung steht im Zeichen der Selbstbesinnung eines bürgerlichen Philosophen, der erneut die nationale Enttäuschung erlebt. Die Enttäuschung geht so weit, daß er, ein Anhänger der evolutionären Entwicklung in der Geschichte, die Idee der Revolution feiert. Im Hinblick auf die Notstandsgesetze, die Jaspers zurecht mit dem Ermächtigungsgesetz von 1933 vergleicht, schreibt Jaspers: „Ein Volk, das in einem solchen Fall nicht den Bürgerkrieg der Unfreiheit vorzieht, ist kein freies Volk.“ Die Geschichte der Jahre 1933 bis 1945 gibt ihm Recht: die Deutschen unterwarfen sich der Tyrannei. Der Bürgerkrieg wurde im Keim erstickt, und diejenigen, die ihn zu führen bereit waren, konnten sich nicht einigen, wurden ermordet, in die Konzentrationslager abgeführt oder mußten emigrieren. Aber wie alle bürgerlichen Philosophen, die den „Bürgerkrieg“ zur „Abwendung der Unfreiheit“ fordern, verrät Karl Jaspers nicht, wie sich dieses „Volk“ zusammensetzt, das den „Bürgerkrieg“ wagen soll. Wir suchen bei ihm vergeblich nach einer Erklärung, warum es überhaupt zu Ermächtigungs- und Notstandsgesetzen kommen kann, wer sie befürwortet, wem sie nützen, wer sie bekämpft.

Die Analysen der Notstandsgesetze zeigen, daß die Herrschenden dieses Staates eine verschleierte Eskalation von Gewaltmaßnahmen planen. Die Herrschenden sagen: als Maßnahme gegen einen äußeren Feind, zum Schutze der Nation, zur Sicherung des Staates. Diese Leier hat rostbraune Saiten. Neonationalismus und Antikommunismus werden als Ideologie der neuen Volksgemeinschaft der Deutschen („Formierte Gesellschaft“ u. dgl.) benutzt, um von dem wirklichen Sachverhalt abzulenken: die Maßnahmen der Gewalt sind in Wahrheit gegen die Arbeitnehmer gerichtet, vor allem gegen die Arbeiter (ca. 50 Prozent der Bevölkerung), die im Fall einer Krise zum Streik bereit sein könnten.

Die Notstandsgesetze sind in der Tat die Vorbereitungen der Bourgeoisie für einen einseitig geführten Bürgerkrieg. Die Bourgeoisie weiß, daß der Klassenkampf geplant werden muß. Wie steht es um die Gegenkräfte? Was ist zu tun? Gibt es eine Chance, den Weg in eine faschistische Diktatur neuen Typus aufzuhalten? Wie steht es um die Möglichkeiten, die Verfassung der Bundesrepublik vor ihrer endgültigen Usurpation durch eine autoritär herrschende Parteien-

oligarchie zu schützen? Die wichtigsten Faktoren in der Machtstruktur der westdeutschen Klassengesellschaft sollen hier umrissen werden, damit die politischen Alternativen deutlich werden.

Die Restauration der westdeutschen Gesellschaft ist perfekt. Der Kapitalismus in diesem Land ist so bedrohlich wie vor 1933.

Die Konzentration des Kapitals ist trotz aller wohlgemeinten Kartellgesetze unaufhaltsam. Sie vollzieht sich in einer Landschaft zeitgemäßer sozialer Demagogie. Trotz der „sozialen Partnerschaft“ dürfte folgende Beschreibung einer Unternehmererfahrung für das westdeutsche Bewußtsein selbstverständlich sein: „Mit wenigen Leuten fing ich an, sie verdienten mehr und mehr und lebten besser als ich, so ging es fast 25 Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit... Wo ursprünglich drei Mann beschäftigt waren, standen später 15 000... Jeder hat nach seiner Kraft und seiner Fähigkeit seinen Lohn erhalten... So wie jeder-mann sein Eigentum verteidigt, so tue ich dasselbe. Wenn mein Gedanke mein ist, so ist auch meine Erfahrung mein, die Frucht derselben. Dasselbe gilt für die Gußstahlfabrik und ihre Produktion. Ich habe die Erfindungen und neue Pro-duktionen eingeführt, nicht der Arbeiter. Er ist abgefunden mit seinem Lohn, und ob ich darauf gewinne oder verliere, das ist meine eigene Sache.“ Diese aktuelle Geschichte stammt aus dem Jahr 1877 und ist die Geschichte des Fabrik-herrn Krupp.

Der Anteil der Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 100 Millionen DM und mehr betrug 1953 noch 34 Prozent des westdeutschen Aktienkapitals. 1965 betrug er bereits 57 Prozent und er wird, falls dieser Trend anhält, 1975 etwa 75 bis 80 Prozent des gesamten Aktienkapitals ausmachen. Selbstverständlich wächst die Kapitalmacht der Großen um ein Mehrfaches. Man nennt das Monopolkapitalismus.

Gleichzeitig ist eine zunehmende Abhängigkeit der Konjunktur von Rüstungs-aufträgen zu verzeichnen. Werden die Rüstungsausgaben wie bisher fortgeführt, betragen sie im Jahr 1970 etwa 30 Milliarden DM. Das bedeutet — bei gleich-bleibendem Staatshaushalt — eine Zunahme des Defizits der Regierung. Jenes Defizit wird dann die Dimensionen der Rüstungsausgaben erreichen. Aber schon heute hüpfen die monopolkapitalistischen Tanzmeister auf der Bonner Bühne nervös herum: irgendwer muß getreten werden, wenn man die Ausgaben decken will. Die Gewinne im Rüstungssektor sind unter privatwirtschaftlichen Pro-duktionsverhältnissen am höchsten. Deshalb fließen die Investitionen in die Rüstungswirtschaft und so wird dem zivilen Sektor Kapital entzogen.

Für langfristige Investitionen (10 Jahre) beim Bau von Schulen, Krankenhäu- sern, bei der Neuerschließung von Erholungsgebieten, für wasserwirtschaftliche Maßnahmen besteht ein Kapitalbedarf der Gemeinden und Städte von 216 Mil-liarden. Die Kommunalverwaltungen sind jedoch derart verschuldet, daß sie, wie in Frankfurt, schon heute eine Reihe von Projekten einstellen müssen.

Die Rüstungswirtschaft treibt auch die Inflation voran: der Kaufkraftschwund

der Deutschen Mark beträgt von 1949 bis 1966 etwa 30 Prozent. Die vermö-gensdemagogischen Lockrufe an den Durchschnittsverbraucher sind reiner Hohn: 76 Prozent der westdeutschen Bevölkerung verfügen über kein steuerpflichtiges Vermögen. Die Konzentration der Vermögensbildung ist schwindelerregend: das Nettovermögen der Selbständigen wuchs von 1950 bis 1963 um das 26fache der Ersparnisse Unselbständiger. Auf kalte Weise werden inzwischen die weni-gen Sparvergünstigungen für die Masse der Verbraucher abgestellt.

Zu den internen Schwierigkeiten einer aus den Fugen geratenden Volkswirt-schaft kommen die durch den internationalen Wettbewerb bedingten Beschrän-kungen und Veränderungen. Wirtschaftlich und politisch bedeutsam ist vor allem die Abhängigkeit vom amerikanischen Kapital, die zu den zentralen Problemen der Bundesrepublik gehört.

Der westdeutsche Kapitalismus stößt an seine Grenzen. Die wirtschaftlichen Widersprüche schlagen um in sozialen und politischen Zwang. Den „freien Wett-bewerb“ gibt es zwar schon lange nicht mehr — die Monopole brauchen zur gegenseitigen Absicherung Absprachen und staatliche Verfügungen — aber die privatwirtschaftliche Profitmaxierung zwingt nun objektiv zu Maßnahmen, die auf Kosten der gesamtgesellschaftlichen Aufgaben gehen und auf dem Rücken der abhängigen Arbeitskräfte ausgetragen werden. Die sozialen Konflikte neh-men zu.

Die Automation hat nach einer Berechnung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf zur Folge, daß in Westdeutschland mindestens sieben Millionen Beschäf-tigte in Industrie, Landwirtschaft, Verwaltung usw. ihre bisherigen Berufe auf-geben und sich auf neue Tätigkeiten umstellen müssen. Die Zahl ist nicht aus-schlaggebend: in jedem Fall gibt es keinen Plan für die Ausbildung der Betrof-fenen, die im Grunde genommen sich selbst überlassen bleiben. Die Mängel der vorhandenen Ausbildungsbedingungen müssen an dieser Stelle nicht ausgeführt werden: sie sind weitgehend unter dem Stichwort Bildungsnotstand bekannt.

Die Unternehmer brauchen deshalb mehr Macht, die durch staatliche Maßnah-men legalisiert werden soll. Strukturelle Veränderungen der Wirtschaft und Ab-satzschwierigkeiten rufen einen gewissen Prozentsatz von Arbeitslosen hervor. Die Verbände und die Presse der Unternehmerschaft sprechen heute ganz offen von einer kontrollierbaren Arbeitslosenziffer (4 Prozent). Sie brauchen das, um die Tarifpolitik — den Nerv der Gewerkschaften — auszuhöhlen. (Als Ouver-türe dienen die Stabilisierungsgesetze.) Dies wird in Anbetracht der relativ ge-ringen Zahl der organisierten Arbeiter und Angestellten (etwa 35 Prozent) und der über Jahre hinweg betriebenen Ausschaltung politisch orientierter Gewerk-schaftsvertreter wenig Schwierigkeiten machen. In Amerika ist es in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, daß ein von den Gewerkschaften ausgerufen Streik bei den Arbeitern nicht genug Widerhall fand und der Streik nicht stattfand. Außerdem konnten manche Betriebe Streikaktionen gelassen hinnehmen, da sie in einem fortgeschrittenen Stadium der Automation die Produktion mit einer

Handvoll Ingenieure aufrechterhielten. Der vorübergehende Erfolg der Unternehmer dürfte jedoch Arbeiter und Gewerkschaften politisch radikalisieren, weil dieser Erfolg das Resultat von Zwang war.

Mit den Gastarbeitern bietet sich den westdeutschen Unternehmern eine weitere Manipulation an, Macht vorübergehend zu konsolidieren: man wird den Fremdenhaß schüren, indem zuerst Deutsche entlassen werden. Auf diese Weise wird von den sozialen Ursachen der Entlassungen abgelenkt. Ein Teil der deutschen Arbeiter wird dadurch zweifellos neonationalistischen Demagogen sein Ohr leihen. Das Stichwort wird lauten: wir deutschen Unternehmer würden euch deutsche Arbeiter gerne behalten, aber die Arbeitsverträge mit den Ausländern binden uns. Den Rest wird die NPD besorgen. Die Heuchelei ist zu perfekt, als daß sie allen Arbeitern genüge: die verschärfte Klassenlage wird das Bewußtsein der Klasse schärfen. Es wird nicht lange verborgen bleiben, daß die Arbeitsverträge für Ausländer als Arbeitsverpflichtung abgeschlossen wurden — als Verpflichtung der Arbeiter und nicht der Unternehmer. Als ob es nicht die Unternehmer waren, die ausländische Kräfte anwarben, um sie oft schamlos auszubeuten. Indessen ist eines klar: wirtschaftliche und machtpolitische Tricks in den Betrieben reichen nicht mehr aus, um die „Ordnung“ aufrechtzuerhalten. Ebenso wenig genügen die Einschüchterungen, in Form der Betriebsgerichte, des Durchkämmens der Betriebe nach „Bummelanten“ und der direkten Bestechung.

Aber: Klassenkampf 66 hat zu viele Faktoren der politischen Unsicherheit. Der Umschlag von friedlichen Konsumenten in kämpferische Demonstranten ist eine Sache von Stunden. Die Stunden hängen von der sozialen Lage ab. Die soziale Lage der Massen wird sich verschlechtern. Die daraus entstehende Dynamik könnte die der Jahrhundertwende noch übertreffen. Allerdings bleibt es völlig offen, von wem jene Dynamik aufgefangen wird. Daß sie plötzlich ausbrechen kann, zeigen die Demonstrationen der Bergarbeiter im Ruhrgebiet, Schülerdemonstrationen von Köln am 20. Oktober 1966 (und noch Tage danach). Die Erhöhung der Straßenbahnpreise brachte 8000 Leute auf die Straßen, die sich bis „spät in die Nacht mit 200 Polizisten regelrechte Straßenschlachten lieferten“. (SZ vom 24. 10. 1966) Einst hatten die Massen nichts als ihre Ketten zu verlieren, heute haben sie nichts als ihre Schulden zu verlieren. Die Ansprüche sind höher, das Selbstbewußtsein ist radikaler geworden — für das Individuum. Das Bewußtsein der Klasse schlummert in halbwachem Zustand. Wenn es sich mit dem individuellen Selbstbewußtsein und den Erfahrungen des materiell besseren Lebens verbündet, wird es eine geradezu anarchische Explosivität entwickeln. Dabei spielt die Nähe der DDR eine entscheidende Rolle: wird die aufbrechende Unzufriedenheit oder der eingefressene Antikommunismus stärker sein? Der Widerspruch zwischen dem falschen Bewußtsein der bürgerlichen Ideologie und der Klassenlage der Arbeitenden schließt eine totale Kontrolle aus. Deshalb ist eine Militarisierung der Gesellschaft vorgesehen.

Schon heute zeigt es sich, daß dieser Lack immer wieder abblättert. Jenes falsche

Bewußtsein legt sich doch nur wie eine dünne Schicht über die unmittelbare Wahrnehmung der Arbeiterinteressen. Dem Neofaschismus steht eventuell eine reiche Ernte bevor. Es sei denn . . .

Die Staatsmaschine der westdeutschen Bourgeoisie sieht vor, daß diese Frage erst gar nicht aufkommen darf: einer Massenabwanderung westdeutscher Arbeitsloser in die DDR muß entgegengetreten werden. Daher kommen die totalen Verfügungen der westdeutschen Notstandsgesetze, die den „sozialen Frieden“ rechtzeitig durch Zivildienstverpflichtungen wiederherstellen sollen. Man braucht für den westdeutschen Luftschutz 1 Million Selbstschutzwarte, 80 000 Leiter von Selbstschutzblocks, 62 000 Leiter von Selbstschutzbezirken, 6 200 Selbstschutzzugführer, 111 600 Selbstschutzpflichtige in Selbstschutzzügen, 180 000 Gehilfen. Diese Funktionäre fehlten bisher: viele Arbeitslose werden dafür zu gewinnen sein, nämlich gerade die Unqualifizierten, die als erste stellungslos werden. Diese Gesetze — sie fördern auch die Arbeitswilligkeit bei den ehrenamtlichen Funktionären — sind vorläufig zurückgestellt: das Arbeitslosenreservoir fehlt. Eines steht fest: es sind ordnungsfaschistische Gesetze. Bürgerliche Soziologen sprechen vom Abbröckeln der Ideologie in unserer Zeit. In der Tat: die Ideologie der „sozialen Partnerschaft“, die Ideologie des Pluralismus auf liberalen Grundlagen brechen zusammen. Man verstößt unverhüllt gegen die Verfassung, weil sie den wahren Machtverhältnissen im Wege steht. Die Beteiligten der Übung Fallex 66 machten sich eines radikalen Verfassungsbruches schuldig, weil hier verfassungsändernde Gesetze praktiziert wurden, die weder dem Bundeskabinett noch dem Parlament, geschweige denn der Öffentlichkeit vorgelegen haben.

Verwalter und Ideologen der westdeutschen Herrschaft wissen es heute besser als die Kritiker einer nur abstrakten Entfremdung in der kapitalistischen Gesellschaft, wen sie bedienen und was sie anstellen: sie brauchen den Zwang, um in Zeiten der Krise die bestehenden Eigentumsverhältnisse zu halten und sie werden den Zwang rigoros auszuüben versuchen. Sie vertrauen wie die Herrschenden aller Klassengesellschaften auf eine Staatsmaschine, die ihnen durch Gesetz und Befehlsgewalt zur Verfügung steht. Sowohl die Legislative als auch die Exekutive dieses Staates wird von der Unternehmerwirtschaft beherrscht. Nach einer Statistik des Bundesverbandes der deutschen Industrie aus dem Jahre 1958/59 gingen schon damals 82,8 Prozent aller Gesetzesentwürfe direkt an die Ministerien, 8 Prozent an den Bundestag, der Rest an die Bundeszentralbank und die Bundesbahn. Während jener Wahlperiode kamen 384 Gesetze auf Regierungsimpulse, dagegen nur 74 Gesetze auf die Initiative des Bundestags hin zustande. Mit den Notstandsgesetzen soll erreicht werden, daß die Staatsmaschine ausschließlich die Interessen des Monopolkapitals bedient.

Wer wird daran zweifeln, daß gerade die Herrschenden des bundesdeutschen Kapitalismus die Diktatur nicht mit allen Mitteln betreiben werden, wenn es ihnen in den Kram paßt? Von 10 westdeutschen Unternehmern waren 8 willige Instrumente und Stützen der Naziwirtschaft. Ihr Herrschaftsapparat in der Ver-

waltung, bei der Polizei und der Bundeswehr besteht im Kern aus der zweiten Garnitur des nazistischen Deutschland und ihren Zöglingen. Vom amerikanischen Kapitalismus zu Demokraten entnazifiziert, benutzten sie alle den Antikommunismus als Fahrkarte nach oben mit Umsteigen im Westen. Nur ein Naiver wird daran glauben, daß aus jenem Apparat von Opportunisten und Korumpierten auch nur ein Funke demokratischen Widerstandes zu erwarten wäre. Sie werden die Notstandsgesetze so praktizieren, wie sie die Konzentrationslager Hitlers bedienten, in aller Unschuld und Selbstgerechtigkeit und genauso unverfroren, wie sie den Völkermord des amerikanischen Imperialismus in Vietnam unterstützen, in aller Heuchelei und realpolitischer Tüpfelscheißerei.

Wir können zwar sagen: wer die Notstandsgesetze fördert, wer den Status quo in Europa nicht anerkennt, steht schon heute unter der vollen Wucht historischer Anklage. Wer Notstandsgesetze will, findet sich mit dem autoritären Staat ab, wer den Status quo nicht anerkennt, rechnet mit dem Krieg. Die das betreiben, werden sich zu verantworten haben. Aber: was nützt uns das Urteil der Nachwelt? Wir müssen handeln.

Das Unbehagen vieler Menschen, gleich welcher Bildung und Klassenzugehörigkeit, drückt sich zumeist in der Frage aus: Aber was können wir denn tun? Was verändert sich denn, wenn man kritisiert, protestiert, demonstriert? Es verändert sich nichts, was wir nicht selbst verändern. Voraussetzung ist die Einsicht in die Zusammenhänge der westdeutschen Klassengesellschaft. Wir müssen unseren Standort in dieser Gesellschaft erkennen. Ohne dieses Bewußtsein gibt es weder eine individuelle noch eine kollektive Aktion. Viele sind zum Handeln bereit, aber viel zu viele warten darauf, daß ihnen die anderen das Denken und das Handeln abnehmen. Viele linke Intellektuelle warten auf die Arbeiter wie auf Godot (einige wenige, ganz radikale, erfinden diesen Godot und sagen, es seien die Arbeiter). Sie meinen, daß das „Proletariat faktisch mehr und mehr verbürgert, so daß diese bürgerlichste aller Nationen es schließlich dahin bringen zu wollen scheint, eine bürgerliche Aristokratie und ein bürgerliches Proletariat *neben* der Bourgeoisie zu besitzen.“ Das wurde übrigens nicht über die deutsche Arbeiterschaft geschrieben. Das schrieb Engels an Marx in einem Brief vom 7. Oktober 1858 über die englischen Arbeiter. Das Urteil deckt sich mit der begründbaren Meinung vieler westdeutscher Intellektueller über die westdeutschen Arbeiter. Aus einer solchen Beobachtung kann man aber sehr verschiedene Schlüsse ziehen. Die frühen Marxisten orientierten sich nach dem Bewußtseinsstand der Arbeiterschaft. Er war und ist nach wie vor abhängig von den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen. Die Bewußtseinsbildung ist die Voraussetzung für jeden politischen Willen und jede politische Aktion. Das erfordert eine äußerst komplizierte und langwierige pädagogische Arbeit. Diese Arbeit hat mit allen Widerständen einer Klassengesellschaft zu rechnen: mit der geschickten Schmeichelei und den Maßnahmen der Verdummung der Herrschenden, mit den Widerständen eines verkrüppelten und verführten Bewußtseins bei den Unter-

drückten. Es gibt keine fertigen Rezepte für die Lösung dieser Aufgabe. Es gibt allein methodische Hinweise und die Entschlossenheit, dafür zu kämpfen. Das erfordert einen Reichtum der Erfindungen, Ökonomie des praktischen Einsatzes und die Überzeugung der kollektiven Kraft aller individuellen Anstrengungen. Dies bedarf der Kenntnisse und der Bekenntnisse, der Schläue und Beharrlichkeit in der Realisierung.

Hans-Magnus Enzensberger wirft Peter Weiss vor: „Es ist nicht jedermanns Sache, mit Bekenntnissen um sich zu schmeißen. Da Peter Weiss und andere mich auffordern, Farbe zu bekennen, so erwidere ich: Die diversen Seelen in ihrer und in meiner Brust sind weltpolitisch nicht von Interesse. Die moralische Ausrüstung von links kann mir gestohlen bleiben. Ich bin kein Idealist. Bekenntnissen ziehe ich Argumente vor. Zweifel sind mir lieber als Sentiments. Revolutionäres Geschwätz ist mir verhaßt. Widerspruchsfreie Weltbilder brauche ich nicht. Im Zweifelsfall entscheidet die Wirklichkeit.“

Entgeht es denn Enzensberger, daß er ein Bekenntnis abgibt? Hat er hier nicht die ganze Seele (plus Kopf) bloßgelegt? „Ich bin kein Idealist! . . . Revolutionäres Geschwätz ist mir verhaßt.“ Das ist eine sehr sympathische Demagogie für Intellektuelle, die sich in kritischen Beiträgen selbst übertreffen und versichern, daß sie keine Konsequenzen daraus ziehen. Enzensberger praktiziert aber seine eigenen Widersprüche: er beteiligt sich am Frankfurter Kongreß „Notstand der Demokratie“. Ist das kein Bekenntnis? Bekennt er hier nicht Farbe? Andere werden über diesen Enzensberger sagen: „Revolutionäres Geschwätz.“ Entscheidet wirklich die Wirklichkeit? Entscheiden nicht jene, die sie verändern? Wir brauchen uns alle — die „Idealisten“ und jene, die sich für „Realisten“ halten, auch wenn jene es der Wirklichkeit überlassen wollen, die Zweifel zu entscheiden. Eine Wirklichkeit, die man sich selbst überläßt, wird von anderen übernommen. Wir sind wenige. Wir sind zersplittert. Wir müssen zusammenkommen und dann werden es mehr sein. Wer sind „wir“?

Zunächst sind das all die Köpfe, die erkennen, daß die geistige Auseinandersetzung in der Bundesrepublik sich nicht mehr in der manipulierten Öffentlichkeit vollzieht. Sie wird es wieder geben, aber nicht mit Hilfe der bestehenden Massenkommunikationsmittel. Gruppen, Schichten und Klassen sind als Konsumenten der Bewußtseinsbildung (oder -verbildung) einander fremd. Gemeinsamkeiten sind weitgehend bestimmt von der Struktur der Kommunikationsmittel. Die Verbreitung jener Mittel ist weitgehend an der Kapitalkonzentration der Presse abzulesen.

Der Gigant jener Konzentration ist der Springer-Konzern. Springers Anteil an der überregionalen Tagespresse beträgt 88,7 Prozent. Am Vertrieb der BRD hat Springer einen Anteil von 30 Prozent. Insgesamt verlassen jede Woche rund 45 Millionen Zeitungen und Zeitschriften Springers Mammut-Unternehmen. Das heißt: im Durchschnitt liest heute jede dritte Familie der Bundesrepublik täglich ein Produkt des Hauses Axel Cäsar Springer. Die Bildzeitung mit einer täg-

ligen Auflage von 4,8 Millionen ist Machtfaktor Nummer 1 des Großen Bruders der Bundesrepublik. 50 bis 60 Prozent dieser Zeitung bestehen aus Anzeigen, Überschriften und Bildern. Die restlichen 40 bis 50 Prozent bezeichnete ein Soziologe als „Eintopfsuppe aus Vorurteilen, abgegriffenen Phrasen und irreführenden Suggestivfragen“.

Zusammengefaßt könnten diese Ziffern jene sozialorientierten Kulturkritiker bestätigen, die die totale Integration der Gesellschaft im Spätkapitalismus für unwiderrufbar halten und die Verwirklichung der Freiheit nur noch im Bereich der Kunst sehen.

Springers Konzern ist das Demagogendezernat des Monopolkapitalismus. „Bild“ ist ein gemeingefährliches Unternehmen: „Bild“ liefert Emotionen, aber keine Informationen. Die Emotionen manipulieren das Bewußtsein auf kapitalistische Profitwirtschaft hin, das heißt, hier bedient man sich aller demagogischen Mittel, um den zum größten Teil abhängigen Arbeitskräften (80 Prozent der arbeitenden Bevölkerung sind heute Abhängige) Interessen vorzutäuschen, die nicht die ihren sind. Die absolute Beherrschung des Marktes im Pressewesen und die Kontrollen der politischen Polizei bedeuten aber nicht die totale Beherrschung der Köpfe. Auch hier soll Papier geduldig sein.

Die Verfechter des Begriffs der totalen Integration gehen von einem statischen Bild der historischen Entwicklung aus und werden sich mit jeder Diktatur abfinden. Sie betrachten die Integration als die Summe der integrierten Individuen. Der Charakter dieser Integration wird sodann unterschiedslos auf alle Institutionen übertragen (Unternehmerverbände, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften). Entspricht das heute der politischen Wirklichkeit?

Die geplanten und bereits durchs Parlament geschmuggelten Notstandsgesetze formierten doch schon Fronten, die nicht in jenes Bild der totalen Integration paßten. Wir haben erkennbare Fronten von Institutionen, die für oder gegen die Notstandsgesetze kämpfen. Die Formationen der bürgerlichen Staatsmaschine sehen sich einer neuen Formation des Widerstands gegenüber. Es handelt sich um den Kongreß „Notstand der Demokratie“ in Frankfurt am 30. Oktober 1966. Entscheidend an diesem Kongreß ist nicht der unmittelbare Erfolg oder Mißerfolg gegenüber der Regierung und der angeblichen Opposition, die gemeinsam die Demokratie für den Kapitalismus an den Nagel hängen werden, wenn eine Diktatur sich als zweckmäßiger erweist. Entscheidend ist das Modell dieser Formation. Dieses Modell ist richtungsweisend für den zukünftigen Widerstand — zur Bekämpfung des Neofaschismus, zur Erhaltung der Verfassung und zur Verwirklichung einer demokratischen Gesellschaft, die keine Bildungsprivilegien kennt und das Eigentum an Produktionsmitteln aufhebt. Es wird jener Widerstand sein, der die Konsequenzen aus dem Kernsatz des Ahlener Parteiprogramms der CDU zieht: „Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist den staatlichen und sozialen Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht geworden.“

Der Frankfurter Kongreß findet bisher in der bürgerlichen Presse den Niederschlag von der Größe eines Tintenkleckses. Erwarten wir im Ernst, daß die Bourgeoisie den Widerstand gegen jene Entwicklung aufnimmt, die sie aus sich selbst hervorbrachte? Erwarten wir mehr als Tintenkleckse? Sollen sie ihre Freude (und Profite) an den Schirach, Speer und Emmy Göring haben. Der Kongreß in Frankfurt erwartet keine Millionen, sondern ganze 20 000 Teilnehmer. Aber: es ist das erste große Bündnis zwischen fortschrittlichen Arbeitern, Intellektuellen und mächtigen Industriegewerkschaften (auch hier schoß die SPD mit Hilfe der rechten Anhänger des vermögensgläubigen Leber gegen eine einheitliche Aktion des DGB). Das ist ein großes Ereignis.

Was ist das Wesentliche an diesem Bündnis? Dieses Bündnis ist ein Multiplikationssystem der kämpferischen Aufklärung.

Wir können nicht warten, bis diese Regierung des Monopolkapitals eine „Lex Springer“ erläßt, die Rudolf Augstein wohl nur als die Forderung eines verzweifelten Konkurrenten formulierte. Springer kommt, wenn überhaupt, nur noch an eine Leine, die er selber führen kann. Auch jeder Plan einer von den Gewerkschaften finanzierten Anti-Bild-Zeitung ist vorläufig illusorisch.

Unser Widerstand setzt folgende Einsicht voraus: die vorhandene scheinbar totale Herrschaft der Bourgeoisie widerspricht total den Interessen der Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung. Sie braucht diesen Zwang als Abwehr, aus Angst vor Veränderungen. Ihre Abwehr und Angst — selbst bei größter materieller Macht — sind unsere besten Verbündeten. Von den 80 Prozent abhängigen Beschäftigten (1882 waren es 57,2 Prozent, 1933 waren es 70 Prozent) spielen die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter (ca. 50 Prozent der Beschäftigten) nach wie vor die wichtigste Rolle. Sie sind es, die bei den aufbrechenden sozialen Konflikten zum Streik bereit sein könnten. Das kommt nicht von selbst.

Die Bildung des Klassenbewußtseins ist nicht das Ergebnis spontaner Sprünge, es ist eine pädagogische Aufgabe der Multiplikatoren in den Betrieben, unter den Wissenschaftlern und mobilen politischen Kräften. Die Aufgaben unserer arbeitsteiligen Gesellschaft erheischen sozialwissenschaftliche Analysen für die Probleme der Mehrheit dieser Gesellschaft. Das bedeutet eine notwendige Annäherung fortschrittlicher Wissenschaftler an die Gewerkschaften, die die Interessen der Mehrheit vertreten. Über die Gewerkschaften, vor allem über die der Wachstumsindustrien, vollzieht sich — bei allen Schwierigkeiten, die ein bürokratischer Apparat mit sich bringt — ein Prozeß der Annäherung zwischen Vertretern der Arbeiterschaft, Wissenschaftlern und mobilen politischen Kräften, die für eine wahrhaft demokratische Ordnung unerläßlich sind und heute den wirksamsten Widerstand gegen eine neue Diktatur bilden. Nicht die Wirklichkeit entscheidet: wir entscheiden die Wirklichkeit. Wir sind wenige. Wir sind noch zersplittert. Wir werden zusammenkommen. Es werden viele sein.

Oktober 1966

Protokoll I Arbeitslager Dingolfing

Wer in Dingolfing, einem Städtchen zwischen Landshut und Deggendorf, die Bundesstraße 11 verläßt, um sich über den Gobenerweg der Autofirma Hans GLAS zu nähern, stößt bald auf eine höchst befremdliche Anlage, die nicht recht zu dem windschnittigen Bild passen will, das Presse und Publicity von dem oft als schwungvoll und modern apostrophierten Unternehmer und seinen blitzenden Autos entworfen haben. Eine merkwürdige graue Lagerlandschaft tut sich auf, flache, langgestreckte Baracken hinter einem hohen Maschendrahtzaun mit Stacheldrahtkrone.

In diesem Lager lebten Ende 1965 ca. 350 bis 400 spanische Arbeiter, die seit August des vorangegangenen Jahres zu einem Brutto-Stundenlohn von DM 2,47 bei der Firma GLAS beschäftigt waren. Die fünf Baracken waren in einzelne Räume unterteilt, in denen jeweils vier bis sechs Arbeiter in zweistöckigen Betten untergebracht waren. Ursprünglich war vereinbart worden, daß die Unterbringung kostenlos sei. Seit November 1964 jedoch wurde eine tägliche Übernachtungsgebühr von einer Mark pro Arbeiter erhoben, was für die Firma GLAS, die Eigentümerin des Barackenlagers, eine monatliche Einnahme von 12 000.— DM bedeutete.

In einer gesonderten Baracke, die später errichtet wurde, befanden sich Duschen und Klosetts sowie die Spülgelegenheit für Eßgeschirr und Bestecke. Die Klosetts waren ständig verstopft, so daß die ganze Baracke stets übel roch. Die Lagerordnung machte die Spanier für jede notwendige Reparatur an den Baracken sowie der sonstigen Lagereinrichtung verantwortlich, unter anderem auch für die Behebung von Verstopfungen der sanitären Anlagen. Eine Geldstrafe von DM 25,— hatte zu entrichten, wer Speisereste und Kehrlicht in die für Papier, Kartons und leere Flaschen sowie Konservendosen bestimmten Abfalleimer warf.

Die Lagerordnung wies die Spanier darauf hin, daß Fliegen, Mäuse und Ratten Träger von Krankheiten seien — eine nicht unangebrachte Warnung, da die Baracken von Ratten und Mäusen wimmelten. Als Bewohner die Lagerleitung auf das Vorhandensein von Wanzen aufmerksam machten, wurde ihnen geantwortet: „Die habt ihr aus Spanien eingeschleppt.“

Das Lager konnte ursprünglich nur über das Fabrikgelände und durch das Werkstor betreten und verlassen werden, was eine ständige Besucherkontrolle bedeutete. Später erreichten es die Arbeiter, daß der Lagerzaun zum Gobenerweg hin eine Tür erhielt.

Die Lagerordnung ist unterzeichnet vom „Lagerchef“. Dieser, ein Deutscher

namens Meyer, der in Argentinien Spanisch gelernt hat, wurde von der Firma als zweiter Dolmetscher und Lagerleiter eingestellt.

Bevor der Lagerchef über Zweitschlüssel für sämtliche Räume verfügte, mußten die Bewohner die Räume bei Verlassen des Lagers unverschlossen lassen oder dem Lagerchef die Schlüssel abgeben. Auf die Frage, ob die Firma für abhandengekommene Gegenstände hafte, wurde geantwortet: „Unter gar keinen Umständen.“

Der Lagerchef bestimmte, wann die Arbeiter ins Bett zu gehen hatten. Widersetzten sie sich seinen Anordnungen, so wurde das Licht abgedreht.

Ein alter Radioapparat, der von der Firma den Arbeitern zur Verfügung gestellt worden war, wurde vom Lagerchef zur Reparatur vorübergehend weggegeben. Bei dieser Gelegenheit ließ der Lagerchef den Empfangsteil für UKW ausbauen, um zu vermeiden, daß die Arbeiter die Gastarbeitersendungen des Dritten Programms des Bayrischen Rundfunks hören konnten. Jede Form von Protest seitens der spanischen Arbeiter wird vom Lagerchef mit der Drohung beantwortet, man werde die Betroffenen entlassen und nach Spanien zurückschicken oder die Polizei holen. Mehrmals erschienen Polizisten auf dem Lagergelände.

Als eines Nachts ein Arbeiter einen epileptischen Anfall erlitt und seine Kollegen den Lagerchef weckten, damit er für ärztliche Hilfe Sorge, verbat sich dieser die Störung und drohte, er werde die Polizei rufen, wenn man ihn weiter belästige. Den spanischen Arbeitern waren vertraglich 21 Urlaubstage zugesichert. Als sich die Firma weigerte, diesen Urlaub in voller Höhe zu gewähren, protestierten sie bei dem ersten Dolmetscher der Firma, einem Herrn Fürst. Dieser forderte die Spanier auf, einen Mann aus ihrer Mitte zu benennen, der ihre Beschwerden in ihrem Namen vortragen solle. Dieser Arbeiter wurde dann unter der Beschuldigung, aufrührerisch tätig zu sein, der Polizei überstellt, die ihn kurzerhand in den nächsten Zug nach Spanien setzte.

In der Stadt Dingolfing galten die Spanier als unerwünscht. An der Tür von Gaststätten begegneten sie dem Schild: „Kein Zutritt für Spanier.“

Diese Verhältnisse wurden nicht nur von den spanischen Arbeitern als unerträglich empfunden. Der spanische Priester Padre X., der für die seelsorgerische Betreuung der spanischen Arbeiter in Dingolfing zuständig war und in der Nähe wohnte, bezeichnete das Lager als „wahre Hölle“.

Mehrfach wandte er sich brieflich an die St.-Josefs-Gemeinde in Dingolfing sowie an das Generalvikariat Regensburg. Doch er fand kein Gehör. Padre X. wurde bei der Firma GLAS vorstellig — mit dem Ergebnis, daß man ihm die Zahlung von monatlich 300,— DM anbot, wenn er sich ruhig verhalte. Padre X. schlug die Offerte aus, worauf ihm jeder weitere Zutritt zu dem Barackenlager verboten wurde.

Die Arbeiter verfaßten einen Brief an den Bischof der spanischen Provinzstadt Jaén, der sie bei ihrer Abreise nach Deutschland am Bahnhof verabschiedet hatte. Der Bischof reichte den Brief weiter an den Kardinalprimas von Tarragona, der

Protokoll I: Arbeitslager Dingolfing

das Schreiben seinerseits an das spanische Außenministerium leitete. Dieses informierte die spanische Botschaft in Bonn, welche dem Oberen der in Deutschland tätigen spanischen Priester, Padre Lacarra, den Sachverhalt mitteilte. Padre Lacarra schließlich schrieb einen Brief an das spanische Generalkonsulat in München. Dieses teilte dem Padre mit, die vierhundert Arbeiter gebe es überhaupt nicht und im übrigen habe man von der Angelegenheit noch nie etwas gehört. Das Generalkonsulat mußte sich schließlich von der Existenz dieser Arbeiter überzeugen lassen, als diese in München erschienen, und das Konsulat aufforderten, etwas zu unternehmen. Der Beauftragte für Arbeitsfragen beim Generalkonsulat begab sich nach Dingolfing, wurde dort von Vertretern der Geschäftsleitung empfangen, die ihm verschüttetes Wasser auf den Barackenfußböden, Spinnen an den Wänden und zerbrochene Fensterscheiben zeigten, um ihm das „wilde Hausen“ seiner Landsleute zu demonstrieren.

Am 21. November 1965 hatten die Arbeiter genug. Sie entschlossen sich zum Streik. Anlaß war die Durchsuchung ihrer Unterkünfte durch Polizisten, die mit der Waffe in der Hand und ohne Haussuchungsbefehl in den Baracken erschienen, nachdem im Ort von einem unbekannten Täter ein Zigarettenautomat aufgebrochen worden war.

Am nächsten Tag arbeiteten die Spanier nicht. Eine aus ihrer Mitte gewählte Kommission fuhr nach München, um sich von den zuständigen Stellen des DGB beraten zu lassen. Den Abgesandten wurde empfohlen, die Arbeit unverzüglich wieder aufzunehmen, da sich die Spanier sonst wegen wilden Streiks zu verantworten hätten. Am nächsten Morgen waren alle wieder an ihren Arbeitsplätzen. Die Gewerkschaft sagte den Spaniern ihre Hilfe für den Fall zu, daß sie wegen des eintägigen Streiks irgendwelchen Repressalien von seiten der Firma ausgesetzt würden. Auch besuchten mehrfach Gewerkschaftsfunktionäre die Firma GLAS, jedoch vermochten sie keine entscheidenden Verbesserungen durchzusetzen.

Am 20. Dezember wurde der Arbeiter Y., der wiederholt als Sprecher seiner Landsleute aufgetreten war, von der Firma GLAS mit der Begründung, er habe sich während der Arbeitszeit häufig mit anderen Arbeitern unterhalten, entlassen. Als der Arbeiter den Vorwurf zurückwies und sich weigerte, die Kündigung entgegenzunehmen, rief die Geschäftsleitung die örtliche Polizei, die unverzüglich erschien, und den Paß des Arbeiters an Ort und Stelle mit einem Ausweisungsvermerk versah.

Heute leben in Dingolfing nur noch etwas über hundert Spanier. Die übrigen haben die Firma GLAS verlassen, als der in Spanien vom Instituto Nacional de Emigración vermittelte Einjahresvertrag ablief. Das spanische Emigrationsinstitut fand nachträglich die Arbeits- und Wohnverhältnisse bei der Firma GLAS so wenig zufriedenstellend, daß es von der Vermittlung weiterer Abschlüsse für dieses Unternehmen absah. Auch versagte es die notwendige Genehmigung von Arbeitsverträgen, die ein Beauftragter der Dingolfinger Firma in den Dörfern der Provinz Jaén mit einzelnen Spaniern abgeschlossen hatte.

Protokoll II: Die neuen spanischen Arbeiterkommissionen (comisiones obreras)

Das vorliegende Material ist der spanischen Zeitschrift Espana Economica vom 23. Juli 1966 entnommen, den bisher noch unveröffentlichten Dokumenten der comisiones obreras sowie einem von 25 000 spanischen Arbeitern unterzeichneten Brief an den Arbeitsminister Spaniens. Dieser Brief wurde entgegen dem Wunsch der Absender noch nicht publiziert.

Die spärliche Spanienberichterstattung der bundesdeutschen Presse informiert, wenn der knappe Zeilenraum nicht gerade gänzlich von der Gibraltarfrage oder der Eröffnung einer deutschen Industrieausstellung in Spanien in Anspruch genommen wird, gelegentlich auch von „Unruhen“, die den Leser vermuten lassen, daß die Bevölkerung des Landes nicht immer geschlossen hinter dem herrschenden Regime steht. Dabei verweist man die „Unruhen“ gern in den für nicht allzugesährlich gehaltenen akademischen Bereich, wo sich übermütige Scholaren tummeln, die sich noch die Hörner ablaufen werden.

Daß es sich bei den Studentendemonstrationen um eine hartnäckige, andauernde und nicht nur auf einzelne Universitäten beschränkte Opposition mit konkreten Zielen und Forderungen handelt, kommt nicht zum Ausdruck.

So konnte zwar jeder erfahren, daß im Frühjahr vergangenen Jahres vor der Universität von Madrid eine große Kundgebung stattfand, auf der Tausende Studenten sowie zahlreiche Professoren die Abschaffung des falangistischen Studentensyndikats SEU und dessen Ersetzung durch eine authentische demokratische Studentenvertretung forderten. Der Vorfall jedoch erschien in den Berichten der Korrespondenten als ein isolierter Einzelfall; es wurde ausgesprochen, daß es sich nur um den Höhepunkt eines bereits mehrere Monate währenden Kampfes handelte, in dessen Verlauf sich die Studenten wöchentlich versammelt hatten. Da diese Versammlungen der Bildung eines von der Regierung nicht gebilligten unabhängigen Studentenausschusses galten, wurden die Fakultätsräume von der Polizei gesperrt. Trotzdem fanden die Zusammenkünfte statt, indem die Studenten ständig den Versammlungsort wechselten. Auch die „Unruhen“, die gleichzeitig und später an anderen Universitäten wie Valladolid, Valencia und Barcelona stattfanden, waren keine Einzelercheinungen.

Sie sind Teil der an allen Universitäten Spaniens zu beobachtenden Auflehnung

der Studenten- und Professorenschaft gegen das faschistische Universitätssyndikat. Auch die bekannten Vorfälle im Frühjahr dieses Jahres, als es in Barcelona zu blutigen Zusammenstößen zwischen Priestern und Studenten auf der einen Seite und der Polizei auf der anderen kam, waren bei allen regionalistischen Varianten Ausdruck und Fortsetzung desselben Widerstandes.

Daß sich in der westdeutschen Kommentierung der Barcelonaer Vorfälle, die zum Rückzug der Studenten in ein Augustinerkloster führten, wo die Demonstrierenden Asyl fanden, vornehmlich der Unterton einer gewissen Belustigung über das für Mitteleuropäer Anachronistisch-Bizarre dieses Ereignisses bemerkbar machte, ist bezeichnend.

Die bundesdeutsche Presse hat all diese Vorgänge bis jetzt lediglich als Ausdruck eines allgemeinen Unbehagens behandelt — wenn sie nicht der offiziellen spanischen Stellungnahme folgte, die stereotyp jede Demonstration gegen die bestehende Ordnung ausschließlich auf das Wirken „ausländischer kommunistischer Agitatoren“ zurückführt. Es entgeht ihr, daß die Unzufriedenheit sich nicht mehr ausschließlich in einer diffusen Ablehnung der herrschenden Verhältnisse äußert, sondern daß konkrete Forderungen formuliert werden und daß für diese Forderungen systematisch gekämpft wird. Vor allem aber übersieht sie die entscheidende — weil geschichtliche — Dimension dieser „Unruhen“, daß nämlich der Protest der Intellektuellen einhergeht mit einem in zunehmend deutlicherem Maß formulierten Widerstand der Arbeiterschaft. Wie die Opposition im Bereich der Universität, so wendet sich auch der Widerstand in der Arbeiterschaft gegen eine der mächtigsten Institutionen des Franco-Regimes: die vertikalen Syndikate der Falange (CNS). Wie die Professoren und Studenten, so haben auch die Arbeiter in den letzten Jahren, insbesondere aber in den letzten Monaten, ihre Kritik und ihre Forderungen formuliert. Die Übereinstimmung geht soweit, daß in beiden Fällen sich die Forderungen nicht mehr nur auf die Gewährung besserer Lern- beziehungsweise Arbeits- und Lebensbedingungen durch die bestehenden Institutionen richten, sondern daß beide Teile bereits dazu übergegangen sind, sich durch die Einrichtung einer authentischen Repräsentanz selbst das Machtinstrument zu schaffen, das sie für die Erreichung ihrer Ziele benötigen. Was für die Studenten und Professoren ein freigeschaffenes Studentenparlament ist, sind für die Arbeiterschaft die *comisiones obreras* (Arbeitskommissionen), die in verschiedenen spanischen Städten bereits seit einigen Monaten funktionieren. Von ihnen soll im Folgenden berichtet werden. Daß diese Kommissionen von den Korrespondenten der großen westdeutschen Tageszeitungen kaum zur Kenntnis genommen wurden, zeigt, wie sehr den Berichterstattern das Verständnis für die Zusammenhänge der äußeren Ereignisse in der letzten Zeit fehlt.

Im Sommer 1964 nahm eine Gruppe von Arbeitern — in der Mehrzahl Verbindungsleute der Staatssyndikate zu den Betrieben, sowie Sprecher der Belegschaften — an einer von der Syndikatschule der CNS veranstalteten Reihe von

Kursen teil. Zu jenem Zeitpunkt wurde gerade ein neuer Tarifvertrag für die Arbeiter der Metall- und Hüttenindustrie ausgehandelt. Eine Anzahl der Kursteilnehmer begann sich regelmäßig in den Räumen des Provinzsyndikats Metall zu versammeln, um sich über den jeweiligen Stand der Lohnverhandlungen auf dem Laufenden zu halten. Am 2. September fand in denselben Räumen eine Zusammenkunft von über 300 Arbeitern statt, an der auch offizielle Vertreter der Syndikate teilnahmen. Luis Figueras, damals stellvertretender Provinzsekretär der Sozialabteilung, schlug den Versammelten vor, aus ihren Reihen eine Kommission zu wählen, unabhängig davon, ob die Gewählten bereits einen Syndikatsauftrag hatten oder nicht. Ziel der Kommission sollte sein, den Kontakt zwischen den Arbeitern und den an der Tarifbestimmung beteiligten Personen zu verstärken. Der Vorschlag wurde angenommen und an Ort und Stelle nominierten die versammelten Arbeiter die Mitglieder der ersten Arbeiterkommission (Metall), die während der folgenden Monate regelmäßig in den Räumen des Provinzsyndikats zusammentrat.

Unmittelbar nach dem Abschluß des neuen Tarifabkommens für die Metall- und Hüttenindustrie betrachteten es die Syndikatsstellen nicht mehr als opportun, die Versammlungen weiterhin stattfinden zu lassen, und verweigerten der *comisión* die weitere Benutzung der Räume des Provinzsyndikats.

Etwa ein Jahr lang fanden die Zusammenkünfte nun im Centro Social „Manuel Mateo“ statt. Als plötzlich die Leitung dieses Heims ausgewechselt wurde, sah sich die Arbeiterkommission eines Tages vor verschlossenen Türen. Inzwischen hatten sich — im Laufe des Sommers 1965 — zahlreiche Arbeiter aus anderen Industriezweigen an den Zusammenkünften beteiligt und ihrerseits — mit unterschiedlichem Erfolg — Kommissionen gebildet: So gab es bald *comisiones obreras* der Wirtschaftszweige Bankwesen, Druck und Papier, Transporte und Verkehr, Chemie, Strom-, Wasser- und Gasversorgung sowie Bauwesen. Die Kommissionen zogen um in den Circulo „José Antonio“, außer der Baukommission, die an anderer Stelle Unterkunft fand. Noch mehrmals wurden in der Folgezeit die Versammlungslokale gewechselt, zum Teil fand man in Syndikatsheimen am Stadtrand Unterkunft, bis man sich schließlich mit einem verlassenen Schulgebäude begnügte. An den Zusammenkünften beteiligten sich in der Regel mehrere Hunderte von Arbeitern, gelegentlich waren es über tausend, vor allem, wenn es darum ging, offene Briefe, Forderungen und Informationen zu unterzeichnen, die den offiziellen Syndikatsstellen vorgelegt wurden. Insbesondere nahmen die *comisiones* zu verschiedenen Lohnverhandlungen Stellung, äußerten sich aber auch mehrfach zu politischen Fragen, und zwar in einer Weise, die unter dem gegenwärtigen politischen Regime nicht ungefährlich war.

Am 23. Januar 1966 formulierten die Arbeiterkommissionen aller Wirtschaftszweige in zehn Punkten die theoretischen Grundlagen ihres Programmes. Sie bezeichneten die Existenz der *comisiones obreras* als notwendige Basis für den kommenden „Kampf der Arbeiterklasse“.

Die einzelnen Punkte werden im Folgenden in Kurzfassung wiedergegeben:

1. In dem herrschenden kapitalistischen System, das die Existenz von Klassen verursacht, gibt es keine Möglichkeit, die gegensätzlichen Klasseninteressen zu harmonisieren, d. h. kampfflos zu beseitigen. Wir verwerfen daher die bestehenden Gewerkschaften des kapitalistischen Spaniens, die kein adäquates Instrument für den Kampf sind, den die Arbeiterklasse zur Erlangung ihrer Rechte führen muß.
2. Die Arbeiterklasse muß um das Recht kämpfen, eigene authentische Gewerkschaften zu bilden.
3. Die Geschichte der Arbeiterbewegung zeigt, daß ihre Stärke auf ihrer Einheit beruht. Die Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit der Arbeiter muß daher in Spanien erkämpft werden.
4. Die Arbeitergewerkschaften müssen zur Wahrung ihrer Einheit unabhängig von jeder Partei sein, wobei die Identifizierung von politischen Parteien mit den Interessen der Arbeiterklasse jederzeit möglich ist.
5. Da der Arbeiterklasse in der kapitalistischen Gesellschaft keine gesellschaftliche Funktion zugewillt wird, da sie von den wirtschaftlichen Gütern, den kulturellen Errungenschaften und allen Entscheidungsbefugnissen ausgeschlossen ist, wir aber der Überzeugung sind, daß alle Menschen gleiche Rechte haben, bedarf die jetzige gesellschaftliche Struktur einer Änderung, wenn die Gesellschaft eine Gesellschaft für alle werden soll. Die Arbeiterklasse weist deshalb die Beschwichtigungsversuche des kapitalistischen Systems zurück, das nur darauf aus ist, seine Existenz auf Kosten der Massen des arbeitenden Volkes zu verlängern. Die Arbeiterklasse muß sich deshalb in voller Unabhängigkeit organisieren, wenn sie ihre Unabhängigkeit und die Schaffung einer Gesellschaft für alle gewährleisten will.
6. Das wirksamste Mittel zur Erreichung der notwendigen Einheit der Arbeiterbewegung ist deshalb die Einheitsgewerkschaft.
7. Die Freiheit der Organisation, das Streikrecht, die Freiheit des politischen Handelns, die Rede- und Meinungsfreiheit sowie die Versammlungsfreiheit sind von jeher die Grundlagen einer authentischen Gewerkschaftsbewegung gewesen.
8. Jeder Arbeiter hat daher die moralische Pflicht, nach seinen Kräften am Kampf seiner Klasse um ihre Befreiung und den Aufbau einer Gesellschaft für alle teilzunehmen.
9. Insbesondere hat jeder Arbeiter die Pflicht
 - a) sein Möglichstes für die Verbreitung dieser Ideen zu tun,
 - b) bei der Bildung neuer Arbeiterkommissionen mitzuwirken,
 - c) sich für die Koordination aller in der Arbeiterbewegung tätigen Gruppen und ihre Verständigung untereinander einzusetzen.

10. Der Kapitalismus hat dem Arbeiter noch nie etwas geschenkt. Wenn wir vereint handeln, haben wir Erfolg. Wenn wir uns in den Dienst der Manöver des Klassengegners stellen, sind wir an unserer Versklavung selbst schuld. Wenn wir nicht den Weg des geringsten Widerstandes gehen, wenn wir vereint und von eindeutigen Positionen aus für die traditionellen und aktuellen Ziele der Arbeiterklasse kämpfen, kann uns niemand den Sieg nehmen.

Besondere Aktivität zeigten die Arbeiterkommission Metall sowie die Arbeiterkommission Druck und Papier. Die Kommission Metall präsentierte dem Plenum der Sozialabteilung des Nationalsyndikats Metall im Februar 1966 in Valencia eine Liste von Forderungen. Ein ähnliches Schriftstück legte am 2. Mai desselben Jahres die Kommission Druck und Papier mit offizieller Genehmigung des Provinzdelegierten, den Vertretern des entsprechenden Provinzsyndikats anlässlich einer Tarifverhandlung vor. Allgemeines Aufsehen erregten die Arbeiterkommissionen im Juni dieses Jahres mit einem Brief an den spanischen Arbeitsminister. Das Schreiben enthielt folgende Forderungen:

Erhöhung des täglichen Mindestlohnes von 60 Peseten (DM 4,—) auf 250 Peseten (DM 16,—). (Der Mindestlohn wurde dann Ende September auf 84 Peseten erhöht.) Lohnrechtliche Gleichstellung von Mann und Frau. Automatische Lohnerhöhungen, sobald die Lebenshaltungskosten um 4 Prozent gestiegen sind.

Aufhebung des Kündigungsrechtes der Unternehmen im Falle von wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Garantierter Arbeitsplatz für Personen über 35 Jahre und alle Männer mit kinderreichen Familien. Das Recht auf Streik, der bis heute als Verbrechen verfolgt wird. Versammlungsfreiheit für die Arbeiterschaft. Verpflichtung der Unternehmen, ihren Arbeitern Räumlichkeiten für Zusammenkünfte zur Verfügung zu stellen. Freie Wahl von Vertretern der Arbeiterschaft durch die Arbeiter, nicht — wie bisher — nur Bestätigung der von oben eingesetzten Vertreter. Trennung der Arbeitgeberverbände und Arbeitervertretungen, die bisher in den vertikalen Gewerkschaften nach dem Prinzip der Arbeitsfront zusammengefaßt sind. Garantien für die Freiheit, Sicherheit und Unabhängigkeit der Arbeitervertreter. Recht der Arbeitervertretungen auf Benutzung öffentlicher Versammlungsstätten sowie sämtlicher Kommunikationsmittel. Und schließlich: Kontrollrecht der Arbeiter bei der Abhaltung von Wahlen.

Anlässlich der Übergabe des Schreibens an den Arbeitsminister versammelten sich am 28. Juni 1966 vor dem Arbeitsministerium in Madrid über 4000 Arbeiter. Neunzehn Teilnehmer an dieser Versammlung wurden verhaftet, fünfzehn wurden nach kurzer Zeit provisorisch freigelassen. Die restlichen vier, Eulogio Marcelino Camacho Abad, Victor Martinez-Conde Sierra, Ceferino Maestu Barrio und José Hernando Sánchez wurden „als Urheber des Verbrechens unerlaubter Versammlung sowie aufrührerischer Demonstrationen und in ihrer Eigenschaft als Rädelführer und Anstifter dieser Vergehen zwölf Tage lang festgehalten.“ Ihnen steht ein Prozeß bevor. Über dreißig Rechtsanwälte haben

sich bereit erklärt, ihre Verteidigung zu übernehmen, darunter der frühere Erziehungsminister und Chefideologe der Christ-Demokraten Ruíz-Gimenez, der seines Postens als Professor für öffentliches Recht enthobene Enrique Tierno Galván und der Schwager Francos, Serrano Suner.

Am 8. Juli meldete die Madrider Zeitung El Alcazar, daß in drei großen Unternehmen die Arbeiter aus Protest gegen die Verhaftungen vorübergehend in den Ausstand traten. Die französischen Gewerkschaften schickten Vertreter nach Spanien und erklärten ihre Solidarität mit den Forderungen ihrer spanischen Kollegen.

Der Brief an den Minister beginnt mit folgenden Worten:

„Excelentísimo Señor Ministro de Trabajo:

An diesem 28. Juni des Jahres 1966 erinnern wir uns des 30. Jahrestages jenes historischen Ereignisses, mit dem der Kampf des spanischen Arbeiters begann . . . wir reißen die uns aufgezwungenen Barrieren nieder . . . und verlangen, daß die Selbstbestimmung der spanischen Arbeiter zur Kenntnis genommen wird . . .“

Äxte & Eichen Einer unter vielen

„Nicht zuletzt an Amt und Person des Bundespräsidenten müssen die Ansätze einer neuen Staatsgesinnung anknüpfen, die das deutsche Volk notwendig braucht.“

(Aus einer Entscheidung des Bundesgerichtshofes [16/388])

„Ehrenerklärung. Wir distanzieren uns ganz entschieden von den Anschuldigungen des Ostens gegen den Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Wenn der heutige Bundespräsident 1944 zur Verlagerung der Heinkel AG in die Schächte VI und VII des Bergwerkes Neu-Staßfurt ein KZ-Lager errichtet hat, so ist das nur durch die Notlage des vorletzten Kriegsjahres zu erklären. Diejenigen, die damals in Moskau oder London saßen, sollten sich einmal in die Lage eines verantwortlichen Leiters der Verlagerung kriegswichtigster Rüstungsindustrien versetzen. Heinrich Lübke hat absolut nichts getan, was von den damaligen Normen abgewichen wäre. Die Initiatoren der Verleumdungskampagne haben nichts von staatlicher Kontinuität begriffen.“

(Das Münchner Rationaltheater in seinem Programm ‚Was Recht ist, muß rechts bleiben‘. [Première 4. 7. 66])

„Wahrheit oder Lüge? Sollte wahr sein, was die Kabarettisten vortragen, so wäre das schlicht gesagt bestürzend. Sollten sie im Unrecht sein, so wäre ihr Tun ungeheuerlich.“

(Abendzeitung vom 11. 7. 66)

„Alles Quatsch.“

(Lübke durch sein Präsidialamt auf telefonische Anfrage vom 10. 7. 66)

„So schlicht wie Lübke spricht und schaut, genauso hat er auch gebaut.“

(Aus der Ausstellung des Rationaltheaters ab 24. 8. 66 mit Dokumenten über

Äxte & Eichen: Einer unter vielen

die Tätigkeit Lübke's während des Dritten Reiches.)

„Wo bleibt der Staatsanwalt?“

(Abendzeitung vom 25. 8. 66)

„Rede Gerstenmaiers beim Ablauf der 2. Amtszeit Lübke's:

Der scheidende Bundespräsident hat durch seine lückenhaften biografischen Angaben wie ‚ab 1937 im Bau- und Siedlungswesen‘ dem deutschen Volk jahrelang das Gefühl vermittelt, einen Präsidenten zu besitzen, der mit den Nazis nichts zu tun hatte. Dafür schulden wir ihm Dank. Daß er sich darüber hinaus noch zum politisch Verfolgten ernannte, ist ein Akt edler Selbstverleugnung im Dienste unserer jungen Demokratie. Heinrich Lübke hat sein Teil dazu beigetragen, daß uns die Vergangenheit bewältigt hat.“

(Münchner Rationaltheater)

„Nach einer Besprechung am 30. August 1966, an der der Herr Bundespräsident, Herr Staatsminister Dr. Dr. Hundhammer als Vertreter des z. Zt. auf Urlaub befindlichen bayerischen Ministerpräsidenten und Herr Staatssekretär Hartinger vom bayerischen Staatsministerium der Justiz teilnahmen, gibt das Bundespräsidialamt bekannt:

In München sind Photokopien von angeblichen Dokumenten sowjetzonaler Herkunft, durch die der Bundespräsident belastet werden soll, ausgestellt worden. Die Unterschrift des Bundespräsidenten auf dem dort gezeigten ‚geheimen Vorentwurf zur Erstellung eines KZ-Lagers‘ ist eine Fälschung. Der Bundespräsident hat zu keiner Zeit an der Planung und am Bau von Konzentrationslagern mitgewirkt. (. .)“

(Süddeutsche Zeitung vom 1. 9. 66)

„Kriminalbeamte beschlagnahmten gestern die im Schaufenster des ‚Münchner Rationaltheaters‘ aushängenden Photokopien von Bildern und Dokumenten, die den Bundespräsidenten Lübke belasten sollen. Die seit Wochen unbeanstandete Ausstellung konnte erst jetzt von der Münchner Staatsanwaltschaft beschlagnahmt werden, nachdem das Bundespräsidialamt erklärt hatte, es bestehe ‚der Verdacht, daß diese Tatsachenbehauptung unwahr ist.‘“

(Abendzeitung vom 9. 6. 66)

„Schon mehr als merkwürdig sind die Vorgänge im Münchner Rationaltheater. Generalstaatsanwalt Bader läßt Zonenmaterial gegen Heinrich Lübke beschlagnahmen und eine Hausdurchsuchung im Kabarett durchführen, ohne eine Ge-

nehmigung vom Bundespräsidenten zu haben. Das aber ist, wie er wissen mußte, nicht statthaft. Schwer verständlich ist aber auch das Verhalten des Bundespräsidenten. Obwohl schon seit Wochen im Rationaltheater das ihn belastende Material ausgestellt wird, wehrt sich Lübke lediglich mit der etwas kläglichen Erklärung, diese angeblichen Dokumente seien gefälscht, unternimmt aber nichts, um die Ausstellung verbieten zu lassen.“

(Münchner Merkur vom 10./11. 9. 66)

„Ist ‚Lübke‘ falsch?“

(Titel des 1. Rationaltheater-Flugblattes mit den beschlagnahmten Dokumenten.)

„Sollte sich aber der Bundespräsident zur Genehmigung der strafrechtlichen Verfolgung doch noch entschließen, dann wird Heinrich Lübke der bittere Umstand nicht erspart werden können, daß sein Lebenslauf Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens wird.“

(Süddeutsche Zeitung vom 14. 9. 66)

„Bislang hat Lübke beide Wege gemieden, die er gehen könnte, um die Geschäftigkeit der Theaterleute zu stoppen:

über das Strafrecht — indem er seine Ermächtigung zur Verfolgung der Kabarettisten gibt; die Staatsanwaltschaft müßte dem Gericht dann nachweisen, daß die ausgehängten Dokumente gefälscht sind; über das Zivilrecht — indem er eine einstweilige Verfügung erwirkt; in diesem Falle müßte der Bundespräsident selber dem Gericht glaubhaft machen, daß ihm Dokumente angelastet werden, die gefälscht sind.“

(Spiegel Nr. 40/1966)

„Pfeift Lübke auf seine Würde? — Bundespräsident Lübke will sich nicht gegen die Angriffe zur Wehr setzen, die ihn mit dem Bau des Konzentrationslagers Neustaßfurt in Verbindung bringen. Wie Staatssekretär Hase gestern in Bonn erklärte, habe sich Lübke auf Drängen der Bundesregierung dazu entschlossen, obwohl er vorher gerichtliche Schritte erwogen habe. (. .) Die Bundesregierung habe Lübke aber davon mit dem Hinweis abgeraten, daß es ‚unter der Würde eines Staatsoberhauptes ist‘, sich mit solchen offensichtlich vom Osten gesteuerten Verdächtigungen auseinanderzusetzen. Hase: ‚Damit können die in München und Karlsruhe beschlagnahmten angeblich belastenden Dokumente wieder freigegeben werden.‘“

(Abendzeitung vom 30. 9. 66)

„Ein Vorgehen gegen die Kolporteure der Verleumdungsaktion in der Bundesrepublik Deutschland würde nur dem erklärten Propagandaziel der SED-Drahtzieher entgegenkommen.“

(Aus der Erklärung des Bundeskabinetts vom 29. 9. 66) (SZ v. 30. 9.)

„Man muß bezweifeln, daß der Rat der Regierung ein guter Rat war. Denn das ist doch wohl unbestritten, daß ein Mann, der tatsächlich beim Bau eines Zwangsarbeitslagers Bauführer gewesen wäre, heute nicht unser Staatsoberhaupt sein dürfte. Wenn die Bundesregierung die Bevölkerung davon überzeugen will, daß dem Präsidenten hier Unrecht getan wird, dann hat sie die Pflicht, die Beweise dafür herbeizuschaffen, und das wäre am wirksamsten dadurch geschehen, daß der Präsident Antrag auf Strafverfolgung gestellt hätte.“

(Voluntas in der Abendzeitung vom 1./2. 10. 66)

„Die Bundesregierung weist mit Zustimmung der im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien mit Nachdruck den kommunistischen Versuch zurück, mit diesen üblen Methoden die Integrität des deutschen Staatsoberhauptes in Zweifel zu ziehen und damit der Bundesrepublik Deutschland Abbruch zu tun. Sie und diese Parteien wissen sich darin mit der deutschen Öffentlichkeit einig.“

(Aus der Erklärung des Bundeskabinetts vom 29. 9. 66) (SZ 30. 9. 66)

„Die Kolporteure der Verleumdungsaktion“ in München seien Mitglieder eines bis dahin ganz unbekannten Kabaretts, von denen einige führend in einer radikalen Studentenorganisation tätig gewesen seien, die der revolutionären chinesischen Richtung des Weltkommunismus nahestehe!“

(Aus der Dokumentation des Innenministeriums vom 28. 10. 66 zur Widerlegung der Vorwürfe gegen Heinrich Lübke) (nach Upi).

„Sehr einleuchtend bewies das Bundeskriminalamt, daß diese Unterschrift Lübke's unter dem Bauplan einer KZ-Wachstube gefälscht sein muß.“

(Abendzeitung vom 29./30. 10. 66)

„Außer einem Zeugen, der sich an nichts Nachteiliges erinnert und dem Bundeskriminalamt, das die Originale bis heute nicht gesehen hat, benützt das Werk zwischen schätzungsweise einigen 100 000 und 2 Millionen Mark Steuergelder, obwohl ein Prozeß nur ca. 3 000 Mark gekostet hätte, die im Falle der Unwahrheit der Behauptungen vom Rationaltheater gerne gezahlt worden wären. Dieser Etat ist nach Persil 65 der höchste Werbeetat, der je für eine weiße Weste ausgegeben wurde.“

Im Gegensatz zur Dokumentation des Innenministeriums ist Persil 65 schaumreguliert.“

(Aus dem Programm des Münchner Rationaltheaters, seit 29. 10. 66)

„Wenn in den Sitzungen in Peenemünde, wo jeweils etwa zehn, fünfzehn Leute dabei waren, im Hintergrund einer mit dem Schild gesessen hätte ‚Ich werde 1959 Bundespräsident‘, wäre ich auf ihn aufmerksam geworden. Aber so blieb er eben dort einer unter vielen.“

(Albert Speer im „Spiegel“ Nr. 46 vom 7. November 66, Seite 61)

Hilde Rubinstein Bewältigungen des Übermächtigen

Gram kann nicht rezensiert werden — auch nicht, wenn er auf Gedanken reduziert ist. Jean Améry weist in seinem „Jenseits von Schuld und Sühne“ denn auch darauf hin: „Was mich entmenschte, ist Ware geworden“ — womit er freilich nicht allein steht. (Flaubert: „Die Bürger ahnen nicht, daß wir ihnen unser Herz servieren.“) Ich befasse mich also möglichst nicht mit diesem Buch als Ware, als Literatur, sondern mit dem Inhaltsmäßigen. Literarisch fasse ich zusammen: Die fünf Aufsätze haben die Konkretion, die ich liebe.

Ich beanstande die Überschrift, denn: Schuld und Sühne sind für die Opfer (als solche) doch gar nicht relevant, deswegen auch nicht deren Jenseits. Die Unterüberschrift dagegen „Bewältigungsversuche eines Überwältigten“, umfaßt alle Aufsätze.

Zu „An der Grenze des Geistes“ frage ich mich: ist Geist nicht zunächst eine Funktion, die überall dort ihre Grenze erreicht, wo der Körper dominiert? Die Grenze ist umso hermetischer, je heftiger der Körper — aktiv oder passiv — in Funktion tritt. Danach läßt sich prüfen, wie weit die Geistes-Inhalte zur Klärung von Situationen taugen. Die politischen und religiösen Lager-Häftlinge, sagt Améry, waren besser ausgerüstet als die bloß humanistisch eingestellten Intellektuellen. Woraus ich zu erkennen meine, daß nicht der Geist an sich mehr oder weniger machtlos ist, sondern seine jeweiligen Inhalte. Im Lager ging es schneller als bei Sartre, den „traditionell-philosophischen Idealismus“ zu liquidieren, konstatiert Améry. Warum haben die Intellektuellen nicht Freud herangezogen („daß wir von einer unendlich langen Generationsreihe von Mördern abstammen“)? Konnte Freud nicht ebenso gut herhalten zur Erklärung des Schwer-Erklärbaren wie Marx und Christus? Es ist einiges gewonnen, wenn man logisch leidet.

Ich kann jedoch die Situation des Lager-Häftlings nicht genau beurteilen, weil ich nur im Gefängnis saß. 1933 bis 1935 bedurfte es z. B. nicht jener so tragischen „Tiefstapelei“, daß man sein Wissen verleugnen mußte, um von den Häschern etwas weniger gehaßt zu werden. Auch „draußen“ hassen Geistig-Unterlegene Geistig-Überlegene, aber sie *sagen* nur: den möchte ich totschiessen! Im Lager tun sie es. Die Schleusen sind geöffnet . . . „Ich befreie den Menschen von den Selbstpeinigungen einer, Gewissen und Moral genannten, Schimäre.“ (Hitler)

Hilde Rubinstein: Bewältigung des Übermächtigen

Im *Gefängnis* also brauchte man nicht tiefzustapeln. Die Bibliothekarin von Moabit bedauerte es, daß die Bibliothek dem Niveau der politischen Gefangenen nicht gewachsen sei. Immerhin brachte sie mir während meiner zehnmonatigen Einzelhaft Thomas Mann, Ludwig Feuerbach und andere reichsgefährdende Schriften. Nicht alle Bücher und Beamtinnen waren gleichgeschaltet — doch die es waren, waren es gründlich. Manche der rechtschaffenen Wachtmeisterinnen ließen sich nie gleichschalten und wurden in kleine Bezirksgefängnisse „strafversetzt“. Ich glaube nicht an Mitläufer des Nazi-Regimes, wenn damit Indifferente gemeint sind. Es gab entweder (mehr und weniger) Überzeugte oder Renitente, die ihren passiven Widerstand sehr wohl aufrecht halten konnten. Im Gefängnis waren sie Balsam für Gefangene. Es *genügt* faktisch, gefangen zu sein: eingesperrt zwischen Gitter und Schloß. Dieser Zustand kann — ohne alle „Zutaten“ — die tiefstmögliche Verzweiflung enthalten. Aber es ist eine Verzweiflung innerhalb der „Grenzen des Geistes“. Die Lager-Häftlinge hingegen bekamen diese hochstehende Verzweiflung nicht erst zu spüren, eine Luxus-Verzweiflung fand gewiß nicht mehr Platz auf ihrer, von Leiden ganz übersäten, Leib-Seele.

Améry spricht stets von „Häftlingen“, nie von „Gefangenen“. Denn Gefangensein bedeutet zwar die Ohnmacht des Opfers, war aber kein Zustand an sich, wie ich verstehe. Euphorien spielten sich ab beim Verzehren von gesüßtem Griesbrei — meine Euphorien: wenn ich im Hof-Karree gänsemarschierte, während der 20 Minuten langen, täglichen „Freistunde“. Ihre Euphorien kennzeichnen die Zustände.

Eine Parenthese: Schade, daß Améry von der Bezeichnung „Intellektueller“ abkommt und zu „geistiger Mensch“ überwechselt. Ich möchte jaulen wie ein Hund, wenn ich höre: jüdischer Mensch, deutscher Mensch, russischer Mensch, geistiger Mensch . . . Das ist Jargon geworden (im Adornoschen Sinne). Warum vernimmt man eigentlich nie: französischer Mensch, englischer Mensch, amerikanischer Mensch usw.?

Améry behauptet, daß „Auschwitz nichts mit Kapitalismus oder irgendeiner beliebigen Wirtschaftsform zu tun hatte“. Aber erzählt er vorher nicht selbst, daß er auf dem IG-Farben-Gelände des Lagers schuftete? Somit hatten Kapitalisten immerhin als Nutznießer mit dieser Stätte „zu tun“! Auch sollen Kapitalisten Hitler hilfreich mit Kapitalien unter die Arme gegriffen haben . . . Freilich ist es nicht opportun, solche Dinge aufzuzeigen. Aber da es Améry doch um „die Erkenntnis der Wirklichkeit“ geht . . .? (s. letzter Satz des Buches).

Seine Unterscheidung zwischen Tod und Sterben ist erschütternd-exakt. Tod war ebenfalls ein geistiger Luxus, dem man sich nicht hinzugeben vermochte — entscheidende Wirklichkeit waren die Schmerzensgrade des Sterbens . . . Jedes dieser „Details“ sollte den Lesenden in ein immenses Nachdenken stürzen . . .

„Soldaten- und Häftlingstod sind inkommensurable Größen“ stellt Améry fest.

Und nicht nur, weil der Soldat den Tod auch erteilen kann, ihn nicht bloß erleiden muß — was bereits wesentlich genug ist — sondern, finde ich, weil ein (wenn auch illusionärer) positiver Anlaß seinen Tod bewirkt. Und weil er schließlich es überhaupt bleiben lassen kann, Soldat zu werden, seine Hinrichtung also nur eine bedingte ist.

Außer daß Auschwitz den „Gastarbeitern“ der Großindustrie Nachtquartier bot, diente es der erweiterten — sowie spezialisierten — Tortur. Und nicht Auschwitz allein, wenn auch die Unterschiede zwischen manchen Lagern bedeutend sein mochten. Es wäre lehrreich, die Karte der Konzentrationslager in Schulklassen aufzuhängen. Die Schüler würden staunen (wie ich staunte), daß ein ganzes Spinnennetz von KZs sich über Deutschland breitete.

Mit der Tortur (des Lagerlebens und der „Spezialbehandlungen“) schlug das Regime 2 Fliegen mit 1 Klappe: die Opfer wurden der „Endlösung“ überantwortet, die SS-Wächter gehärtet: „Wir müssen das gute Gewissen zur Grausamkeit wiedergewinnen“ (Hitler). Es ist also richtig, wenn Améry sagt, daß „die Tortur kein Akzidenz war, sondern die Essenz des Dritten Reiches“. (Wer es bestreitet, solidarisiert sich mit dem Dritten Reich.)

Folgenden Satz möchte ich anzweifeln: „Denn ist nicht, wer einen Menschen so ganz zu Körper und wimmernder Todesbeute machen darf, ein Gott oder zumindest Halbgott?“ Hat Améry das damals wirklich gedacht oder ist es nachrationalisiert? Wenn er so empfunden hat, muß er eine Neigung zum Masochismus haben. Das ist kein Vorwurf! Veranlagungen sind nicht kritisierbar.

Der Autor wirft die Frage auf, ob jene Hypokrisie der Nazis nicht den „aufrichtigen“ Zugeständnissen der Amerikaner, daß Kriegsgefangene gefoltert werden dürfen (s. Veröffentlichung der Fotos) vorzuziehen sei. Ich möchte mit ja! antworten. Ein Trost also, daß eine „Revolte der Gewissen zu befürchten“ war. (Man kann ja mal optimistisch sein.) Inzwischen aber hat die Welt sich an die Tortur als Tatsache gewöhnt. In den USA wird schließlich eine gehörige Dosis Grausamkeit ins tägliche Brot der Unterhaltung gebacken — banaler gehts nicht.

„Es gibt keine ‚Banalität der Grausamkeit‘ und Hannah Arendt . . . kannte den Menschenfeind nicht“, schreibt Améry. Vielleicht meinte Hannah Arendt es im Sinne des Hebbelschen Wortes: „Die dümmsten Schafe sind immer zugleich die reißendsten Wölfe?“ was ja den „Menschenfeind“ weder verschönt noch verschont.

Ich muß nun doch kleinliche Einwendungen machen, mich über Formulierungen erregend, die ich Jean Améry nicht zugetraut hätte: „Vater Himmler blickte zu Frieden herab . . .“ oder: „Meine Kerle von Breendonck begnügten sich mit der Zigarette und ließen, sobald sie des Folterns müde waren, gewiß den alten Schopenhauer ungeschoren . . .“ Oh, oh . . . das ist simple joviale Journalistik, und dem Gefolterten kann nicht entsprechend zumute gewesen sein. Das ist Selbst-Blasphemie, sowohl als Satire wie als Scherz zu schlapp.

Scherz betreffend: auch Opfer können hin und wieder scherzen und lachen. Ob sie demnächst zum elektrischen Stuhl geführt werden, ob sie Sklavendienste in Angola leisten oder einem sicheren Krankheitstod entgegensehen . . . Weil man nicht jede Sekunde des abzulebenden Tages wissend leiden kann, wie der Laie des Leidens meint. Ich weiß nicht, wie das in den KZs war, aber ich nehme an, selbst dort wurde ein seltenes Lachen gehört. Denn der Mensch ist gezwungen, jeder Existenz ein Maximum an Genuß abzugewinnen. Dieses Maximum ist das Glück von Kellerasseln. *Dieses diminutive Maximum Glück enthält die Entwürdigung des Menschen.* (Bei Tieren, in ihrer Käfig-Existenz, gibt es Entsprechendes.) Denn nicht die Situation an sich ist die Entwürdigung — die ihr entspringende Deformierung des Wesens ist es.

Als Nicht-Gefolterte kann ich mich zur Tortur selbst nicht äußern. Ich glaube es Améry, wenn er betont: „An diesem Punkt gibt es niemals eine, der Realität sich auch nur annähernde, Einbildungskraft“ und: „Wer gefoltert wurde, bleibt gefoltert . . . Das Weltvertrauen wird nicht wiedergewonnen.“

Diese Sätze sollte sich jeder ins Gedächtnis ritzen, der von „Ressentiments“ der Naziopfer redet. Améry tut es leider selbst — auch eine Tiefstapelei. Er ist einem irreführenden Gemeinplatz auf den Leim gegangen. Der flammende Wunsch nach Gerechtigkeit ist mit dem Begriff „Ressentiment“ nicht gedeckt. Ressentiment heißt (s. Duden): „Unbewußte Gegenstimmung, heimlicher Groll“. Der Groll der Naziopfer ist nicht heimlich, er ist ganz offen, brüllend manchmal und — selbststörend bis selbstzerstörend — bewußt. Diese Reaktion ist mit Groll oder Gegenstimmung wirklich nicht erschöpft, gar bei Opfern, die es immer noch sind und deren Opferung reine Willkür war.

Kleist sagt, daß sein Michael Kohlhaas sich „aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßen fühlt“, denn: „verstoßen nenne ich den, dem der Schutz des Gesetzes versagt ist.“ Kohlhaas muß die Keule, die ihn schützt, selbst ergreifen. Diese Keule wird dem Naziopfer sehr spät zuteil — und da ist es nicht mal eine Keule, nur ein Fliegenwedel . . . selbst der wird ungern gesehen. (Ich spreche noch davon.) Jetzt nur: Gerechtigkeit ist eine — nicht blinde — Liebe und kann ein — nicht blinder — Haß sein. In Kenntnis der Vorurteile gegen den (selbst rechtmäßigen) Haß, führe ich Georg Büchner ins Feld: „Der Haß ist so gut erlaubt als die Liebe.“

„Wieviel Heimat braucht der Mensch?“ Améry beantwortet seine Frage: So viel wie er nicht ins Exil mitnehmen konnte, aber mit Geld oder Ruhm könne er sich eine „Ersatzheimat“ schaffen. Gewiß, da kann er sich zerstreuen, braucht an die Vergangenheit nicht zu denken und um die Zukunft sich nicht zu sorgen. Insofern sind diese beiden hübschen Dinge Ersatz für allerlei und eigentlich zu gewichtig, um Ersatz zu heißen.

Als Pendant zu Amérys „entmenschten“ Mitteilungen meine (weniger heftige, aber umso langwierigere) Entmenschung: Seit 31 Jahren habe ich meine 1-Zimmerwohnung nicht eingerichtet, weil ich immerzu glaube, daß ich wieder nach

Hause fahre, eines Tages. Als Zuhause betrachte ich natürlich Deutschland. Ich *kann* es nicht mit dem Dritten Reich identifizieren. Sowie aber eine Gelegenheit zur Übersiedlung sich bietet, schreke ich zurück, gerate ich in Panik.

Améry und andere nehmen es ernsthaft und bleibend zur Kenntnis, daß die Nazis sie hinauswarfen, sie fänden es ehrlos, zurückzukehren. Ich finde nicht, daß ein Land irgendwelchen Leuten „gehört“, weswegen die Okkupanten auch — rechtswegen — niemanden des Landes verweisen können. Sie tun es auf Grund an sich gerissener Macht.

Daß ich dennoch nicht nach Deutschland aufbrechen konnte, ist eine andere Frage, eine so komplizierte, daß ich sie mir selbst nicht beantworten kann. Obwohl ich mich in Schweden wie ein toter Fisch, auf Eis gebettet, fühle, obwohl meine Isolierung von Jahr zu Jahr wächst, bin ich nicht imstande, wegzugehen. Ich bleibe — wenngleich ich, immer im Bewußtsein meiner Subjektivität, dieses Land hasse. Ein verlagter Haß, der eigentlich Deutschland zukommen müßte? Kaum. Schweden ist gut für die Schweden. Nicht für mich. Es ginge zu weit, mich hierüber auszulassen.

Erläuternde Tagebuchzeilen: Um die Dackelhündin Sara zu retten, arbeiteten viele Leute drei Tage und drei Nächte. Meine Mutter mußte sich auch „Sara“ nennen. Ihr gab dieses gesegnete, hundeliebende Land keine Einreise, als sie noch ausreisen konnte. Sondern man ließ es geschehen, — was man bei der Hündin Sara nicht geschehen ließ — daß meine Mutter starb. Nicht nur starb — ermordet wurde.

„Jede Form von Emigration verursacht an sich schon unvermeidlicherweise eine Art Gleichgewichtsstörung“ sagt Stefan Zweig. Améry sagt: „Es altert sich schlecht im Exil.“ Er macht ausdrücklich keinen Unterschied zwischen den Begriffen Heimat und Vaterland. Ich mache diesen Unterschied! Vaterland ist für mich ein administrativer Begriff (wenn er auch gefühlvoll klingt), denn: das Vaterland reicht unbedingt bis zu einem bestimmten Schlagbaum und nicht darüber hinaus. (Eher schon letzteres, denn es wird gern erweitert.)

Jene befragten Gymnasiasten konnten sich unter „Vaterland“ nichts Bestimmtes vorstellen und liebten es trotzdem mörderisch. Brecht: „Von dieser allgemeinen, hohen, vieldeutigen Art ist ja gerade die Unwahrheit.“ Ja, als Zehnjährige hatte ich auch ausgeprägte Vaterlands-Begriffe. Ich schrieb ein Gedicht „Der sterbende Soldat“, das so endet:

... laß gesund mich wieder werden,
daß heim ich kann kehren. Doch soll es
nicht sein, so sterb ich gern
fürs Vaterland und Kaiser Wilhelm
meinen Herrn.
Amen.

War es Vaterlandsliebe, als ich, 1947 zum ersten Mal wieder durch Deutschland

fahrend und die Ruinen-Landschaft erblickend, schrecklich weinte? Ich hoffe, daß ich auch angesichts englischer Ruinen geweint hätte — wenn nicht, bin ich falschen Gefühlen erlegen.

„Es gibt keine neue Heimat“ sagt Améry und: „Wir haben nicht nur das Land verloren, sondern müssen erkennen, daß es niemals unser Besitz war.“ Aber nein! die Illusion (böartiger Art) liegt auf der *Gegenseite*! Ich meinerseits befolge die Befehle meiner Feinde nur äußerlich, ich lasse mich von deren Gesichtspunkten nicht überrumpeln. Wahr bleibt für ewig, daß ich in Augsburg geboren bin, also in Deutschland, und daß ich in Deutschland die erste (die bessere) Hälfte meines Lebens ansässig war. Daß Deutsch die mir enorm teure Muttersprache ist. Daß ich also mit Deutschland verwandt bin — verwandt wie die Münze mit dem Prägestock.

Natürlich kann man sich von seinen Verwandten lossagen, sie sogar hassen — dennoch bleibt man mit ihnen verwandt.

Ich adaptiere nicht die These, daß die Übermächtigen im Recht sind — wie jene Neger tun, die pigmentzerstörende Medikamente einnehmen, um weiß zu werden. Es hieße ja auch: sich nach den jeweiligen Feinden ummodellern. Mich macht die mißbrauchte Relativitätstheorie seekrank.

Jean Améry tanzt vehement nach der Pfeife der Dunkelmänner. Er ist gefügig — jetzt aus Trotz. Momentweise kommt es mir vor, daß sein Kummer nicht nur die Elefantiasis hat (um es roh auszudrücken), sondern daß er wünscht, daß sein Kummer die Elefantiasis hat. Er hängt sich an der Straßenlaterne auf, um Spaziergänger zu schrecken. Es beweist freilich seine Desperation. Und seine Opposition gegen das — ihm noch allzu gegenwärtige — Dritte Reich. So kommt es zu dem fatalen Satz: „Wenn aber die Gesellschaft widerruft, daß wir es (deutsche Dichter, Kommerzienräte usw.) nie gewesen sind, sind wir es nicht gewesen.“ Welche „Gesellschaft“ ist gemeint, Herr Améry?

Er reist durch Deutschland als Naziopfer. Ich reise nicht durch Deutschland als Naziopfer. Genauer: es ist mir nicht dauernd bewußt, daß ich eines bin. Sonst würde ich nicht reisen. Ich vergleiche auch die Deutschen mit meinen puppenstarrten Adoptiv-Landsleuten — und die Deutschen schneiden besser ab. Wenigstens die für mich in Frage kommenden Deutschen. (In Schweden gibt es keine für mich in Frage Kommenden.)

Allzu oft allerdings begegne ich dem Jüngling mit den Autobahnen und der Dame, die es nicht verwinden kann, daß ihre Putzfrau mit Auto vorgefahren kommt. Peinlich wird es, wenn auf der — sonst so balsamischen — Nürnberger Tagung ein deutscher Schriftsteller mir sagt: „Juden dürfen heute stehlen, ohne daß ihnen etwas geschieht.“ Ich erschrak. Ich hätte sofort in einen Laden gehen und stehlen sollen und dem Richter dann sagen, Herr Soundso habe mir versichert, als Jude dürfte man ...

Es braucht doch gar nicht befürchtet zu werden, daß Juden-Verhätschelung irgendwo, irgendwann stattfindet!

Derselbe Schriftsteller wünscht auch keine Aggression wie „Die Ermittlung“. Während er traurige Dichterinnen gelten läßt. Klage lassen sie hingehen — nicht Anklage! Ach ja, paradox ist es, wenn der Skalpierzahn sich beschwert, daß man ihm ein Haar ausreißt...

„Nicht nachtragend“ hat man zu sein als Naziopfer. Gibt es ein nachträglicheres Nachtragen als das jener Leute, die es nicht müde werden, sich und andere daran zu erinnern, daß Juden ihren Erlöser ans Kreuz schlugen! Das ist platterdings die Höchstleistung an Nachtragen und die wesentliche Ursache für alle Pogrome, einschließlich dem Dritten Reich. Die Massen benötigten keine „Rassenlehre“, sie waren bereits präpariert mit den erforderlichen Ressentiments.

Denn hier kann man von Ressentiment sprechen: dem schwelenden, 20 Jahrhunderte alten Groll gegen Generationen von Juden. Ich sehe ab von der Annahme, daß es vielleicht nicht einmal Juden waren, die Christus kreuzigten — bereits ohne sie ist der Erbgroll als monströser Mythos widerlegt.

„Durch Aktualisierung sind die Leichenhaufen abzutragen“, sagt Améry. Er erzählt: „Der flämische SS-Mann Wajs, ein vielfacher Mörder und besonders routinierter Folterknecht, hat mit dem Leben bezahlt, erfuhr die moralische Wahrheit seiner Untaten... Als man ihn zur Richtstätte führte, war er aus dem Gegen-Menschen wieder zum Mit-Menschen geworden... Ich wäre, so dünkt mich heute, ruhig und befriedet mit dem Totenkopf-Mitmenschen gestorben.“

Als Michael Kohlhaas erfuhr, daß sein Feind, der Junker von Tronka, für seine Betrügereien zu zwei Jahren Kerker verurteilt worden war, legte er selbst — im endlich wiedergewonnenen Seelenfrieden — seinen Kopf auf den Richtblock.

Die Untaten wurden gerächt, gerecht war es, daß so geschehen. Daß ein Gericht als dritte Partei urteilt und verurteilt, ist eine weise Einrichtung. Daß jedoch die Richter vielfach auf der Seite des Stärkeren stehen, verringert die Weisheit der Einrichtung erheblich. Da somit die Gerechtigkeits-Instanz, die „das Rechtsgefühl einer Goldwaage“ (Kleist) haben sollte, wieder zum Rache-Instrument des Starken (s. Urteil vom Juli 1966 zu Den Haag) wird, ist der Verunrechtete gezwungen, sich anderweitig Recht zu verschaffen.

Jean Améry jedenfalls brauchte (in diesem einen Fall) nicht mehr zu wandeln und zu warten, und der Roßkamm Kohlhaas brauchte nicht mehr Städte zu verwüsten und seinen Feind zu suchen — die Mär vom spukenden Gespenst, das umgeht bis die Untat gesühnt ist, entspringt einem elementaren Wunsch nach Gerechtigkeit. (Womit ich nicht sage, daß alle angeblichen volklichen Rechtsgefühle, derer sich Dunkelmänner gern bedienen, befugt und überhaupt existent sind!)

„... glaube ich, erkannt zu haben, daß ein durch sozialen Druck bewirktes Vergeben und Vergessen unmoralisch ist“, schreibt Améry. Ich muß ihm sehr recht geben. Brecht sagt sogar:

„Und die da reden von Vergessen
und die da reden von Verzeihen —
all denen schlage man die Fressen
mit schweren Eisenhämmern ein.“

Man kann nicht einen andern zum Verzeihen nötigen. Freilich kann man einen andern auch nicht zum Nichtverzeihen nötigen. Das möchte Améry, wenn er sagt, daß „Stumpffühligkeit und Lebensindifferenz die Ursache zur Verzeigungsbereitschaft“ sind. Ich neige gerade dann zum Vergessen und Vergeben, wenn ich keineswegs lebensindifferent bin, sondern — im Gegenteil — verliebt in einen Sommer. Dann widerstrebt es mir, an die widerlichen Figuren von Frankfurt zu denken. (Der vergnügte Faulpelz neigt zum Opportunismus...)

Nur starke Seelen, Kohlhaasen, taugen zum Einkassieren von Gerechtigkeit. Den Schwerverwundeten sollte man Vergessen gönnen. Ihnen gönnen, daß sie es können — denn sie müssen nachträglich an das Sterben ihrer Mutter, ihres Bruders, ihres Mannes, ihres Kindes denken. Es nützt ihnen nichts, daß sie sich sagen: *jetzt* leiden sie doch nicht mehr, *jetzt* spüren sie doch nichts mehr! Es gibt Taten, die wie andere Werke von Menschen beschaffen sind: von Zeit unberührt — im Raum schwebend — für immer...

Die „Kohlhaasen“ sind die Frömmsten unter den Frommen: sie wollen Gottesgehilfen sein, das Gleichgewicht wiederherstellen, die Gewissen renovieren — Opfer können stellvertretendes Gewissen besitzen: das ihrer Henker. „Gewissen ist eine jüdische Erfindung“ — so gewaltig hat Hitler den Juden geschmeichelt! Aber anstatt die Beherzten zu preisen, huldigt man ihren Antipoden — winselnd: Was für ein wunderbarer jüdischer Mensch! kein bißchen bitter!

Bitterkeit ist wahrhaftig das mindeste, was man den Hinterbliebenen der zu Seife Verarbeiteten zugestehen sollte...

Gelobt werden auch die Neger — falls sie lammfromm sind. Warum, zum Teufel, sollen Neger partout ohne Gewalt kämpfen, wo ihnen Jahrhunderte lang eine Gewalt angetan wurde, so grenzen- und namenlos, daß sie selbst die an den Juden begangene noch übertrifft! „Wir haben beinahe keine Wange mehr zum Hinhalten“, sagte Martin Luther King.

Hämischerweise wird stets den bereits Getretenen das knochenweichende Gesetz von der andern Wange eingebläut. Warum sollen immer die Opfer verzeihen? Könnten nicht mal die Henker verzeihen — ehe sie henken!

Wenn schon Sittengesetz (ich bin nicht dagegen, im Gegenteil!), dann primäre: Du sollst niemanden auf die linke Backe schlagen, damit er nicht die rechte hinhalten muß! (Denn dann pflegt auch der Verteidigungsmechanismus in Funktion zu treten, dann wird es blutig.) Es erinnert an die Messuren der Korpsstudenten, sie dürfen vor Säbelhieben nicht zurückweichen, „um ihren Mut zu stärken“. Als lebenslänglichen Mutbeweis tragen sie dann schöne Schmissee auf der hingehaltenen Backe. (In Wirklichkeit handelt es sich um Zerstörung physiologischer Reflexe.)

Leute, die bildlich die andere Wange hinhalten, pflegen sich nicht durch dreisten Mut, sondern durch traurige Feigheit auszuzeichnen. Juden und Neger sind Jahrhunderte hindurch auf Feigheit getrimmt worden — Feigheit, die dem Boß die Pistole putzt, um seinem Scheiterhaufen zu entgehen . . .

Dies das turmhohe Pro des Staates Israel: daß er die Möglichkeit der Verteidigung umschließt.

„Jude sein, das war Annahme des Todesurteils durch die Welt“, sagt Améry im letzten Aufsatz. Er hört es ungern, wenn „wir Juden“ gesagt wird, weil er: „Jude nicht sein kann. Und es doch sein muß. Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein, das ist es, was mir eine undeutliche Pein schafft.“ Undeutlich? Nun ja, es ist freilich ein Dilemma, die Epauletten einer geschlagenen Armee zu tragen, der man nicht einmal angehörte . . .

Für mich ist „Jude-sein“ eher ein abstrakter Zustand. Ich vergesse diese angebliche Tatsache dauernd, weil ich mich nicht in ihren Kategorien bewege. Freilich wird jeder Jude — oft oder selten und meistens schmerzlich — daran erinnert, daß er es ist. Man ist schließlich zum Juden geprügelt worden. Améry will Jude sein, weil er es sein muß, wie er findet. Mit Monomanie steigert er sich ins „Jude-sein“. (Wenn ich nur wüßte, worin es genau besteht . . . !)

Als Améry 1935 die Nürnberger Gesetze las, fühlte er sich zum Juden gemacht, von nun ab war er „Toter auf Urlaub“. (Ich hätte es übrigens vorgezogen, er hätte einen weniger klischeemäßigen Ausdruck gewählt.) „Der Würdeentzug drückt die Todesdrohung aus.“ . . . Ich spüre diese Todesdrohung heftiger und direkter, wenn ich höre, daß wieder ein Neger umgebracht worden ist oder ein Negermörder freigesprochen wurde . . . Diese Anzeichen kommen mir gegenwärtiger vor.

„Dem Entwürdigungsprozeß entsprach auf meiner Seite ein symmetrischer Prozeß um Wiedergewinnung der Würde . . . Er ist bis heute für mich nicht abgeschlossen . . . Würde . . . ist das Recht auf Leben.“

Als ich die Zeilen las, fiel mir Kafkas Werk „Der Prozeß“ ein. Mir kam es vor, als ob die von Améry dargelegte jüdische Opfer-Situation unabsichtlich (?) der Bedeutung von Kafkas Gleichnis entspräche. Améry: „Jude sein, das war die Annahme des Todesurteils . . .“ und: „daß ich weiterhin der befristet Mordverurteilte war.“ Noch deutlicher: „Ich gehe als Jude durch die Welt gleich einem Kranken mit einem jener Leiden, die keine großen Beschwerden verursachen, aber mit Sicherheit letal ausgehen.“ Kafka: „Einen solchen Prozeß haben, heißt ihn schon verloren haben.“ Améry: „Urteile, gegen die es keine Berufung gibt.“ Die Geschichte des Josef K. ist die einer Verhaftung, bei der es keine klare Anklage und nur einen theoretischen Freispruch gibt. Die möglichen Auswege sind: der „scheinbare Freispruch“ oder „die Verschleppung“ des Verfahrens.

Améry nennt im Vorwort seine Niederschriften „Wesensbeschreibung einer Opfer-Existenz“. Das heißt: Amérys persönlichem Thema könnte Kafkas dich-

terisches Gleichnis als „Sinn“ innewohnen. (An sich nicht so wunderbar, da dieses Persönliche so symptomatisch ist.)

Jedoch wehrt sich Améry aktiver und wohl auch effektiver (läßt sich hoffen) als Josef K. Und Kafka war es, der das entsetzlichste Wort über Juden aussprach, das ich kenne: „Wie die Oliven geben die Juden ihr Bestes, wenn sie zermalmt werden.“ Améry hingegen: „Auch habe ich wiedererlernt, . . . zurückzuschlagen.“ Er spricht von der (ihn gleichsam erlösenden) Verteidigung gegen den Häftlingsvorarbeiter Juszek. Erst dann ist nämlich auch die völlige Deformierung eingetreten, wenn der Unterlegene gar keinen Wunsch mehr verspürt, sich zu verteidigen. Améry „realisiert“ sich ausdrücklich als „revoltierender Jude“. Aber nach dem Dritten Reich war „der Feind nicht mehr ohne weiteres erkenntlich“, die lange verzögerte Verteidigungs-Initiative fand keinen greifbaren Gegner.

Hier wüßte ich zweierlei Auswege: entweder daß Améry sich zum israelischen Militär meldet (vielleicht können sie ihn, als früheren Widerstandskämpfer, gebrauchen) oder daß er seine Kampffront verbreitert — weit über die jüdischen Belange hinaus. Denn — zur Zeit des Buches — verliert er „jeden Tag von neuem das Weltvertrauen.“

Das verliere ich auch, wenn ich mich umsehe und umhöre, etwa: daß der Major Siegfried Müller jetzt in Vietnam der Westlichen Welt beispringen will, um gleichzeitig seine Sammlung afrikanischer Schädel mit asiatischen Schädeln anzureichern.

Améry: „Eine neue Massenvernichtung von Juden kann als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden.“ Ja — sie könnte ein Teil einer noch größeren Massenvernichtung . . . Nein! „es läßt sich nicht menschlich leben in der Spannung zwischen Angst und Zorn“! und: „die Gesellschaft kann einem existentielle Gleichgewichtsstörungen verursachen“. Stimmt.

Man möchte Améry und jedem, von seinem Judentum Gefolterten, sagen, er sollte — stärker als bisher, weniger beiläufig — an die overkill capacity denken, an die machtlosen Männer der Black Power, an die Auftreibung von Haiphong . . . und wie die Kilometersteine zum Krater alle heißen . . .

Das bedeutet: blutende Dolchwunden eintauschen gegen den schwärenden Krebs — eine schnöde Hilfe. Aber eine Hilfe. Es gibt keine andere.

Man kann auch, als zarteren, hinfälligen Trost, Motokiyo sagen lassen:

„Kleine Welle im See
die alte Hauptstadt Shiga
liegt in Trümmern
doch es erblüht
wie einst
der Kirschbaum in den Bergen!“

(Jean Améry „Jenseits von Schuld und Sühne“ Szczesny Verlag, München)

K. H. Poppe
Die Kirche und ihre Alliierten

Der Disput, ob der Klerus sich gegen die Faschisten richtig verhalten habe oder aber wieso nicht, findet unter verkehrten Voraussetzungen statt. Er ist ein Mißverständnis; er lenkt vom Sachverhalt ab. Die Ankläger werfen den Kirchen moralisches Versagen vor — und erheben sie dadurch zur moralischen Instanz. Die Apologeten machen sich mit Vergnügen die verschobenen Akzente zu eigen. Auf diese Art retten sie die irrealen Vorstellungen, die Außenstehende von den Kirchen haben, über die augenblickliche Peinlichkeit hinweg. Tatsächlich sind die christlichen Kirchen Interessenverbände, politische Macht: nicht moralischer als andere politische Organisationen, nicht moralischer als Carl Duisbergs Reichsverband der deutschen Industrie oder Bethlehem Steel, und sie brauchen es nicht zu sein. Wie jeder Trust, jeder Staat, jede Partei hat die Kirche ihre Feinde bekämpft, quer durch die Historie bis in die Gegenwart, ist Zweckbündnisse eingegangen, hat nach Expansion gestrebt, manipuliert, intrigiert, nicht zimperlicher als ihre Verbündeten und Konkurrenten. Daß die Verbündeten gerade der katholischen Kirche meistens gekrönte oder ungekrönte Diktatoren waren, ist nicht verwunderlich. Schließlich ist auch die katholische Kirche eine Diktatur.

Eine andere Frage ist, ob der Klerus in Zusammenarbeit mit den Faschisten Verbrechen auf sich geladen hat. Wie ist es damit? Während die Priester aller Dienstgrade noch beschäftigt sind, Akten, Briefe, Dokumente aus den Archiven zu ziehen, um ihren angeblichen Widerstand zu bezeugen, steht ihnen mit Deschners schwarzer Chronik ein Schock ins Haus und entlarvt den Disput als so gegenstandslos, wie er in Wahrheit ist.

Was hat Deschner anzubieten? Er hat allerhand anzubieten.

Das Buch beginnt mit einer knappen Geschichte des Kirchenstaats: ein gewaltiger Landfetzen, der den Norden Italiens vom Süden trennte und dem Papst als Souverän unterstand. 1870 besetzten die Italiener Rom und riefen es zu ihrer Hauptstadt aus. Der Kirchenstaat fiel an Italien. Der Papst verkroch sich im Vatikan, exkommunizierte alle Beteiligten an dieser „Usurpation“ und betrachtete sich als Gefangenen.

Deschner: „Während des Ersten Weltkriegs, den der Vatikan mitverschuldet hatte, sympathisierte der Papst begreiflicherweise nicht mit Italien. Er hielt es

K. H. Poppe: Die Kirche und ihre Alliierten

mit den Mittelmächten“ — weshalb ihn die Franzosen und Belgier einen Boche schimpften. Deutschland und Österreich propagierten zu jener Zeit ein neues Avignon. „Man erwog, dem Papst eines der alten geistlichen Fürstentümer Salzburg, Trient, Brixen oder das Fürstentum Liechtenstein als Kirchenstaat zu übergeben.“ Da die Mittelmächte den Krieg verloren, wurde daraus nichts; die Päpste suchten sich einen anderen Verbündeten: Mussolini.

Auf die Umstände geht Deschner leider nur oberflächlich ein. Nach dem Krieg war der Papst den Italienern einigermaßen fies. In Italien grassierte die Arbeitslosigkeit. In der Regierung saßen die Liberalen, gemeinsam mit der katholischen Volkspartei; doch einige Provinzen standen bereits unter dem Einfluß der Sozialisten. Der Sonntag war abgeschafft, viele Kirchen waren geschlossen, und vor den öffentlichen Gebäuden hingen rote Fahnen. Eine Koalition zwischen Liberalen und Sozialisten schien möglich. Obendrein drohte die Bank des Vatikans, die Banca di Roma, zu fallieren.

In dieser Situation mag Mussolini dem Klerus als Retter erschienen sein: Die Faschisten stützten sich — wie die Sozialisten — auf die Masse der Arbeitslosen und des Landproletariats; sie appellierten an nationalistische Instinkte, kannten eine Dolchstoßlegende — feige Verräter im Hinterland hatten die siegreiche Armee um die Früchte des Sieges geprellt: gewiß begriffen die Priester, daß Mussolini auf demselben Instrument klavierte wie sie; außerdem hatten sie keine Alternative. Der Kardinalerzbischof von Mailand, der spätere Papst Pius XI., nahm Verbindung mit Mussolini auf; die Banca di Roma finanzierte Mussolinis berühmten Marsch nach Rom; Mussolini wurde Diktator.

Als radikaler Linker und militanter Atheist hatte er angefangen. Deschner zitiert Mussolini: „Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist die Religion ein Unsinn; in der Praxis ist sie unsittlich und die Menschen, denen sie anhaftet, sind krank.“ Einmal an der Macht, erklärte Mussolini den Katholizismus zur Staatsreligion, beförderte die Kruzifixe in die Schulen zurück, führte den Religionsunterricht wieder ein, ließ die Prozessionen beschützen, verfügte die Freigabe beschlagnahmter Klöster und Kirchen, übertrug — in den Lateranverträgen — dem Papst die Souveränität über die Città del Vaticano und entschädigte ihn für den Verlust des Kirchenstaates mit eindreiviertel Milliarden Lire. Die Ehescheidung wurde verboten, jede Kritik am Katholizismus bestraft.

Vor allem die Linke war dagegen, daß in Italien die Zeit um zwei Jahrhunderte zurückgedreht wurde. Daher schaltete Mussolini das Parlament aus. „Man erschoss kommunistische und sozialistische Arbeiter im Morgengrauen vor den Städten. Man holte höhergestellte Gegner, auch frühere Freunde Mussolinis, nachts aus den Betten und schlachtete sie vor den Augen ihrer Frauen und Kinder ab. Unzählige wurden eingekerkert oder verbannt.“ Der Klerus jubelte. Mussolini avancierte zum „Erlöser“, zum „Engel Gottes“, und Pius XI. protzte: „Mussolini wurde uns von der Vorsehung gesandt!“

Mussolini half der Banca di Roma mit eineinhalb Milliarden Lire aus den roten

Zahlen. Sie besaß riesige Ländereien in Libyen — auf dem Papier; denn die Libyer hatten die italienische Armee ins Meer gefegt. Mussolini forcierte den Krieg in Libyen, und er schickte seine Soldateska nach Abessinien. Mit Giftgasbomben und Kanonen rottete sie halbnackte Neger aus, und die Priester segneten die Bomben und Kanonen, hielten das italienische Volk zu Gebeten um den Sieg an, riefen von der Kanzel zu Spenden auf, die Prälaten entschlugen sich ihrer goldenen Bischofskreuze, Halsketten, Medaillen, die Klöster legten ihre goldenen und silbernen Votivgeschenke auf den Altar des Kriegs, die begeisterten Hirtenbriefe waren so lang wie die Totenlisten, Mönche und Nonnen strömten nach Abessinien, um die Kopten zum rechten Glauben zu bekehren, und neunzehn Erzbischöfe und siebenundfünfzig Bischöfe sandten Mussolini ein Telegramm: „Das katholische Italien betet für die wachsende Größe seines geliebten Vaterlandes.“

Anschließend transferierte Mussolini seine Truppen nach Spanien: „in einen heiligen Kreuzzug für die vollständige Wiederherstellung der kirchlichen Rechte“ — so der Papst in einer Enzyklika.

Deschner beschreibt die Vorgeschichte dieses Kreuzzugs detailliert: 1931 war in Spanien eine Koalition aus bürgerlichen Republikanern und Sozialisten gebildet worden. Eine liberale Verfassung gestattete Rede- und Pressefreiheit, erklärte alle Bürger für gleich, schaffte die Adelstitel ab, trennte Staat und Kirche, entzog dem Klerus Unterricht und Fürsorge, löste den Jesuitenorden auf, verbot Mönchen und Nonnen den Handel, schuf ein modernes Scheidungsgesetz, neue Strafgesetze und führte die Zivilehe ein. „Der spanische Episkopat versuchte sofort, seine Position zurückzugewinnen. Er hetzte gegen die Regierung, forderte ‚Schluß zu machen mit den Feinden des Königreiches Christi‘.“

Dem spanischen Klerus gehörten Banken, Eisenbahnen, Bergwerke, Reedereien, Fabriken. Die Jesuiten kontrollierten ein Drittel des gesamten spanischen Kapitals. „Bevor die Republik Gesetze über den kirchlichen Besitz erließ, ernannte die Gesellschaft Jesu, um ihren Reichtum zu retten, einen Strohmann zu ihrem Bevollmächtigten für vierundvierzig große Gesellschaften und Handelsunternehmen. Zur selben Zeit litten zwei Drittel der Bevölkerung an endemischer Unterernährung.“

Vier Prozent der Großgrundbesitzer, eine Clique von sechzig Familien, verfügte über zwei Drittel des bebauten Bodens. Vier Fünftel aller Bauern verdienten täglich weniger als eine Peseta — umgerechnet dreißig Pfennig. „Sie schufteten wie Leibeigene von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang.“ Deschner zitiert die NZZ: „Die Menschen wohnen in Höhlen, Strohhütten, in mit Zweigen überdeckten Gruben.“ Ein Gewährsmann berichtet: „Sie ernähren sich von Brot und Zwiebeln, nicht selten von Baumrinde und Gras.“

Eugenio Pacelli, damals Staatssekretär im Vatikan, veranlaßte die Gründung einer Volkspartei, Acción Popular, um das verlorene Terrain wiederzuerlangen. Die Priester warben für die neue Partei, die spanische Hochfinanz hielt sie aus.

Ende 1933 gewannen die Rechtsparteien die Mehrheit im Parlament — „worauf eine kirchenfreundliche Regierung in zwei Jahren die sozialen und politischen Errungenschaften der jungen Republik liquidierte. Man senkte die Löhne, bis sie noch geringer waren als zur Zeit der Monarchie. Man erlaubte den Jesuiten, ihre Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Viele Spanier wanderten ohne jeden Prozeß, nur wegen ihrer Zugehörigkeit zu den Linksparteien, ins Gefängnis. Allein im Oktober und November 1934 hat man dreißigtausend Menschen aus politischen Gründen eingekerkert und häufig noch gefoltert. Die Zahl der Arbeitslosen erreichte eine Million.“

Die Ausgeworfenen verbanden sich zur Volksfront, die Besitzenden gründeten eine Nationale Front. Durch die Wahl von 1936 kam die Volksfront an die Macht, „obwohl die katholische Kirche Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, Bannflüche geschleudert und sogar in strengster Klausur lebende Nonnen in die Wahllokale kommandiert hatte“.

Um die „roten Antichristen“ abzuräumen, verlasen die Priester abermals Hirtenbriefe, Mussolini schenkte den Nationalen eineinhalb Millionen Peseten, Hitler holte mit Flugzeugen den General Franco, seine Armee, seine Mauren und seine Legionäre aus Marokko nach Spanien, der Portugiese Salazar richtete für Franco Nachschublager ein und stellte zwanzigtausend Muskoten für ihn ab, Hitler schickte ebenfalls Waffen und Muskoten. Erst drei Monate später unterstützte die Sowjet-Union die spanische Regierung mit Material — sie hielt sich an eine internationale Vereinbarung — und noch später mit Soldaten.

Deschner widerlegt die Legende vom kommunistischen Terror, der Francos Überfall provoziert habe, räumt mit den Lügen vom bolschewistischen Spanien auf — man weiß es längst, aber sowas kann man ja gar nicht oft genug sagen —, er führt als Zeugen einen Kanonikus aus Cordoba an, der sich nicht mit Franco gemeinmachen mochte und emigrierte: „Der ganze spanische Bürgerkrieg ist nur ein Krieg zwischen arm und reich, zwischen Volk und Feudalherren.“

Ein weißer Rabe, jener Kanonikus; denn die Mehrzahl der Priester wußte es anders. Der Episkopat in Deutschland dankte Hitler in bewegten Worten für seine „Abwehr des Bolschewismus vom Abendland“, der Episkopat in Österreich, Großbritannien, den USA, in Südamerika stimmte in den Tenor ein: Hirtenbriefe, Hirtenbriefe, Hirtenbriefe. „Alte Mütterchen spenden ihre Trauringe, arme Mädchen das letzte von der Mutter ererbte Schmuckstück. Das ganze katholische Volk und namentlich die ärmsten Schichten wetteifern im Werk der Liebe“, schwärmte eine österreichische katholische Zeitung.

Und die vielbesungenen christlichen Märtyrer, die schändlichen Greuel der Roten, die furchtbaren Verbrechen der Republikaner im Bürgerkrieg? Deschner schreibt: „Fast achttausend spanische Kleriker fanden durch die Republikaner den Tod, eine ungeheure Zahl. Allein in Madrid gingen zu Beginn des Putsches fünfzig Kirchen in Flammen auf.“ Aber: „Kein katholischer Geistlicher wurde wegen seines Glaubens verfolgt, keiner aus religiösen Gründen getötet. Erst als

die Kleriker auf Weisung ihrer Obrigkeit für die Militärs und gegen die Regierung Partei ergriffen und manchmal Seite an Seite mit den Faschisten kämpften, brachte man sie um. Sie starben als Faschisten oder Kriegsführende.“ Ein spanischer Priester erklärte: „Nicht einer von ihnen, nicht ein einziger, hat den Tod für Christus erlitten. Sie starben für Franco.“ Dagegen der Papst: „Wir müssen aufjauchzen um des Stolzes und der süßen Freude willen, die Uns erhebt. Dies ist ein gewaltiges Schauspiel christlicher und priesterlicher Tugend, von Heldentaten und Martyrien...“

Die Faschisten waren weniger penibel als die Republikaner; sie töteten des Glaubens wegen und häufig auf Verdacht. „In der Etappe erschoss man alle eventuellen Gegner, Gefangene stets aufs Geratewohl; oft wurden republikanische Soldaten unter den Augen ihrer Kinder und Frauen niedergemacht, und diese manchmal noch vergewaltigt. Die Rebellen töteten prinzipiell alle Zivilgouverneure, alle regierungstreuen Generale und Regimentskommandeure, ferner die Volksfront- und linksorientierten Gewerkschaftsfunktionäre und die führenden Freimaurer. Man mordete sogar auf den Stufen des Hochaltars von Bajadoz — und zwar: Im Namen Christi und im Namen der heiligen Gottesmutter.“

In den Arbeitervierteln der Städte richteten die Franco-Truppen wahre Blutbäder an. Franco bekannte einem amerikanischen Korrespondenten, es sei seine Absicht, den Marxismus in Spanien auszurotten, und koste es jeden zweiten Spanier das Leben. Der spanische Kardinal Gomá erläuterte: „Wir befinden uns in völliger Übereinstimmung mit der nationalen Regierung, die niemals einen Schritt ohne meinen Rat unternimmt, den sie immer befolgt.“

Noch im Krieg baute Franco Konzentrationslager. Im eroberten Gebiet „wurde in den Schulen der Religionsunterricht wieder obligatorisch, die Madonnenbilder und Kruzifixe erschienen wieder an den Wänden, die Schüler beteten am Anfang und Ende des täglichen Unterrichts und mußten an Feiertagen mit ihren Lehrern zur Messe“. Die katholische Volkspartei des Eugenio Pacelli verschwand wieder — wie die katholischen Parteien in Italien und Deutschland.

„Anfang Juni 1939 verpflichtete sich das Franco-Regime, die ersten vier Paragraphen des Konkordats von 1851 zu respektieren, womit der Klerus wieder den größten Einfluß erhielt. Wenige Tage darauf empfing Pius XII. dreitausendzweihundert spanische Faschisten“ und begrüßte sie als seinen treuen Söhne. „Sie hätten, so führte er aus, ihrem gemeinsamen Vater viel Trost gespendet, da sie den Glauben und die Zivilisation verteidigt hätten.“

Fazit bei Kriegsende: 600 000 Tote. Aber das große Sterben dauerte an. Deschner: „Nach offiziellen Statistiken der spanischen Regierung ließ Franco vom Ende des Bürgerkriegs bis zum Frühjahr 1942 mehr als 200 000 Republikaner erschießen; und noch drei Jahre später befanden sich in spanischen Gefängnissen mehr als eineinhalb Millionen politische Gefangene, drei Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg immer noch über hunderttausend, und auch jetzt bestand die Folter fort.“

Einen umfangreichen Abschnitt seines Buchs widmet Deschner dem Verhältnis Pacelli-Hitler, und dieser Abschnitt allein macht sämtliche nachträglichen Rechtfertigungsversuche der Cattolica lächerlich. Die Ausgangssituation war in Deutschland ähnlich wie in Italien und Spanien, und die Kräfte, die Hitler in die Regierung katapultierten — es ist bis zum Überdruß mitgeteilt worden, aber auch das kann man gar nicht oft genug wiederholen —, waren dieselben: „Der Papst sah sich veranlaßt, aus Furcht vor den linken Parteien, Hitler an die Macht zu bringen.“

Die deutsche Hochfinanz, vertreten durch den Kölner Bankier Schroeder, im Verbund mit der US-amerikanischen, vertreten durch John Foster Dulles, im Verbund ferner mit einigen prominenten Mitgliedern der Zentrumspartei, „deren Führer keine wichtige Entscheidung ohne Rücksprache mit dem päpstlichen Nuntius fällte“, bewerkstelligte es. Die Parallele geht noch weiter: Konkordat; Verbot der linken Parteien; Jubel der Bischöfe — noch kurz zuvor waren sie Hitlers entschiedene Widersacher, im Gegensatz zu den evangelischen Rivalen; die hatten schon früher gejubelt.

Deschner zitiert die angeblichen Widerstandskämpfer aus den Reihen des Episkopats und blamiert sie mit ihren eigenen Phrasen; er denunziert ihre Querelen mit den Machthabern als Gezänk um eigene Belange. „Ihre Beschwerden betrafen lediglich Hitlers Religionspolitik, seine Verletzungen des Konkordats. Sie wehrten sich gegen die Beschneidung kirchlicher Ansprüche auf dem Gebiet der Jugenderziehung, des Schulwesens, der Presse, sie wehrten sich gegen die Gleichschaltung katholischer Vereine, gegen die Kritik am Alten Testament, an den Evangelien, am Klerus, gegen die Konfiskation von Kirchengütern.“

Offensichtlich hatte der Vatikan nicht ganz aufs richtige Pferd gesetzt — die Enttäuschung muß gräßlich gewesen sein. Und das ist der wesentliche Unterschied zwischen den drei Diktatoren, denen der Vatikan zur Macht verholfen hat: Der Atheist Mussolini war auf den Kurs der Kirche umgeschwenkt; Franco hatte diesen Kurs nie verlassen; Hitler lehnte es ab umzuschwenken. Er liebte die Priester nicht und, starrsinnig wie er war, blieb dabei.

Der Klerus steckte in einem Dilemma; denn auch zu Hitler gab es keine Alternative. Als Vorkämpfer wider Liberalismus und Sozialismus war er nicht zu ersetzen; und er war auch nicht mehr abzusetzen, das deutsche Volk hätte es nicht geduldet. So versuchten die Gottesmänner, den Diktator durch Freundlichkeit umzustimmen. Deschner schreibt:

„Niemals protestierten die Bischöfe gegen Hitlers Überfall auf Österreich, die Tschechoslowakei, Polen, Dänemark, Norwegen, Belgien, Holland, Frankreich, Jugoslawien, die Sowjet-Union. Niemals protestierten sie gegen den Nazismus. Immer wieder, Jahr für Jahr, haben sie sich bei den braunen Verbrechern angebiedert. Der Kirchenkampf hielt sie davon nicht ab.“

Bis zum Ende nicht, sollte man ergänzen. Sie beteten um den Sieg, nicht anders als ihre Mitarbeiter in Spanien und Italien um den Sieg ihrer Diktatoren bete-

ten, nicht anders auch als die meisten ihrer evangelischen Kollegen; sie machten Front gegen katholische Wehrdienstverweigerer, gegen katholische Feinde des Regimes, lobten die Einrichtungen der KZ, traten der SS als fördernde Mitglieder bei, feierten militärische Erfolge mit Dankgottesdiensten und Glockengeläut, quasselten vom Abwehrkampf, vom gesegneten Waffengang, und nagelten ihre Gläubigen mit christlichen Sentenzen auf Hitler fest.

Der Papst betrachtete zwar die Massaker der deutschen Truppen in Polen mit Mißvergnügen, natürlich, da doch die Polen vortreffliche Katholiken waren; doch im Krieg gegen die Sowjet-Union witterte er „eine wesentliche Sendung und Aufgabe“ und verfolgte ihn, wieder einmal, „mit Genugtuung“; und seine Haltung im Krieg Deutschlands gegen Jugoslawien beantwortet unsere Frage nach den Verbrechen, die wir zu Anfang gestellt haben, eindeutig.

„Nachdem die deutschen Truppen am 6. April 1941 in Jugoslawien einmarschiert waren und auch dieses Land besetzt hatten, arbeiten sie mit der faschistisch-katholischen Ustascha-Partei zusammen.“ Der Führer der Ustasche war ein Rechtsanwalt aus Agram, Ante Pavelić, ein Protegé Mussolinis. „Ein unabhängiges Kroatien wurde proklamiert, zu dem außer Kroatien auch Bosnien, die Herzegowina, ein Teil Dalmatiens und einige rein serbische Randgebiete kamen. Von den rund sechs Millionen Einwohnern dieses Staats waren nur etwa drei Millionen katholische Kroaten.“

Pavelić rief die Kroaten zum Krieg gegen die Serben auf, und 299 serbisch-orthodoxe Kirchen wurden ausgeraubt und vernichtet, andere für die Katholiken beschlagnahmt, das Vermögen der orthodoxen Kirche fiel an die Katholiken; die Serben wurden mit blauen Armbinden, die Juden mit dem gelben Stern markiert; dann ließ Pavelić den Volkszorn auf sie los. „Drei orthodoxe Kirchenfürsten und mehrere hundert orthodoxe Kleriker wurden ermordet“, unzählige gefoltert. Einem Bischof und einem Priester „stach man, während auf ihrer Brust ein Feuer brannte, die Augen aus, schnitt ihnen Nase und Ohren ab und gab ihnen endlich den Todesstoß“. Die Ustaschen trieben die Serben zusammen, „bohrten ihnen glühende Nadeln unter die Fingernägel und streuten Salz in offene Wunden“.

In einem Dorf wurden 250 Bauern, Männer und Frauen, gefesselt und lebendig begraben, in einem anderen 331 Serben massakriert, einige gekreuzigt. „Überall forderte der katholische Klerus die Orthodoxen zur Konversion auf“, und 240 000 konvertierten.

Im Mai reiste Pavelić mit seinen Ministern und einigen Geistlichen, darunter ein Bischof, nach Rom; Pavelić wurde von Pius XII. in Privataudienz empfangen und gesegnet, und der Papst sprach Pavelić seine besten Wünsche für „seine weitere Arbeit“ aus. An diese weitere Arbeit machte Pavelić sich nach seiner Rückkehr unverzüglich. 180 000 Serben und Juden blieben in sechs Wochen auf der Strecke, vier Wochen später noch einmal 100 000. Außerdem wurden Konzentrationslager eingerichtet, für Widerborstige, die die Notwendigkeit eines katho-

lischen Bekenntnisses immer noch nicht einsahen. 350 000 Serben kamen in den Lagern zu Tode.

Der Prior eines Franziskanerklosters verfügte ein Gemetzel in der Kirche von Glina; ein Augenzeuge berichtet: „Das Blutbad dauerte von abends zehn Uhr bis morgens vier Uhr und ging acht Tage weiter. Die Uniformen der Schlächter mußten gewechselt werden, weil sie von Blut durchnäßt waren. Man findet später aufgespießte Kinder mit vor Schmerz gekrümmten Gliedern.“ Bilanz des Unternehmens: zweitausend Tote. „Mehrere Mönche übernahmen Henkersposten in einem KZ. Der Franziskaner Zvonko Brekalo war Offizier im ‚Todeslager‘ von Jasenovac, berüchtigt wegen seiner Massenenthauptungen. 120 000 Serben kamen darin um.“ 1942 übernahm ein Franziskanerpater dieses Lager als Leiter, „wobei ihn eine Reihe von Geistlichen unterstützten. In vier Monaten wurden unter dem Kommando des Paters 40 000 Menschen liquidiert“.

Der Primas der katholischen Kirche in Kroatien, Erzbischof Stepinac, war zugleich Militärvikar der Ustaschen, 150 Priester waren Feldkapläne. „Bischöfe saßen im Ustascha-Parlament, Priester fungierten als Polizeichefs und als Offiziere in Pavelićs Leibwache“. Sie saßen auch in der Zivilverwaltung, waren Präfekten, mordeten mit dem Maschinengewehr oder der Pistole und trieben Soldaten, die von der Schächtereie genug hatten, zur „Weiterarbeit“ an. Der Erzbischof sprach ihnen seinen Dank aus, „vor allem den Franziskanern“, und der Papst sprach den kroatischen Bischöfen seine stereotype „Genugtuung“ über ihren Kampf für ein katholisches Kroatien aus, er schickte ihnen seinen apostolischen Segen — zu einer Zeit, da in italienischen Journalen über die Kroaten-greuel längst ausführlich berichtet worden war.

Als der Zusammenbruch in Sichtweite rückte, flüchtete Pavelić nach Salzburg, ins Kloster Sankt Gilgen, „mit geraubtem Gold reichlich beladen“; seinem Erzbischof Stepinac „ließ er Kisten voll Gold, Edelsteinen und Uhren zurück, die man im Palast Stepinacs und in verschiedenen Klöstern deponierte“. Pavelić gelangte nach Spanien und fand Aufnahme in einem Franziskanerkloster. Als er starb, 1959, schickte der Papst ihm seinen apostolischen Segen; den Erzbischof Stepinac ernannte er zum Kardinal. Die Franziskaner mit den blutigen Kutten verkrochen sich in italienischen Klöstern, österreichischen Klöstern, französischen Klöstern — der Vatikan ließ seine Getreuen nicht im Stich.

Eine schwarze Chronik also in der Tat, vollgestopft mit einer Überfülle an Material, nicht feinsinnig vor dem Leser ausgebreitet, sondern wütend hingeknallt: so wars, freßt und erstickt daran; ein Amoklauf wie die meisten Arbeiten Deschners.

Das Buch lädt ein zu der deprimierenden Erkenntnis, daß der Klerus in der Wahl seiner Mittel so unbedenklich ist wie er tolerant ist bei der Auswahl seiner Alliierten, und seine zuverlässigsten Verbündeten nach wie vor die menschliche Bosheit und Unwissenheit sind. Da aber niemandem, der die Möglichkeit dazu hätte, daran liegen kann, die Unwissenheit zu beseitigen; und da die Menschen

sich nicht ändern, solange die Verhältnisse nicht geändert werden und auch daran niemand interessiert ist, in dessen Macht es steht, sie zu ändern, wird das Regiment des Klerus wenigstens in einem Teil der Welt noch eine gute Weile erhalten bleiben. Wie er regiert, ob mit Maschinengewehren oder verhältnismäßig sanften Handschuhen, hängt lediglich von den Umständen ab.

(Karlheinz Deschner, *Mit Gott und den Faschisten*, Hans E. Günther Verlag, Stuttgart)

Anmerkungen

Die in diesem Heft abgedruckten Beispiele erzählender Prosa lassen sich nach Ansicht der Redaktion unter dem Titel „Geschichten zur Geschichte“ — insbesondere des Faschismus — subsummieren; der dreißigste Jahrestag des Franco-Putsches sowie immer deutlicher zutage tretende Tendenzen innerhalb der Bundesrepublik waren für die Auswahl bestimmend.

Wolfgang Weyrauchs Beitrag erschien in diesem Jahr in einer Anthologie des Aufbau-Verlags „Querschnitt“, die Beiträge auch österreichischer und schweizer Autoren enthält.

Annemarie Czaschke wurde 1930 in Münster/Westfalen geboren, nach dem Abitur zögernd betriebenes Studium der Romanistik, Germanistik und Theaterwissenschaft, abgeschlossen mit einer Promotion über Paul Claudel. Seitdem Lektoren- und Übersetzer-Tätigkeit für Funk und Fernsehen.

Neben der unseren Lesern bereits bekannten DDR-Lyrikern Sarah Kirsch stellen wir diesmal den augenblicklich in West-Berlin lebenden Johannes Schenk vor, der unsere Bitte um biografische Angaben mit folgender Notiz beantwortete: „1941 in Berlin geboren, acht Jahre in einer Dorfschule, dann bin ich sechs Jahre lang Matrose gewesen, hasse, was Deutschland getan hat und wieder tut, verzweifle über die Morde der Amerikaner in Vietnam. Habe Angst.“

Anna Dünnebier (unseren Lesern bereits aus Heft 2/66 bekannt) wurde 1944 in Stuhm geboren, wuchs in Bremen auf und studiert seit 1963 Germanistik und Anglistik in Berlin, freie Mitarbeiterin bei Radio Bremen.

Ebenfalls in Berlin lebt Michael Hatry (geboren 1940 in Hamburg), nach Beendigung seines Studiums der Theaterwissenschaft, Germanistik und Publizistik seit 1965 freier Schriftsteller.

Die Kafka-Studie Jiří Hájek's entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Autors seinem im September in Prag erschienenen Buch „Die menschliche Situation“, Verlag Československý spisovatel. Die Übersetzung aus dem Tschechischen besorgte Elvira Högemann-Ledwohn.

Aus der DDR erreichte uns der Artikel von *Frau Dr. Elisabeth Simons* (Berlin-Karlshorst), als Diskussionsbeitrag zu dem in Heft 3/66 veröffentlichten Aufsatz von Franz Schonauer.

Mit *Karl Burgs* Bericht über die Heft-Roman-Fabriken setzen wir die im letzten Heft von Dr. Wolfgang R. Langenbucher begonnene Auseinandersetzung mit der Trivial-Literatur, diesmal mit einem Artikel aus der Praxis, fort.

Georg Benz ist Mitglied des Hauptvorstandes der IG-Metall. Außer ihm sprachen bei der Abschlußkundgebung des Kongresses „Notstand der Demokratie“ Professor Ernst Bloch, Professor Helmut Ridder und Hans Magnus Enzensberger.

Über die im *Protokoll I* mitgeteilten Tatbestände wurden vor einiger Zeit die Vertreter mehrerer deutscher Blätter — so der Münchner „Abendzeitung“, der „Zeit“ und des „Spiegel“ — informiert, keine der genannten Publikationen war jedoch an einer Veröffentlichung dieses Materials interessiert.

Hilde Rubinstein skizziert ihre Biografie wie folgt: „Geboren 1904 in Augsburg. Emigration nach Schweden 1935 (nach anderthalb Jahren politischer Haft in Deutschland). Studium der Malerei, später Schriftstellerin. 1. Roman-Preis 1952 im Stockholmer Wettbewerb für Anti-Atom-Kriegs-Parabel. Zwei Dramen aufgeführt: 1932 in Berlin, 1958 in Halle. Freie Mitarbeit an westdeutschen Zeitschriften und Funkanstalten. Übrigens auch Untersuchungshaft in der Sowjet-Union (1936/37 für 11 Monate). Aber daß ich Gefängnisse kenne, geht ja aus meiner Paraphrase (über Amérys Buch) hervor.“

Berichtigung: zu seiner Anmerkung³⁾ in seinem Beitrag „Das alte Neue“ — kürbiskern 4/66, Seite 158 — schreibt uns *Klaus Völker*: „Ich vermutete vor-eilig einen Irrtum Eislens. ‚Über das Besteigen hoher Berge‘ ist ein Aufsatz Lenins, der zu den ‚Notizen eines Publizisten‘ gehört. (Lenin, Werke, Band 33, S. 188 f.) ‚Mi-en-lehs Gleichnis vom Besteigen hoher Berge‘ in Brechts ‚Buch der Wendungen‘ ist identisch mit diesem Aufsatz Lenins.“

Feodor Dostojewski Gesammelte Briefe 1833-1881

Herausgegeben und kommentiert von
Friedrich Hitzer. 742 Seiten.
Leinen DM 34.—

Im Piper Verlag erschien vor kurzem eine Ausgabe der Gesammelten Briefe Dostojewskis. Während die früher übersetzten Briefe lückenhaft und idealisiert wiedergegeben wurden, stellt diese Auswahl von Friedrich Hitzer die erste originalgetreue Übersetzung dar. Dostojewski schrieb meist aus alltäglichem Anlaß, und was ihn dazu antrieb, war sehr oft finanzielle Not.

Die Briefe zeigen die Entwicklung des Schriftstellers, sein Verhältnis zur Religion, die oft widerspruchsvollen politischen Anschauungen, seine Reaktionen auf die wechselnde Umwelt, und sie vermitteln darüber hinaus ein authentisches Bild der russischen Zeitgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Anhang enthält ein ausführliches Nachwort des Herausgebers, in dem er über die Prinzipien seiner Auswahl Auskunft gibt und ein Porträt des Autors auf dem Hintergrund der Zeit entwirft. Zahlreiche Anmerkungen, Kommentare, Erläuterungen zum Text und Kurzbiographien zum Kreis der Personen, die im Leben des Schriftstellers eine Rolle spielten, ergänzen den Band.

Marxistische Blätter

für Probleme
der Gesellschaft, Wirt-
schaft und Politik

Marxistische Blätter

- ▶ sind dem wissenschaftlichen Sozialismus verpflichtet
- ▶ informieren über die internationale marxistische Diskussion
- ▶ behandeln in jeder Nummer ein Hauptproblem:
Nummer 1/1967: *Marxismus und Christentum*
- ▶ erscheinen zweimonatlich zum Preis von DM 2.- je Ausgabe (64-92 Seiten) plus Zustellgebühr

Bestellungen und Anfragen an:

MARX. BLÄTTER
(6) Frankfurt a. M. W 13
Kurfürstenstraße 8 (K)

Piper

Europa Verlag

WIEN - ZÜRICH - FRANKFURT/MAIN

Gespräche der
Paulusgesellschaft

*Herausgegeben
von Erich Kellner*

Christentum und Marxismus heute

mit Beiträgen von:

Branko Bosnjak
Yves Calvez
Dominique Dubarle
Roger Garaudy
Robert Havemann
Lucio Lombardo-Radice
Cesare Luporini
Johannes Baptist Metz
Vuko Pavicevic
Asari Polikarov
Karl Rahner
Marcel Reding
Hans Schaefer
Osmund Schreuder
Gustav Wetter

336 Seiten, Leinen, DM 25,80

Adam Schaff
Marxismus und das
menschliche Individuum

352 Seiten, Leinen, DM 26,50

Sprache und Erkenntnis

244 Seiten, Paperback, DM 14,20

Joan Robinson
Die Akkumulation
des Kapitals

498 Seiten, Leinen, DM 38,—

Verlangen Sie bitte unsere Hauszeitschrift
„Europäische Perspektiven“ und Prospekte
über Veröffentlichungen zu:

Soziologie
Politik
Zeitgeschichte
Wirtschaft
Philosophie

Europa-Verlag
Frankfurt/Main - Metzlerstraße 25

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

<i>Pawel Wassiljew</i>	Lied der deutschen Arbeiter
	Der „Fall“ Wolfgang Graetz
<i>Wolfgang Graetz</i>	Der vergebliche Aufstand
<i>Günter Kunert</i>	Die Waage
<i>Herbert Asmodi</i>	Stirb & werde
<i>Peter Hacks</i>	Margarete in Aix
<i>Uve Schmidt</i>	Hinter den Bergen
<i>Georg Maurer</i>	Was vermag Lyrik
	Junge Lyrik aus der DDR
<i>Gerhard Wolf</i>	Menetekel und Schattengeficht
<i>André Müller</i>	Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?
<i>Erich Fried</i>	Allerlei Theater
<i>Yaak Karsunke</i>	Haifischflossen im Supermarkt
<i>Klaus Völker</i>	Tassow und Marski
<i>Herbert Marcuse</i>	Ist der „18. Brumaire“ veraltet?
<i>Wolf Biermann</i>	Die Legende vom Soldaten im dritten Weltkrieg
<i>Jakob Mader</i>	Peripheres Europa
<i>Protokoll</i>	Lebenslauf Peter A. Borchert

kürbiskern 2/66

1. März 1966

<i>Johannes Bobrowski</i>	Das Dorf Tolmingkehmen
<i>Jakob Mader</i>	Intelligenz und Kulturpolitik
<i>Heinrich Waltz</i>	Prosaische Lyrik
<i>Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke</i>	Vier Geschichten
<i>Günter Kunert</i>	Gedichte
<i>Friedrich Hitzer</i>	Gespräch mit Michail Romm
<i>Thomas von Vegesack</i>	Dokumentation zur „Ermittlung“
<i>Ludwig Marcuse</i>	Was ermittelte Peter Weiss?
<i>Ingrid Drexel</i>	Propaganda als Gottesdienst?
<i>Joachim Fiebach</i>	Marginalien zu einem deutschen Oratorium
<i>Erwin Piscator</i>	Nach-Ermittlung
<i>Leo Kofler</i>	Hauptstufen der dialektischen Gesellschaftsphilosophie
<i>Sarah Kirsch</i>	Legende über Lilja
<i>Elmar Altvater</i>	Ein Ende der Lohnpreisspirale?
<i>Protokoll:</i>	H. Günter Wallraff auf der Werft
<i>Torsten Carecz</i>	Haut den Lukás!
<i>Barbe Funk</i>	Mitscherlichs Anstiftung zum Unfrieden

<i>Márton Kalász</i>	Mitternachtsprozession
<i>Joseph Breitbach</i>	Brief des Pharisäers
<i>Richard Leising</i>	Gedichte
<i>Tankred Dorst</i>	Szenen aus „Toller“
	Protokolle zur Baierischen Rätorepublik
<i>Karl Oppermann</i>	Gedichte
<i>Rainer Kirsch</i>	Der Soldat und das Feuerzeug
<i>Konrad Farner</i>	Realismus in der bildenden Kunst
<i>Franz Schonauer</i>	Der rote Eine-Mark-Roman
<i>Rainer Kirsch —</i> <i>Yaak Karsunke</i>	Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
<i>Fritz Libuda</i>	Vietnam-Rede
<i>Erich Fried</i>	Vietnam-Gedichte
<i>Friedrich Hitzer</i>	100 Mann und ein Befehl zu viel
<i>Protokoll</i>	Der lachende Mann
<i>Anton Bouvier</i>	Muzes Flöte und Kleists Pistole
<i>Harald Hartung</i>	Lyrik als Warnung und Erkenntnis
<i>Richard Hiepe</i>	Pogrome, Eidgenossen und Genossen

<i>Dimiter Dublew</i>	Biographie
<i>Friedrich Hitzer</i>	PS zu zwei Briefen
<i>Jakov Lind</i>	Cowboys und Kannibalen
<i>Gerd Semmer</i>	Der kleine König
<i>Herman R. Beck</i>	Kinderlieder und Abzählverse
<i>Heinar Kipphardt</i>	Die Tugend der Kannibalen
<i>Leo Kofler</i>	Das Apollinische und das Dionysische
<i>Peter Hacks</i>	Das Poetische
<i>W. R. Langenbacher</i>	Im Banne eines Begriffs
<i>Erich Fried</i>	Princeton-Nachlese
<i>Eric Hobsbawm</i>	Dialog über den Marxismus
<i>Kurt Steinhaus</i>	Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag 1966
<i>Dieter Süverkrüp</i>	Vietnam-Zyklus
<i>Protokoll I</i>	H. Günter Wallraff bei der Bundeswehr
<i>Protokoll II</i>	Briefe in die Zone
<i>Harald Hartung</i>	Ein Ausflug an die Grenze
<i>Klaus Völker</i>	Das alte Neue

<i>Erich Fried: An die Teilnehmer des Gerichts der Öffentlichkeit über</i> <i>Johnson, Rusk, McNamara und Lodge</i>	3
<i>Hans-Albert Walter: No pasarán!</i>	5
<i>Wolfgang Weyrauch: Im Café</i>	28
<i>Annemarie Czaschke: Sternrenette</i>	34
<i>Johannes Schenk: Gedichte</i>	39
<i>D. Michalov: Der kleine Kolja</i>	45
<i>Hans Frick: Ein Gespräch</i>	54
<i>Sarah Kirsch: Gedichte</i>	60
<i>Anna Dünnebier: Der Sohn des Mörders</i>	66
<i>Michael Hatry: Beschreibung eines Festes</i>	72

KRITIK

<i>Jiří Hájek: Kafka und die sozialistische Welt</i>	77
<i>Erich Fried: In diesem besseren Land</i>	94
<i>Elisabeth Simons: Bemerkungen zu Franz Schonauer: Der Rote Eine-</i> <i>Mark-Roman</i>	103
<i>Karl Burg: Mit dem Herzblut der Autoren</i>	108

KLASSENKAMPF

<i>Vietnam-Protest</i>	114
<i>Günter Amendt: Silhouette 64</i>	116
<i>Georg Benz: Notstand der Demokratie</i>	118
<i>Jakob Mader: Formiert den Widerstand!</i>	123
<i>Protokoll I: Arbeitslager Dingolfing</i>	136
<i>Protokoll II: Die neuen spanischen Arbeiterkommissionen</i>	139

AXTE & EICHEN

<i>Einer von vielen</i>	145
-------------------------	-----

REZENSIONEN

<i>Hilde Rubinstein: Bewältigungen des Übermächtigen</i>	150
<i>K. H. Poppe: Die Kirche und ihre Alliierten</i>	160

Anmerkungen